Glück

Welt und Kirche.

Zur

Unterhaltung und Belehrung.

Von

Dr. Pius Burkard Glück.

Regensburg.

Verlag von A. Coppenrath.

(Vorm Montag und Weiß'sche Buchhandlung.)

1867.

Vorwort.

Das nachstehende Buch enthält eine Auswahl von Aufsätzen, die ich seit fünfzehn Jahren in verschiedenen religiösen Blättern veröffentlicht habe. Was mich veranlaßt, diese Aufsätze hier zusammenzustellen, ist lediglich nur die Absicht, damit in weiteren Kreisen zur Neubelebung und Festigung kirchlich-christlicher Sinnesweise und Sitte, zunächst unter dem Volke, einen kleinen Beitrag zu liefern. Indem ich dieses Ziel vornemlich auf dem Wege der Unterhaltung zu erreichen strebte, habe ich nebst den mancherlei größeren und kleineren Lebensbeschreibungen frommer Katholiken und weniger bekannten Zügen aus dem Leben einiger Heiligen, die das Buch enthält, auch großentheils die in demselben behandelten Wahrheiten und Sittengebote der christlichen Religion in das Gewand der Erzählung gekleidet und so auf eine mehr anschauliche Weise zur Uebung der christlichen Tugend anzuregen gesucht. Die Aufsätze sind theils selbstständige Arbeiten, theils auszugsweise

anderweitigen, wohl dem größten Theile meines beabsichtigten Leserkreises nicht zugängigen Büchern und Zeitschriften entnommen, und war ich dann nur bemüht, denselben in Darstellung und Sprache ein möglichst einheitliches Gepräge zu geben. Um auch in der Aneinanderreihung der einzelnen Aufsätze den Charakter der Unterhaltung vorwalten zu lassen, wurde Sorge getragen, daß dieselben nach erzählendem und belehrendem Inhalte in thunlichster Abwechslung sich folgen.

Möge nun dieses Buch, das ich aus Liebe zu Christo zusammengestellt, auch in manchen anderen Herzen die Liebe zu Dem erwecken und entflammen, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben!

Dr. P. B. Glück.

I.

Christus ist geboren.

(Nach H. Wachenhusen.)

„Der Pfarrer thut sehr Unrecht, daß er da drüben in der Kirche immer so übel von den Dornen redet!“ — sagte der Dornbusch, der vor dem verfallenen Stallgemäuer der Schloßruine, der Dorfkirche gegenüberstand. „Es ist sehr unrecht von ihm, denn er kann ja nicht wissen, was es mit mir für eine Bewandtniß hat! — Auf dem Blutacker bei Golgatha stand vor bald zweitausend Jahren mein Stammbaum, ein Kreuzdorn; aus dessen Zweigen flochten sie die Dornenkrone des Heilandes. Der Pfarrer drüben aber weiß nicht, daß ich von diesem Kreuzdorn stamme, daß alle directen Abkommen desselben rothe Blüthen treiben, in der Christnacht blutige Thränen weinen, und daß wir Dornen uns ewig verjüngen wie Christi Lehre, denn wir sind ja mit ihr verflochten!“

So sprach der Dornbusch. Und es fuhr der Wind in seine Zweige und schüttelte sie, daß Schnee von denselben fiel.

„Freilich, die Bewandtniß muß man kennen!“ seufzte der Dornbusch.

Es war nun eben Christnacht, und die Mitternacht nahte; darum stellte der Dornbusch seine frommen Betrachtungen an, die er indeß auch an andern Tagen hegen mochte, wenn es mit seiner Abkunft wirklich „die Bewandtniß“ hatte, deren er sich rühmte. Inzwischen läutete man in die Kirche, und der fromme Pfarrer schritt daher, um die Christmette zu halten.

„Da geht er gleichgültig an mir vorüber!“ — sagte der Dornbusch. „Natürlich: er kennt ja meine Bewandtniß nicht! Und die Uebrigen eilen auch alle an mir vorbei in

die Kirche. Wenn der liebe Gott nicht in's Verborgene schauen könnte, er würde seine Gläubigen an den Fußspuren erkennen, die von den Häusern in die Kirche führen. Aber Er kennt sie Alle, denn Er selbst leitet ja ihre Spuren . . . Ich jedoch kenne Zwei im Dorfe, die nicht heute und nicht das ganze Jahr in die Kirche gehen, weil sie gottlos sind; es ist der finstere Schloßherr und der wilde Steffen, den der Erstere gestern aus seiner Hütte gejagt, weil er den Miethzins nicht bezahlt, und dessen armes Weib mit ihren halbnackten Kindern nun hier in dem verfallenen Stalle liegt, vor dem ich Wache halte. Ich muß mich doch einmal nach der armen Frau und dem kranken Kinde umschauen" — sagte der Dornbusch und reckte seine Zweige, um in das zerbrochene Fenster zu blicken.

Aber es war dunkel drinnen, und der Nachtwind ächzte an den feuchten Wänden und durch das offene Fenster.

„Ach Gott, das arme Weib ist so gut und doch so elend! Hier in dem Stalle sind Jammer und Zähneklappern heute die Christbescheerung. Das ist zu traurig!" seufzte der Dornbusch.

Drüben in der Kirche begann die Orgel mit den feierlichen Tönen. — Christus ist geboren! sang die Gemeinde dazu von dem Chore und von den Bänken. — Christus ist geboren! rief auch der Wächter vom Thurme herab.

Der Dornbusch hatte Recht. Drinnen in dem alten, verödeten Stalle lag ein armes Weib auf den Knieen und betete. Heiße Thränen rannen über ihre Wangen, krampfhaft hatte sie die Hände gefaltet, starr heftete sie das Auge auf das Stroh, das sich in der alten steinernen Krippe befand, denn in dieser Krippe lag ihr Jüngstgebornes, ein halbjähriges krankes Kind, zitternd vor Fieberfrost und Kälte.

Durch die Spalten des morschen Daches, dessen Lücken der Schnee bedeckte, fielen zu Hunderttausenden die kleinen glitzernden Schneesternchen herab und spielten in dem Scheine des Mondes. Sie leuchteten und wärmten aber nicht.

„Heiland der Erde, der Du in dieser Nacht geboren wardst, der Du lebtest und starbst für uns Alle, der Du heute in einer Krippe lagst, wie dieses arme, hilflose Geschöpf, rette, o rette mein krankes Kind!" So betete das unglückliche Weib, und die kalten Händchen des Kindes streckten

sich jammernd nach der Mutter aus. Ihre Kraft war gebrochen, ermattet ließ sie die Stirne auf den eisigen Rand der Steinkrippe sinken, ihr Auge schloß sich, ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust. Tage und Nächte hindurch hatte sie gewacht, Tage und Nächte des tiefsten Elends verlebt; jetzt brach sie zusammen und der Schlummer erbarmte sich ihres Jammers.

„Du armes Weib, wo ist Dein Gatte? Du armes Kind, wo ist Dein Vater?“ sagte mitleidig der Dornbusch draußen, in's Fenster schauend.

Ja, wo war der Gatte, wo war der Vater? — Der wilde Steffen, wie man ihn im Dorfe nannte, war, wie gesagt, gestern Abend mit Weib und Kind aus seiner Hütte gejagt worden; er hatte bei seinen Nachbarn ein Obdach gesucht, die aber hatten von ihm Nichts wissen wollen, denn sie fürchteten sich vor dem gottlosen Steffen, der nie gut gethan, wie sie sagten. So war er dann mit den Seinen in das verlassene Stallgemäuer gezogen. Am Morgen aber war er racheschnaubend fortgeeilt und vergebens hatte sein Weib, ein Unglück befürchtend, ihn zurückzuhalten gesucht. — Wo war der wilde Steffen? — Die Glocken läuteten, die Orgel tönte, die Gemeinde lag in heiliger Andacht auf den Knieen in der Kirche und der brave Pfarrer stand am Altare und sang: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.“

Droben in dem alten Schlosse in einem großen unheimlichen Gemache saß neben dem längst erloschenen Kamin ein Mann mit finsteren, abstoßenden Gesichtszügen. Es war der Schloßherr, ein hartherziger Mann, den man fürchtete, so weit seine Grenzen reichten. Das Licht vor ihm auf dem Tische war tief herabgebrannt, sein Antlitz war starr und regungslos, sein Auge geschlossen. Es schien, als schlafe er, aber er war so entsetzlich bleich.

Während nun unten in den Hofgebäuden die Dienerschaft den Christbaum schmückte, schlich ein Mann die Treppe hinauf und durch den finstern Corridor. Leise öffnete er die Thüre des großen Gemaches, leise trat er herein und neben den Sessel, in welchem der Gutsherr schlummerte. Das Auge des Fremden leuchtete in wilder Gluth, ein

Hohnlachen entstellte seine verwitterten Züge. Er that einen Blick scheu im Zimmer umher. Ein Messer glänzte hoch in seiner Rechten, die Linke packte die Hand des schlafenden Gutsherrn. Das Messer zuckte — —

„Christus ist geboren!" sang man in der Kirche drüben.

Der wilde Steffen fuhr entsetzt zurück, die Hand des Gutsherrn war eisig kalt; er hatte eine Leiche gefaßt.

„Christus ist geboren!" rief auch der Thürmer herab, denn der Gottesdienst war zu Ende und die Gemeinde eilte nach Hause.

Das Messer entsank Steffens Hand; noch einmal starrte er die Leiche an; es war ihm, als schlage sie strafend das kalte Auge auf. Sein Antlitz mit beiden Händen verhüllend, stürzte Steffen fort. Niemand hatte ihn in das Haus schleichen sehen, Niemand sah ihn jetzt vor dem verödeten Stalle verweilen und durch das Fenster starren — Niemand außer dem Dornbusch. Fürchterlich bleich schaute Steffen in das Innere des Stalles; dort sah er sein Weib knieen, eben so regungslos wie die Leiche dort oben im Schlosse, nur schöner, und mild und rein wie die Unschuld, das Kind in der Krippe. Da rannte Steffen fort, sich selbst unbewußt stürzte er durch die offene Kirchenthüre und sank ohnmächtig an den Stufen des Altares nieder.

Der Pfarrer ging so eben nach Hause. Er kam an dem Dornbusch vorüber und sah zwei kleine Knaben unter demselben im Schnee sitzen. Sie froren und bargen die rothen Händchen in den Lumpen.

„Nimm sie mit Dir!" sagte der Dornbusch zum Pfarrer, „es sind die Kinder des wilden Steffen; sie wagen sich nicht hinein, aus Furcht, daß der Vater sie schlage, wenn sie mit leeren Händen nach Hause kommen. — Nimm sie mit Dir, denn ich kann sie nicht erwärmen; ich bin ja selber arm und nackt!"

Wir wissen nicht, war es der Dornbusch, oder das Herz des Pfarrers, das also sprach; er aber nahm die Kinder mit sich in sein Haus.

„So; nun habe ich doch eine Sorge weniger!" sagte der Dornbusch zu sich selbst. „Jetzt zünden sie hier und da und dort schon den Christbaum an! Wie Schade, daß ich

dort nicht unter den Fenstern stehe, denn hier in dem öden Stalle wird's Nichts zu sehen geben."

Aber der Dornbusch irrte, denn das Innere des Stalles erhellte sich alsbald mit tausendfachem Licht. Noch immer knieete das arme Weib mit geschlossenen Augen da, aber das kranke Kind, es wachte und streckte lächelnd seine kleinen Arme aus; denn das Dach öffnete sich und herabschwebten, von einer Lichtwolke umgeben, zwei wunderliebliche Engel, von denen der eine einen kleinen Christbaum mit unzähligen Lichtern, der andere aber köstliche Geschenke trug. Und es ward warm in dem Stall und das Licht warf einen solchen Schein über die Straße, daß der Dornbusch sich verwunderte.

„Es ist doch keine Hütte so schlecht, wo heute nicht Christus wäre!" sagte er.

Die Engel schwebten herab und während der eine den Christbaum bescheerte, trat der andere zu dem kranken Kinde und legte heilend seine Hand auf dessen Brust. Dann schwebten sie wieder empor und verschwanden; in dem Stalle aber blieb es Licht.

Inzwischen lag der wilde Steffen auf den kalten Altarstufen. Endlich kam er wieder zum Bewußtsein. Er hob den Kopf vom Stein; er hatte ein wunderbares Gesicht im Traume gehabt, denn er hatte zwei liebliche Engel gesehen, die segnend ihm zur Seite traten; und jetzt eben noch, da er erwachte, sah er sie neben sich stehen, er fühlte, wie jeder von den Engeln sein warmes Händchen in die seinige legte und sie ihn zur Kirche hinausführten.

Steffen war es, als träumte er noch, als werde er im Schlafe von den beiden kleinen Engeln vor die Kirche und zu dem Stalle geführt, in welchem er sein armes Weib, seine jammernden Kinder wußte. Willig ließ er sich führen; als er aber unter sein ödes Dach trat und er hier Alles warm, licht und hell sah, als er die Christbescheerung gewahrte, da rieb er sich die Augen, er starrte auf die Engel hinab, die ihn hieher geführt und noch an seiner Seite standen. Steffen erkannte in ihnen seine beiden ältesten Knaben, festlich und schön gekleidet, wie er sie nie gesehen.

Noch immer glaubte er, es sei ein Traum. Er hob die beiden Kinder in seine Arme; er hielt und küßte sie — — nein, das konnte kein Traum sein.

„Christus ist geboren!“ rief der Wächter vom Thurm herab.

„Ja, ja, Er ist geboren, und auch in mir ist Er es!“ rief Steffen aus, und mit den beiden Knaben im Arme stürzte er zu seinem Weibe; er umschlang sie, und rief: „Hanne, erwache, Christus ist ja geboren!“

Und sie schlug die Augen auf und schaute verwundert umher. „Wie ist mir denn?“ rief sie. „Bist du es wirklich, Steffen? — — Und dieses Licht hier? Ist es denn wahr, was mir träumte? — Zwei Engel sah ich kommen, sie trugen einen Christbaum und schöne Geschenke, und der eine trat an die Krippe hier und legte heilend die Hand auf meines Kindes Brust! — — Ja, ja, es ist wahr! Es lebt!“ jauchzte sie, nahm das lächelnde Kind aus der Krippe und drückte es an die Brust. — — „Es ist wahr, Steffen!“ — rief sie, das Kind in seine Arme legend. „Der Heiland ist geboren, er hat mir auch mein Kind nicht sterben lassen!“

Und während sie Alle die Christbescheerung anstaunten, trat der Pfarrer hinter dem Christbaum hervor, denn er war es, der durch zwei brave Kinder aus der Gemeinde die Weihnachtsbescheerung gesandt, er war es, der den wilden Steffen an den Stufen des Altars hatte hinsinken sehen, er war es, der dessen Knaben festlich gekleidet und sie zu dem Vater in die Kirche geführt hatte.

„Christus ist geboren!“ sagte der Pfarrer, „und Er will, daß Er heute auch in der kleinsten Hütte nicht fehle. Wo Er aber zum ersten Mal einkehrt, das ist in Eurem Herzen, Steffen; wahrt Ihn dort wohl, denn Ihr wisset, es ist im Himmel mehr Freude über einen bekehrten Sünder, als über neunundneunzig Gerechte!“ —

Und der Dornbusch schaute noch immer in's Fenster; es rauschte vor Freude in seinen Aesten, und wie es der Kreuzdorn in jeder Christnacht thut, trieben seine Zweige purpurrothe Augen, die weinten blutige Thränen in den Schnee.

Am Morgen ging Steffen mit Weib und Kindern zur Kirche, und es mußte in der Zwischenzeit noch etwas Weiteres zwischen ihnen und dem Pfarrer vorgegangen sein, denn man sah sie Beide in tiefster Andacht zum Tische des Herrn treten. Die Leute des Dorfes aber schritten in Festkleidern an dem Dornbusch vorüber, und als sie den Schnee unter

ihm gleichsam mit rothen Perlen bestreut sahen, riefen sie: „Seht nur, der Kreuzdorn hat in der Nacht rothe Blüthen getragen!"

„Ja," antwortete der Kreuzdorn; „denn Christus ist ja geboren! Wir Dornen, wir wissen es, denn wir haben Ihn ja im Tode gekrönt, und Ihr Menschen, Ihr müßt es auch wissen, denn Er hat ja für Euch geblutet!"

II.

Ist's einerlei, welche Religion man hat?

Ist's einerlei, ob man ein Heide oder ein Christ ist? Gewiß nicht. Kein Vernünftiger wird sagen, es sei einerlei, ob ich mit dem Christen einen Gott anbete, der der vollkommenste Geist ist, oder ob ich mit dem Heiden Bildern göttliche Ehre erweise, die aus Holz und Steinen gemacht sind; ob ich mit dem Christen glaube, daß die Seele des Menschen erschaffen worden, in alle Ewigkeit ihren Schöpfer von Angesicht zu Angesicht zu schauen, oder ob ich mit dem Heiden wähne, daß sie bestimmt sei, nach einem kurzen Erdendasein in Nichts zu vergehen oder in Thieren herumzuwandeln oder in einem traumartigen Leben fortzudämmern.

Das Heidenthum ist Lüge, das Christenthum ist Wahrheit; gleichwie aber dem Vernünftigen Wahrheit und Lüge nicht einerlei sind, so können ihm dieß auch nicht Heidenthum und Christenthum sein.

Doch lassen wir dieses; stellen wir nicht weitere Vergleiche an zwischen der lichtvollen Religion des Christenthums und dem finstern Aberglauben des Heidenthums. Wenden wir uns zu dem Judenthume! Ist's einerlei, ob man ein Jude oder ein Christ ist? Auch das nicht; denn auch das Judenthum ist nicht Wahrheit. Die christliche Religion ist hoch erhaben über der jüdischen; sie verhält sich zu dieser, wie faules Wasser zu edlem Wein. Im alten Bunde war die jüdische Religion reines Quellwasser, das durch Christus in edlen Wein umgewandelt werden sollte. Das ist auch geschehen. Die Religion der jetzt lebenden Juden aber ist nicht mehr die Religion der Juden des alten Testaments; sie ist ein aus alttestamentlichen Lehren und Satzungen, die zum

großen Theil bedeutungslos geworden sind, und Lehren und Vorschriften alter jüdischer Rabbinen zusammengewürfeltes Menschenwerk. Das dermalige Judenthum ist eine falsch gewordene Religion, aus welcher der belebende Geist gewichen; ist faules Wasser.

Sind dem Vernünftigen edler Wein und faules Wasser einerlei? Gewiß nicht! Werden ihm dann Christenthum und Judenthum einerlei sein?

Was lehrt die christliche Religion von der Nächstenliebe? Sie lehrt, daß der Christ jeden Menschen als seinen Nächsten ansehen und lieben solle, welcher Nation immer er angehören, zu welcher Religion er sich auch bekennen möge. Eine Religion, die das Herz des Menschen so sehr erweitert, daß er alle Menschen ohne Ausnahme mit Liebe umfaßt, muß wahr sein. Was lehrt aber die jüdische Religion von der Nächstenliebe? In den Religionsbüchern der Juden steht geschrieben, daß der Jude nur den Juden als seinen Nächsten betrachten dürfe. Der Jude liebt nur den Juden; den Christen liebt er nicht; er darf diesen sogar übervortheilen und betrügen und es ist ihm keine Sünde. Wer hat je davon gehört, daß ein Jude dem Christen das Gut, um das er ihn gebracht, zurückerstattet hätte? Wahrlich, eine Religion, die das Herz des Menschen so sehr zusammenschnürt, daß er engherzig nur Diejenigen liebt, die von seiner Nation oder Religion sind, kann nicht wahr, sondern muß falsch sein.

Ist aber wahr und falsch dem Vernünftigen einerlei?

Wenden wir uns zu den christlichen Religionen! Wohl hat Christus nur Eine Religion gestiftet und diese verdient im Grunde allein nur den Namen der christlichen. Nichts destoweniger ist man gewohnt, all diejenigen Religionen christlich zu nennen, welche die Taufe im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes noch nicht verworfen haben. Wo die Taufe im Namen des dreieinigen Gottes nicht mehr besteht, dort kann von christlicher Religion nicht die Rede sein. Dort sind Heiden, die, wenn sie auch von den Christen gelernt haben, ihr Kniee nicht vor Holz und Steinen zu beugen, es desto mehr vor ihrem dünkelhaften Geiste thun, der sich über Gott erhebt und Diesem vorschreibt, was Er von sich glauben und wie Er sich verehren, oder, richtig gesagt, verunehren lassen müsse.

Ist's nun einerlei, welcher von den verschiedenen christlichen Religionen man angehört; ob man z. B. ein katholischer, oder ein lutherischer, oder ein reformirter Christ ist? Die gesunde Vernunft sagt, daß dieß nicht einerlei sein könne, und warum nicht? Weil unter den verschiedenen christlichen Religionen, die in vielen Lehren sich geradezu widersprechen, nothwendig nur Eine die wahre sein kann. Christus, der Stifter der wahren Religion, kann unmöglich der Urheber einander widersprechender Lehren sein. Oder „ist wohl Christus getheilt?“ (1. Corinth. 1, 13.) Nichts weniger; „der Sohn Gottes war nicht Ja und Nein, sondern bei Ihm war Ja.“ (2. Corinth. 1, 19.) Könnten mehrere oder alle der bestehenden christlichen Religionen zugleich wahr sein, so müßte es z. B. wahr sein, daß Christus, wie die katholische Religion lehrt, sieben heilige Sakramente, und auch, daß Er, wie die nicht katholischen Religionen lehren, nur drei oder zwei eingesetzt habe; es müßte wahr sein, daß die heilige Messe das immerwährende Opfer des neuen Bundes und auch zugleich, wie der protestantische Katechismus von Heidelberg lehrt, eine vermaledeite Abgötterei sei; daß Christus für seine Kirche ein sichtbares Oberhaupt eingesetzt und auch keines eingesetzt habe u. s. w. Dieß ist nun aber nicht möglich; darum ist nur Eine der verschiedenen christlichen Religionen wahr. Nur Eine ist reines Gold; jede der anderen ist Gold, das mehr oder weniger mit unedlen Stoffen untermengt ist, d. h. es haften ihr mehr oder weniger Irrthümer an. Wie aber keinem Vernünftigen reines und mit unedlen Stoffen untermengtes Gold einerlei sind, so nicht die wahre und die übrigen christlichen Religionen.

Welche von den bestehenden christlichen Religionen aber ist die wahre? Die katholische oder eine der nichtkatholischen? Antwort: Die katholische. Warum?

Mit Recht kann von der wahren christlichen Religion verlangt werden, daß sie nicht erst nach den Tagen der Apostel entstanden sei. Die wahre christliche Religion muß „erbaut sein auf dem Grunde der Apostel, so daß Christus selbst der Hauptleckstein ist.“ (Ephes. 2, 20.) Welche von den verschiedenen christlichen Religionen aber vermag ihr Dasein auf die Zeit der Apostel zurückzuführen? Nur allein die katholische. Wie alt sind dagegen die Religionen unserer prote-

stantischen Mitbrüder? Kaum 300 Jahre. Die Apostel waren schon mehr denn tausend Jahre gestorben, die katholische Religion wurde schon länger, als tausend Jahre geprediget, da sind erst die protestantischen Religionen entstanden. Mögen darum diese Religionen auch den Namen „christlich" führen, keine derselben kann, weil sie nicht aus den Tagen der Apostel stammt, die wahre sein.

„Wie, die katholische Religion soll die wahre sein?" — höre ich einen Protestanten entgegnen — „Nein, die protestantische ist die wahre. Wie nemlich an ein Kunstwerk im Verlaufe der Zeit Staub und Schmutz sich ansetzt, so ist auch nach und nach innerhalb der katholischen Kirche die apostolische Religion durch mancherlei Irrthümer verunstaltet worden. Da sind nun vor dreihundert Jahren gotterleuchtete Männer, Reformatoren genannt, aufgetreten, haben mit Hilfe der heiligen Schrift die Wahrheit von dem Irrthume gesondert und so die apostolische Religion in ihrer Reinheit wieder hergestellt. Diese von Irrthümern gereinigte apostolische Religion aber ist die protestantische; es kann darum sie allein nur die wahre sein."

So geläufig diese Einwendung gegen die Wahrheit der katholischen Religion in dem Munde der Protestanten ist, so ist sie doch völlig ungegründet. — Es entsteht nemlich sogleich die Frage: welche von den protestantischen Religionen, deren es doch mehrere gibt, und die sich in manchen wichtigen Lehren geradezu widersprechen, ist denn die von Irrthümern gereinigte apostolische Religion? Ist es z. B. die lutherische, in welcher die Einsetzungsworte beim heiligen Abendmahle: „Dieß ist mein Leib" die Bedeutung haben: „Dieß wird mein Leib"? oder die reformirte, in welcher jene Worte in dem Sinne ausgelegt werden: „Dieß bedeutet meinen Leib"? — Diese Frage dürfte von den Bekennern der verschiedenen protestantischen Religionen, von denen jeder wohl nur die seine für die apostolische hält, schwer zu lösen sein!

Ja, Ihr protestantischen Mitbrüder, die Unbilden der Zeit haben in den Jahrhunderten vor der sogenannten Reformation allerdings manchen Staub und Schmutz auf das göttliche Kunstwerk der apostolischen Religion geworfen, d. h. sie ist durch manche Mißbräuche ihrer Bekenner entstellt und ntwürdiget worden. An den rechtmäßigen Kirchenoberen,

dem Papste und den Bischöfen, und an Niemand anders war es, sie von diesen Mißbräuchen zu reinigen. Das ist auch geschehen. In den Beschlüssen der allgemeinen Kirchenversammlung zu Trient, die bald nach dem Anfange der sogenannten Reformation (1545—1563) gehalten wurde, könnet ihr lesen, was reine apostolische Lehre ist. Die sogenannten Reformatoren aber, statt das Meisterwerk der apostolischen Religion von Staub und Schmutz zu reinigen, haben durch Menschenlehren, die sie ihr beigefügt, es möglichst verdeckt und zu Grunde gerichtet.

Nicht genug! Solche, die behaupten, daß im Verlaufe der Zeit die apostolische Religion innerhalb der katholischen Kirche mit Irrthümern vermengt worden sei, sollen uns doch sagen: wann, wo und wie dieß geschehen? Sagt uns, Ihr protestantischen Mitbrüder, wann, wo und wie die Umwandlung der apostolischen Religion in die römisch-katholische oder die Scheidung dieser von jener sich ereignet hat? Wahrlich, diese Begebenheit war zu wichtig, als daß sie unbemerkt hätte stattfinden können. Aber sehet, darauf könnet Ihr uns keine genügende Antwort geben!

Oder sollte es mit der Behauptung, die häufig aus dem Munde von Protestanten gehört wird, daß im vierten oder fünften Jahrhunderte die apostolische Religion (von wem? weiß man nicht) mit Irrthümern vermengt worden sei, seine Richtigkeit haben? Diejenigen, die dieß behaupten, mögen uns dann sagen, wo denn die apostolische Religion vom vierten oder fünften bis in's sechzehnte Jahrhundert, als die sogenannten Reformatoren auftraten, gewesen ist? Ist es denkbar, daß Christus eine Religion gestiftet habe, die heute den Menschen bekannt, morgen wieder auf eine Zeit lang verborgen bleiben soll? Hat Er nicht vielmehr den Aposteln den Auftrag gegeben, die Völker aller Zeiten zu lehren?

Ist's überhaupt möglich, daß die apostolische Religion durch Irrthümer verunstaltet werden konnte? Nichts weniger! Könnte dieses je geschehen, dann bliebe die Verheißung des Heilandes unerfüllt, die Er seinen Aposteln gegeben: „Sehet, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt!" (Matth. 28, 20.) Wäre aber dieß der Fall, dann müßte man nothwendig annehmen, daß der Heiland diese Verheißung entweder nicht habe halten können oder nicht habe halten

wollen; im ersten Falle würde Ihm die Allmacht, im zweiten die Wahrhaftigkeit fehlen; Er wäre folglich nicht Gott! Dieß aber zu behaupten, halten die gläubigen Protestanten mit den Katholiken für eine Gotteslästerung.

Noch mehr! Ist die apostolische Religion einmal vom Heilande verlassen worden und in Irrthümer gefallen, wer sagt den Protestanten, ob dieß nicht seit der sogenannten Reformation, wo sie angeblich in ihrer Reinheit wieder hergestellt wurde, neuerdings geschehen ist, so daß man zur abermaligen Herstellung der apostolischen Religion jetzt wieder Reformatoren bedürfte? Wer möchte übrigens auf diese Weise je Gewißheit erlangen, im Besitze der apostolischen und darum wahren Religion zu sein?

Nein! so wenig die Sonne aufhört, Sonne zu sein, wenn sie an einem trüben Tage nicht in ihrem Glanze erscheint, eben so wenig hat die katholische Religion wegen der Mißbräuche, die sich manche ihrer Bekenner zu Schulden kommen ließen, je aufgehört, die apostolische zu sein! Ist sie aber die apostolische, dann ist sie auch die allein wahre; und ist sie die allein wahre, dann wird keine feindliche Macht sie zu vernichten im Stande sein. „Himmel und Erde vergehen, sie aber wird nicht vergehen.“

III.

Ein Soldat als Martyrer.

(Nach A. F. Rio).

Selim II., der im Jahre 1566 den türkischen Thron bestieg, hatte längst den Gedanken genährt, seine Regierung durch die Eroberung der Insel Cypern zu verherrlichen, die der Republik Venedig gehörte. In dieser Absicht gab er seiner Kriegsmarine eine erstaunliche Ausdehnung und Stärke. Als seine Vorbereitungen ihr Ende erreicht hatten, ließ er die Venetianer auffordern, sie sollten die Insel Cypern räumen; wenn nicht, so hätten sie von ihm einen Vernichtungskrieg gegen alle ihre Besitzungen zu gewärtigen.

Ungeachtet der schwierigen Lage, in welcher sich gerade damals die Republik Venedig befand, antwortete dennoch der

Senat von Venedig der Botschaft oder vielmehr der Herausforderung des Sultan mit altrömischem Stolze, ohne indeß die großen Gefahren zu verkennen, welche diese Antwort herbeiführen werde.

Das Zeichen zum Kriege war damit gegeben. Einige Wochen nachher landete die türkische Flotte, aus 150 Galeeren bestehend, mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Transportschiffen, an der Südspitze der Insel Cypern — ein Heer, welches einige Geschichtschreiber auf 80,000 Mann angeben. Dieses Heer stand unter dem Oberbefehl des Pascha Mustapha; es war mit 80 Geschützen versehen, wovon 30 Stücke Kugeln von 50 bis 100 Pfund schoßen.

Um gegen eine solche Kriegsmacht zu kämpfen, waren auf der ganzen Insel nur 5—600 Reiter, einige einheimische Landesmiliz und 3000 von Venedig vor Kurzem gesendete Fußgänger, welche aber die Krankheit des Scorbuts schon bis auf 2000 vermindert hatte. Ungeachtet dieses übergroßen Mißverhältnisses beschloß man dennoch, sich bis auf das Aeußerste zu vertheidigen, diese Vertheidigung aber nur auf Nicosia und Famagusta, die zwei einzigen befestigten Plätze der Insel, zu beschränken.

Nicosia mit seiner schwachen Garnison von 1500 italienischen Soldaten, welche durch ein paar tausend Edelleute, Bürger und Bauern verstärkt wurde, leistete einen verzweifelten Widerstand. Der Befehlshaber der Artillerie und der Befehlshaber der Landesmiliz waren auf der Bresche gefallen. Mehrere glückliche Ausfälle brachten Verwirrung in das türkische Lager; drei auf einander folgende Stürme wurden kräftig zurückgeschlagen. Aber während die Wachtposten bei den täglichen Verlusten immer mehr verringert werden mußten, traf es sich, daß ein plötzlicher nächtlicher Ueberfall des Feindes mit Erfolg ausgeführt wurde, und so die Besatzung zu capituliren sich genöthigt sah. Diese Capitulation wurde jedoch sogleich nach dem Abschlusse verletzt, und die Türken ließen 20,000 Einwohner über die Klinge springen. Der Sieger glaubte, da ihm die Nachricht einer so entsetzlichen Hinschlachtung vorausginge, so müßten sich sogleich die Thore Famagusta's, der anderen Festung, vor ihm öffnen. Mustapha schickte den Kopf des Befehlshabers von Nicosia durch einen Landmann nach Famagusta, welcher alles von ihm Ge-

sehene erzählen mußte und zugleich einen Brief übergab mit der Drohung eines ähnlichen Schicksals, wenn man dem Willen des Großherrn sich zu widersetzen wage. Die Antwort des Befehlshabers von Famagusta war so, wie sie sein sollte: kurz, von einem edlen Stolze eingegeben, ohne alle Prahlerei, mit Einem Worte, so wie sie für einen Christen und für den Diener einer großen Republik sich ziemte. Dieser Diener Christi und seines Vaterlandes war Marc=Anton Bragadino.

Marc=Anton Bragadino war einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit. Begabt mit einer ungewöhnlichen Seelenstärke und mit einem natürlichen Gefühl des Rechts, das sich durch Nichts irre machen ließ, hatte er die Strenge seines Charakters durch eine unausgesetzt fortdauernde Ausbildung seiner glänzenden Geistesgaben gemildert. Alle diese Vorzüge waren überdieß bei ihm durch eine lebhafte innige Anhänglichkeit an die Religion seiner Väter geheiligt. Aus dieser letzteren Richtung, in Verbindung mit den von seiner Jugend an eifrig gepflegten Studien war sein großes Talent für militärische Ansprachen hervorgegangen und jene Fülle aufwallender Beredsamkeit, die gleichsam wie ein glühender Lavastrom aus seinem Herzen sich ergoß und die Flammen heroischer Begeisterung in seinen Zuhörern entzündete.

Zwei Monate vor der Einnahme Nicosia's durch die Türken, in dem Augenblicke, als deren Landung auf der Insel überallhin Schrecken verbreitete, ließ Bragadino einen Altar auf dem Hauptplatze der Stadt Famagusta errichten, und lud die Einwohnerschaft ein, in Gemeinschaft mit der Garnison dem heiligen Opfer anzuwohnen. Der Gedanke an die bevorstehende große Gefahr verstärkte den Eindruck der erhabenen Feier und die Andacht der Gläubigen. Bei der Communion während der Messe nahten sich die Krieger mit ihrem Oberbefehlshaber an der Spitze, gleich ihm in kriegerischer Rüstung, dem Tische des Herrn, um das „Brod der Starken“ zu empfangen. Nach einer kurzen Anrede des heiligmäßigen Bischofes Ragazoni ergriff Bragadino das Wort. Er schwur: die äußersten Leiden und den Tod selbst auszuhalten zur Vertheidigung des christlichen Glaubens und der Republik und zum Schutze des hochherzigen Volkes, welches ihn hörte, und das er zum Zeugen seines Schwures nahm. „Ich schwöre es“ — rief er aus mit einer Stimme, die alle Herzen

durchdrang, „ich schwöre es bei der heiligen Dreifaltigkeit, bei den vier Evangelisten, bei diesem heiligen Kreuze Christi, das Ihr auf meinem Banner erblicket, bei dem heiligen Mahle, an dem wir so eben Theil genommen haben; ich schwöre es im Namen meiner Waffenbrüder, die Ihr hier vor euren Augen sehet, so wie derjenigen, deren Stimme Ihr nur hören könnet. Schwöret auch Ihr mit mir, tapfere Bewohner von Salamis,*) Euer Blut zu vergießen, wenn es sein muß, für Gott und das Vaterland, zugleich auch damit für Eure Eltern, Eure Frauen, Eure Kinder, die jetzt durch einen Feind bedroht sind, welcher Euch Euer Gut und Blut, Eure Ehre und Religion zu rauben kommt."

Bevor noch der Redner geendet hatte, wurde seine Stimme durch einen allgemeinen Ausruf der Begeisterung übertönt. Die Frauen, selbst die unmündigen Kinder hoben die Hände empor gleich den Männern, und Alle wiederholten den heiligen Eidschwur, welchen jeder Mund aussprach nicht blos auf jenem öffentlichen Platze, sondern in allen Straßen, in allen Hallen, an allen Fenstern der Stadt.

Den 19. September 1570 langte das türkische Heer vor der Festung an. Man hatte in Famagusta auf den Beistand der spanischen Flotte gerechnet, die in den Seehafen von Candia eingelaufen war. Auf einmal segelte jedoch der Admiral derselben, Johannes Andreas Doria, nach Spanien zurück. Die venetianische Flotte, durch diesen Abfall außer Fassung gebracht, wagte es nun nicht, die türkische anzugreifen. Vielmehr sah sie sich bald von der letzteren verfolgt, und ohne die Stürme, welche beide Flotten zerstreuten und eine Anzahl Galeeren an den Klippen des Archipels zertrümmerten, hätte dieser Seezug aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer großen Seeschlacht geendet.

Den Vertheidigern Famagusta's blieb die Hilflosigkeit, in der man sie gelassen hatte, nicht lange verborgen. Die Besatzung war bereits bis auf ein paar tausend Mann verringert; ein großer Theil der Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse war aufgebraucht; der Schatz war leer und die Bevölkerung so sehr verarmt, daß man ihr unmöglich neue Steuern auflegen konnte. Nur Eine Hilfe stand noch in Aussicht, aber

*) Alterthümlicher Name der Hauptstadt der Insel Cypern.

in einer sehr fernen: diese bestand darin, daß man sich noch einmal an das Mutterland in dieser letzten Noth wendete, und zu diesem Zwecke den Bischof Ragazzoni nach Venedig sandte. Der mündliche Bericht des Bischofs und die von ihm überbrachten Briefe riefen einen nicht zu beschreibenden Eindruck hervor: augenblicklich wurde die Ausrüstung einer Flotte von zwölf Galeeren beschlossen und der Oberbefehl derselben dem tapferen Marc-Anton Quirini anvertraut, einem Manne, der durch seine Thaten bewies, daß seine Familie eben so gut Helden, als Heilige hervorzubringen vermochte. Der Ungestümm seiner Angriffe und die Geschicklichkeit seiner Manöver verschafften ihm eine Reihe von Erfolgen gegen die Türken; er konnte in den Hafen von Famagusta einlaufen mit seiner Ladung von Lebensmitteln und Kriegsvorräthen, unter dem freudigen Zurufe der Einwohner und der Garnison, welche dadurch um 2400 neue Streiter sich verstärkte.

Die Belagerer wußten Nichts von der Ankunft dieser Verstärkung. Als sie Marc-Anton Quirini mit seinen Galeeren aus Famagusta wieder absegeln sahen, so glaubten sie, er bringe die Besatzung dieses Platzes nach Candia oder sonst irgendwo hin. Bragadino, von diesem Irrthum des Feindes unterrichtet, befahl, daß am nächstfolgenden Tage kein Soldat auf den Festungswerken sich sollte sehen lassen, und daß auch die übrigen Bewohner der Stadt sich in ihren Häusern hielten, damit Alles still und verlassen scheine. Die vorgeschobenen Wachtposten der Türken wurden dadurch auch wirklich so vollständig getäuscht, daß sie eilig Mustapha die Nachricht überbrachten, die Stadt sei gänzlich geräumt. Als nun aber Mustapha bis zu den Thoren vorgerückt war, um von der Stadt Besitz zu nehmen, da ließen sich auf ein von Bragadino gegebenes Zeichen alle Trommeln, Hörner und Trompeten auf einmal zugleich hören; die Reiterei stürzte sich plötzlich mitten unter die Feinde, ritt die Einen nieder, hieb die Anderen zusammen, und stand nicht eher von der Verfolgung der Fliehenden ab, bis das freie Feld zwischen der Stadt und dem Lager der Ungläubigen mit einer Menge von Todten und Verwundeten bedeckt war.

Die durch diesen Sieg verursachte Freude war indeß kurz und trügerisch. Eine Untersuchung, welche Bragadino darauf über die für die Einwohnerschaft und die Be-

satzung vorhandenen Vorräthe anstellen ließ, zeigte ein so wenig befriedigendes Ergebniß, daß man beschloß, sich vor der Rückkehr der in Konstantinopel überwinternden türkischen Flotte aller zum Kampfe untüchtiger Verzehrer zu entledigen. Es gab herzzerreißende Scenen in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen und vor Allem in dem Hafen in dem Augenblicke der Trennung, da die meisten das Gefühl hatten, daß man sich jetzt ein letztes Lebewohl sagte. Jede Familie der Stadt zählte eines ihrer Mitglieder unter den 5000 Greisen, Weibern und Kindern, aus welchen diese Schaar von Flüchtlingen bestand, die sich jetzt zur Fahrt auf einem durch Seeräuber unsicher gemachten Meere einschifften, woselbst Klippen und die Stürme der ungünstigen Jahreszeit noch die geringere Gefahr waren, die man zu fürchten hatte.

Am 28. März 1571 Abends nahm man von Famagusta aus 80 türkische Galeeren wahr, welche mit vollen Segeln sich der Insel Cypern näherten. Ein Theil derselben war bestimmt, den Hafen von Famagusta zu blokiren, ein anderer dazu, um aus Syrien und Kleinasien Verstärkung an Kriegsmannschaft, so wie die zur Vornahme einer Belagerung nöthigen Arbeiter und Materialien zu holen. Mit Zusammrechnung der Soldaten, der Arbeiter, der Taglöhner und der Nachzügler, welche alle nach und nach während der ersten Hälfte des April auf der Küste von Cypern ausgeschifft wurden, zählte das Lager Mustapha's nach einem gleichzeitigen Geschichtschreiber gegen 250,000 Mann. Dabei ist noch der Ruf zu beachten, in welchem die Türken damals standen, als wenn sie allen europäischen Völkern in der Kunst, feste Plätze anzugreifen und zu bewältigen, überlegen wären.

Und doch fand sich ein Mann, der mit einer Handvoll christlicher Krieger diesen wahrhaften Riesenkampf zu bestehen wagte.

Die Frömmigkeit, die Vorsicht und die Unerschrockenheit dieses christlichen Helden reichen aber nicht hin, um die Wunderthaten zu erklären, die er selbst ausführte und zu deren Ausführung er die Anderen anfeuerte. Es kam bei ihm noch hinzu der Geist der Selbstverläugnung und der aufopfernden Hingebung; ein Geist der Väterlichkeit allen seinen Untergegebenen gegenüber selbst dann, wenn er in strengen Formen auftrat; ein erhabener Schwung und eine Festigkeit in seinen

Ansichten, hervorgebracht durch das Vorgefühl seines Schicksals, ein geheimnißvolles und dabei heiteres Wesen, welches seinem Oberbefehl die Würde und Milde eines Priesterthums verlieh, — Alles dieses bildete in ihm einen Verein von Tugenden und Gaben, die einen noch größeren Eindruck als seine kriegerischen Eigenschaften machten. Die jungen Patrizier, welche ihn umgaben, und alle, gleich ihm, zu jener heroischen und zugleich durch gelehrtes Wissen hochgebildeten Generation der damaligen Zeit gehörten, hatten in ihm einen zweiten Scipio Afrikanus bewundert an jenem Tage, als er aus der rohen Gewalt eines Türken eine junge Tochter Cyperns befreite, deren Züge von bewältigender Schönheit zeugten und als er die Befreite den Blicken Aller, aber auch seinen eigenen Blicken entzog.

Es wäre ungerecht, wenn man die kräftige Mitwirkung nicht in Anschlag bringen wollte, die Bragadino in der auserlesenen Schaar fand, mit welcher er sich umgeben hatte. Umbrien, jenes durch Kunst und Frömmigkeit geheiligte Land, hatte ihm einen eben so geschickten als ergebenen Lieutenant gesendet in der Person Astorre's Baglioni von Perugia. Auch die Lombardei hatte dem Heere Bragadino's Helden zugesellt: drei Sprößlinge jenes unüberwindlichen Geschlechtes der Martinengo von Brescia, dessen Name schon längst das goldene Buch der Republik schmückte, weil es den Glanz des Vaterlandes in dreifacher Weise erhöht hatte: durch Kriegsruhm, durch den Ruhm der Wissenschaft und durch den Ruhm der Frömmigkeit. Derjenige indeß unter jenen drei Martinengo, welchem die bedeutendste Rolle zufiel und der das am meisten tragische Schicksal hatte, war Ludwig Martinengo, den man wohl den „Donnerkeil des Krieges“ hätte nennen können, so furchtbar machte er sich den Türken in seiner Eigenschaft als Befehlshaber der venetianischen Artillerie. Unter diesen Oberoffizieren standen andere venetianische Patrizier von demselben Geiste beseelt, gleichfalls Träger berühmter Namen.

Die Türken hatten die Laufgräben seit dem Monate April im größten Umfange eröffnet. Hinter den Laufgräben hatte Mustapha zehn Forts von fünfzig Fuß Breite in der Fronte aus dicken Bohlen und aus Faschinen bauen lassen, auf welchen die furchtbarste Artillerie aufgestellt war, welche

die ottomanischen Feldherren bis jetzt bei Belagerung von Städten angewendet hatten.

Diesen Zerstörungsmitteln hatte Bragadino nur unvollständige Befestigungen, halb zerstörte Wälle entgegenzusetzen; das numerische Mißverhältniß der Streitkräfte war überdieß ein ganz außerordentliches. Dennoch zeigten die Belagerten unerschütterlichen Muth und Ausdauer.

Den 16. Mai 1571, zwei Stunden vor Tagesanbruch, donnerten auf einmal alle von den Türken errichteten Batterien mit einem furchtbaren Lärm. Ihr Feuer, das bis zum Mittage fortgesetzt wurde, richtete eine solche Verheerung in den Häusern an, daß die Bewohner sich sogar auf die Wälle flüchten mußten, obgleich auch diese durch die Kanonade sehr beschädigt wurden. Nichts desto weniger waren alle Versuche der Türken, den Wall zu ersteigen, vergeblich, und dieser erste Sturm wurde auf allen Seiten zurückgeschlagen.

Darauf fingen von beiden Seiten die unterirdischen Arbeiten an, indem die Türken Theile der Befestigung zu sprengen suchten, um sich einen Weg zu bahnen, die Christen dagegen ihrer Seits die türkischen Minen durch Entgegengraben zu zerstören trachteten. Den 22. Mai flog eine Mine auf unter den Füßen der Kämpfenden. Dieß verdoppelte nur ihre Wuth. Es folgte ein Handgemenge mitten im Feuer, Blut und Einsturz, wobei die Ottomanen tausendweise, die Venetianer hundertweise fielen. Es beruhen diese Angaben auf den Aussagen eines Ueberläufers, der Zeuge der Scenen dieses Tages war und sich darauf zu der Anbetung des Gottes der Christen bekehrte, in dessen Namen solche Thaten vollführt worden waren.

Zu der Freude dieses doppelten Sieges kam bald noch eine andere. Es traf eine Barke von der Insel Candia ein mit der Nachricht der bevorstehenden Ankunft einer bisher vergeblich und sehnsüchtig erwarteten Hilfe. Allein diese erschien nicht. Man bot jetzt von Seite der Feinde in Briefen, die man an abgeschossene Pfeile befestigt hatte, den Belagerten eine ehrenhafte Capitulation an und schlug zu diesem Zwecke Unterhandlungen vor; Bragadino gab darauf keine Antwort. Da beschloß Mustapha, der sich durch diesen Trotz gedemüthigt fand, einen neuen Sturm zu unternehmen, der schrecklicher als alle vorhergehenden sein sollte. Es erfolgte dieser am Morgen

des 19. Juni. So heftig er indeß war, so brachte er doch keinen Augenblick den vorher schon von Bragadino und Martinengo festgesetzten Vertheidigungsplan in Unordnung. Während der letztere sich auf dem Walle standhaft hielt und von da aus ein mörderisches Feuer auf die sich herandrängenden Massen der Feinde richtete, war Bragadino überall, und Baglioni mit dem Ungestüme seiner Tapferkeit stürzte sich auf alle Breschen, durch die der Feind einzudringen suchte. Die Türken, beschämt, daß sie durch eine so dünn gesäte Reihe von Vertheidigern sich aufhalten ließen, schöpften gerade aus diesem Gefühle der Beschämung neuen Muth und neues Wüthen. In den fünf Stunden, während welcher dieser furchtbare Sturm andauerte, machten sie sechs Angriffe und wurden dabei immer zurückgeschlagen. Die gegenseitige Erschöpfung bewirkte, daß man sich von beiden Seiten eine Ruhe von acht Tagen zugestand, wenn man anders die Erwartung eines Tages, der noch blutiger zu werden drohte, als der Tag des eben unternommenen Sturmes, eine Zeit der Ruhe nennen darf.

Der Feldherr der Ottomanen war von dem Sturme in das Lager zurückgekehrt, das Herz mit Ingrimm erfüllt. Er brannte vor Begierde, die erlittene Schmach in Strömen von Blut abzuwaschen, und die wilden Horden, die er befehligte, dürsteten nicht minder als er nach Blut und Rache.

Die Christen ihrerseits hatten während dieser kurzen Ruhezeit Alles gethan, was sich bei der geringen Zahl derselben nur immer thun ließ, denn die Gefechte und die Krankheiten hatten ihre Reihen ungemein gelichtet, so daß bei der Erschöpfung ihrer physischen Kräfte Entmuthigung in manchen Herzen Eingang fand. Bragadino, dem diese Erscheinung nicht entging, verdoppelte seine Sorgfalt, seine Wachsamkeit und Thätigkeit, indem er die Verwundeten und Kranken besuchte und tröstete, die Einwohner und Soldaten durch Zuspruch ermuthigte, indem er zu Allen von Gott sprach und von der bald eintreffenden Hilfe aus der Heimat. Zugleich ließ er innerhalb der halbzerstörten Mauern Erdwälle aufwerfen zur letzten Schutzwehr, hinter welche sich die Ueberlebenden dann zurückziehen und bis zum äußersten Ende vertheidigen sollten.

Am 28. Juni Morgens kündeten bei den Türken

Kanonenschüsse und eine außergewöhnliche Bewegung im Lager an, daß ein neuer Sturm auf die Wälle bevorstehe. Um den Erfolg besser zu sichern, wendeten sie Alles an, die Aufmerksamkeit der Belagerten zu theilen. Während ihre Reiterei mit verhängtem Zügel durch das Feld heransprengte, kreuzten ihre vor dem Hafen aufgestellten Galeeren ihr Feuer mit dem Feuer der Landbatterien und suchten die Theile der Mauer niederzuwerfen, welche die Erschütterung durch die seither angelegten Minen noch nicht hatte beschädigen können. Als Mustapha das Werk der Zerstörung hinlänglich vorgeschritten und den Eindruck des Schreckens wirksam genug glaubte, gab er das Zeichen zum Sturme und seine Schaaren stürzten sich mit Gebrüll gleich wilden Thieren auf die Stadt. Aber da stand ihnen Martinengo entgegen mit seiner gut bedienten Artillerie, die so geschickt aufgestellt war, daß sie bei jedem Losbrennen ganze Reihen der Moslim niederschmetterte. Auf der Bresche, die durch das feindliche Feuer am meisten erweitert war, sah man den furchtlosen Baglioni mit einer Handvoll Tapferer Thaten vollbringen, die an das Wunderbare grenzten. Damals erreichte die Begeisterung der Besatzung den höchsten Grad. Frauen und Jungfrauen, nicht minder davon ergriffen, trugen Steine und Pfeile herbei und schleuderten sie nicht selten selbst dem Feinde entgegen. Sieben Stunden lang in Einem fort dauerte der Sturm; sechsmal wurde er wiederholt. Der Bischof mit allen seinen Priestern befand sich dabei mitten unter den Kämpfenden; das Kruzifix in der Hand erinnerte er sie an die heilige Sache, für welche sie ihr Blut vergössen; er stellte ihnen die Beleidigungen und Verunehrungen vor, mit welchen der wilde Feind, den sie bekämpften, das geheiligte Christusbild bedrohe. Diese Ermahnungen, an christliche Soldaten gerichtet, die selbst schon eine unerschütterliche Tapferkeit besaßen, erhoben sie gleichsam über sich selbst und gaben ihnen ungeachtet ihrer Erschöpfung dennoch eine Kraft und Ausdauer, die das menschliche Maß zu übersteigen schienen.

Dieser Tag war der ruhmvollste in der ganzen Zeit der Belagerung. Aber eine an Hoffnungslosigkeit grenzende Trauer verhinderte die Bewohner Famagusta's, ihn durch die sonst in solchen Fällen üblichen Freudenbezeigungen zu feiern. Man fing an, durch Hunger zu leiden; schon war man

genöthigt, das Fleisch von Hunden, Pferden und Eseln zu verzehren; ein Huhn, das man etwa für einen Kranken kaufen wollte, mußte mit vier Goldthalern bezahlt werden. Man mußte sogar die Vertheilung des Essigs einstellen, welchen man dem ungesunden Wasser des Ortes beizumischen pflegte, und der bei der Hitze der Hundstage fast eben so nöthig, als das Brod war. Ueberdieß hatte man den über die Türken errungenen Sieg theuer bezahlen müssen. Obgleich die Verluste der Letzteren sich nach Tausenden berechneten und die der Belagerten nur nach Hunderten, so war es doch klar, daß jeder Sieg der Christen ein Schritt mehr war zu der traurigen letzten Nothwendigkeit, die ihnen bevorstand. Diese Ueberzeugung wurde jeden Tag stärker, wenn man die immer mehr abnehmende Schaar der Tapferen sah, die Bragadino um sein Banner versammelte, so wie die stets zunehmende Zahl der Verwundeten und Kranken, mit denen die Spitäler und Privatwohnungen angefüllt waren. Auch war wenig Hoffnung übrig, daß die Flotten der christlichen Mächte bald zu Hilfe kämen. Gelang es den Türken, den Platz zu erobern, so stand eine grausame Niedermetzlung der Bewohner in sicherer Aussicht. Unter diesen Umständen schien eine schlecht vollzogene Capitulation dennoch weniger schreckliche Folge zu haben, als ein bis zur Ausrottung der ganzen Besatzung fortgesetzter Widerstand.

Niemand hätte es indeß gewagt, mündlich Bragadino gegenüber eine solche Ansicht auszusprechen. Man entschloß sich also, es schriftlich zu thun und der Bischof überreichte ihm den deßfallsigen Brief.

Dieses Schreiben verwundete tief das Herz des edlen Bragadino, denn er hatte den Entschluß gefaßt, eher auf der Bresche zu fallen, als sich zu ergeben. Der Gedanke, in die Gefangenschaft der Türken zu gerathen, empörte sein Selbstgefühl und empörte ihn überdieß auch wegen seiner tapferen Gefährten, für die er so väterlich wie je gestimmt war, von denen er aber wußte, daß sie eben so fest wie er zum Opfer ihres Lebens entschlossen waren. In der peinigenden Verlegenheit, in welche ihn zwei sich widerstreitende Pflichten gebracht hatten, berief er nicht einen Kriegsrath, nicht einen Volksrath; wohl aber eine Versammlung, wie in einer ähnlichen Lage Gottfried von Bouillon oder der heilige Ludwig

sie berufen hätten. Er berief eine Versammlung in die Kirche, an den Fuß des Altares, dahin, wo er wenige Wochen vorher vor Allen und wo Alle mit ihm den Schwur geleistet hatten: sie wollten vor keinem Opfer zurückweichen, um treu zu bleiben ihren Pflichten gegen Gott und gegen das Vaterland. Er wurde von dem Bischofe ein feierliches Hochamt gehalten, so feierlich, wie je ein anderes und zugleich schon ich Voraus gleichsam ein Todtenamt. Bei der Communion in der heiligen Messe trat Bragadino hervor, um aus der Hand des Bischofes das Brod des Lebens zu empfangen. Die Rührung in den Herzen der Anwesenden bei dieser heiligen Handlung war eine tiefe, aber ruhige; letzteres war sie weniger, als der Held, der sich hier in ihren Augen so groß zeigte, nun mit lauter, fester Stimme das christliche Glaubensbekenntniß hersagte, und sich dann vor den Stufen des Altars niederwarf, einen Strom von Thränen vergießend. Was mag bei dieser schweigenden, das Gefühl mächtig ergreifenden und erhebenden Scene in der Brust des Mannes vorgegangen sein, der dabei die Hauptperson war? —

Als sich Bragadino von den Knieen erhob, um zu sprechen, da konnten diejenigen, welche die Bitte um Capitulation an ihn gerichtet hatten, schon in seinen Augen die Antwort, die er geben würde, lesen. Sein Blick hatte die ganze heitere Ruhe, die Vertrauen und Ergebung nur immer verleihen können. Er richtete eine kurze und kräftige Ansprache an die Versammelten. Vor Allem, sprach er, sei es das Vertrauen auf Gott, das man nicht verlieren dürfe, dann das Vertrauen auf seine Waffenbrüder und auf die Versprechungen des Vaterlandes, an deren endlicher Erfüllung er nicht zweifeln wolle. Was die Gewaltthätigkeit und Grausamkeit betreffe, denen man sich ausgesetzt glaube, wenn die Stadt mit Sturm genommen würde, so sagte er, bliebe immer noch Zeit, denselben zuvorzukommen, selbst noch im letzten Augenblicke durch eine ehrenhafte Capitulation, welche die Türken gerne solchen Männern zugestehen würden, die ihr Leben so theuer zu verkaufen wüßten. Darauf berief er sich zur Bestätigung seiner Rede auf das Wort Baglioni's und führte die Behauptung aus, daß mit Gottes Hilfe der Platz trotz aller erlittenen Beschädigungen und der verringerten Zahl seiner Vertheidiger noch vierzehn Tage sich halten könne. Er for-

derte diesen neuen Aufschub von der so oft bewährten Opferwilligkeit der Anwesenden.

Nie erlangte kriegerische Beredtsamkeit einen größeren Triumph. Man vergaß für einen Augenblick die Heiligkeit des Ortes und das erhabene Opfer, das nur unterbrochen, nicht beendigt war; mit einstimmigem Zuruf antwortete man auf die edlen, eben gehörten Worte. Diese vorher so blassen und niedergeschlagenen Gesichter erglühten jetzt von einem kriegerischem Feuer und die Schwächsten schienen gleichsam übernatürliche Kräfte gewonnen zu haben. Nicht nur auf vierzehn Tage, wie Bragadino verlangt hatte, vielmehr auf zwanzig und mehrere Tage wollte man die Vertheidigung verlängern. Neue Vorbereitungen und Rüstungen wurden den bisherigen hinzugefügt.

Drei Tage nach der eben beschriebenen ergreifenden Feierlichkeit wurde ein noch wüthenderer Angriff als alle früheren, da er unter dem persönlichen Commando Mustapha's stattfand, auf mehrere Punkte der Befestigungswerke gleichzeitig gerichtet. Die Feinde fanden überall die Vertheidiger zwar in sparsamer Anzahl, aber unerschütterlich. Siebenmal stürmten sie; jedesmal wurden sie mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen. Endlich gelang es ihnen, sich eines Halbmondes zu bemächtigen, der eines der Thore deckte. Dieß Werk war unterminirt. Hundertfünfzig Christen hielten dort einen verzweifelten Kampf aus gegen fünfzehnhundert Türken. Endlich mußte man dem harten Gesetze der militärischen Nothwendigkeit gehorchen. Es wurde Feuer an die Mine gelegt: die Belagerer und die Belagerten, durch den Ausbruch der Mine durch einander emporgeschleudert, bedeckten mit ihren verstümmelten und geschwärzten Leichen die dampfenden Trümmer.

Das war wieder ein siegreicher, aber ein theuer erkaufter Erfolg wegen des unersetzbaren Verlustes jenes Häufleins von Tapfern. Um sich einen solchen Schmerz für die Zukunft zu ersparen, wendete man verdoppelte Vorsichtsmaßregeln an, welche auch so gut gelangen, daß zwei Tage darauf, den 4. Juli, als Mustapha einen neuen Sturm befahl, die 700 Mann der Feinde, die zuerst eine Bresche erstiegen, mit einem furchtbaren Schlag in die Luft gesprengt wurden, ohne daß hiebei ein einziger der christlichen Soldaten das Leben verloren hätte.

Nun wagten die Türken nicht weiter einen so gefährlichen Versuch. Sie ließen den Belagerten einen Aufschub von zehn Tagen, theils um neue Angriffsmittel vorzubereiten, theils um die Wirkung neuer Capitulations-Anträge abzuwarten, welche sie gemacht hatten, indem Bragadino auf die bisherigen zu antworten immer verschmäht hatte.

Der Tag des 14. Juli war schrecklich, zugleich der allerglänzendste für Ludwig Martinengo, der seinen Posten mit einer Standhaftigkeit vertheidigte, gegen die alle Anstrengungen der Stürmenden fruchtlos waren. Dieser Posten war die breiteste unter den von dem Feinde bewirkten Breschen, und es zählte dieser sicher darauf, hier eindringen zu können. Da er durch die Waffen nicht zum Ziele kam, so wendete er ein anderes Mittel an. Man häufte von Seiten der Feinde zwischen der Befestigung jenes Halbmondes und dem Hauptthore eine große Menge harziger Bäume zusammen, die man in Brand steckte, so daß die Belagerten, am Sehen gehindert und erstickt durch den dicken und stinkenden Rauch, welchen der Wind ihnen entgegentrieb, sich außer Stand sahen, Mann gegen Mann den Kampf fortzusetzen. In ihrer Verzweiflung verwendeten sie den kleinen Vorrath Wein, den sie noch hatten, um, wie sie im guten Glauben waren, den Brand damit zu löschen. Aber dieß Opfer war ganz vergeblich, so wie auch das Opfer ihrer Nachtruhe in den darauffolgenden drei Nächten. Der Brand griff immer mehr um sich und wurde zuletzt so gewaltig, daß ein Geschichtschreiber ihn mit einem Ausbruche des Aetna vergleicht. Während dieser Zeit setzten die türkischen Batterien ihr Feuer fort. Eine Kugel traf dabei das Dach des bischöflichen Palastes und verursachte dem Bischof Ragazzoni eine tödtliche Wunde.

Der Aufschub von vierzehn Tagen bis zur Capitulation, welchen Bragadino von den Einwohnern verlangt hatte, ging gerade zu Ende, als der Bischof an den Folgen seiner Wunde starb. Ein großer Schmerz bemächtigte sich Aller wegen des Verlustes, den das Vaterland durch den Tod des geliebten Oberhirten erlitten und weil Jeder gleichsam einen Vater an ihm verloren hatte; aber dieser Schmerz bei aller seiner Größe war mit einer stillen Trauer und mit einer Niedergeschlagenheit verbunden, die kein Gefühl der Rache aufkommen ließ. Schon fing die Entmuthigung der Bürger

an, auch einige der erschöpften Soldaten der Besatzung zu erfassen. Da verbreitete sich auf einmal im türkischen Lager die Nachricht von der nahen Ankunft der Befreiungsflotte. Mustapha wollte seine Truppen nicht einer neuen blutigen Niederlage aussetzen; er sandte deßhalb einen Boten mit einem Briefe an Bragadino ab und lud diesen ein, unter Bedingungen, die ihm passend schienen, zu capituliren, worüber Antwort verlangt wurde. „Sage deinem Herrn“ — sprach der christliche Leonidas — „daß ich diese Stadt bis zum Tode vertheidigen werde.“ Damit befahl er dem Boten sogleich zurückzukehren.

Nun rüstete man sich von beiden Seiten zu dem letzten Akte dieses schrecklichen Dramas. Die erwartete Hilfe für die Belagerten traf nicht ein. Obgleich die Mauern der Stadt nur noch Trümmerhaufen zeigten, so wagte dennoch Mustapha nicht, sie in Gegenwart ihrer Vertheidiger von seinen Truppen übersteigen zu lassen. Er zählte weniger auf den Muth seiner Soldaten, als auf die Wirkung seiner Minen; er richtete deren mehrere gerade gegen die Punkte, wo alle Anzeichen des hartnäckigsten Widerstandes vorhanden waren.

Am 28. Juli begann mit der gleichzeitigen Sprengung von fünf solcher Minen dieser Riesenkampf, der drei Tage lang währte und vielleicht in der ganzen Kriegsgeschichte der neueren Zeit nicht seines Gleichen hat. Der ottomanische Feldherr hatte geschworen, die Stadt am ersten Tage vor Sonnenuntergang zu nehmen. Kaum hatte man den ersten furchtbaren Schlag der gesprengten Minen gehört, der weit umher den Boden durch seine Heftigkeit erschütterte, „so wurden die Christen, wie eine Chronik sich ausdrückt, durch einen Hagel von Steinen und Pfeilen überschüttet, und es begann zugleich ein solches Feuer von Seiten der türkischen Artillerie, mit so verdoppelten Schlägen, wie man sich Sturm mit Donner und Blitz am Ende der Welt vorstellt.“ Die Luft war dermaßen mit Staub und Rauch erfüllt, daß man weder Himmel noch Erde, weder Freund noch Feind unterscheiden konnte. Mitten in dieser schrecklichen Verwirrung bewahrte Bragadino eine unerschütterliche Kaltblütigkeit. Er zeigte sich überall, wo die Vertheidigung nachließ; dieses nicht aus Mangel an Muth, sondern aus Mangel an kämpfenden Armen. Er wies Jedem seinen Platz an. Die Breschen,

vertheidigt durch wenige Lebende, aber verengt durch die Leichen der gefallenen Feinde, konnten von den Stürmenden nicht überschritten werden. Mustapha, entschlossen, seine Beute nicht loszugeben, ließ seine Truppen so oft zum Angriffe zurückkehren, als es ihre Erschöpfung erlaubte und die Art von betäubtem Staunen, welches ihnen ein solcher, das gewöhnliche Maß menschlicher Kräfte übersteigender Widerstand verursachte. Endlich aber, eine Stunde vor Sonnenuntergang, befahl er den Rückzug.

An dem folgenden Tage fing die türkische Artillerie ihren Donner und ihre Zerstörungen auf's Neue an, und das Feuer der Flotte verband sich mit dem Feuer der Batterien. Dann auf ein gegebenes Zeichen stürzten Alle, die nicht von Ermattung, Wunden oder Krankheit in dem Lager zurückgehalten wurden, sich auf einmal mit furchtbarem Kriegsgeschrei gegen die Stadt, um zum sechsten Male Sturm zu laufen. Die Türken schämten sich, daß sie durch eine Handvoll Soldaten, die noch dazu fast Alle verwundet oder krank waren, sich sollten zurückschlagen lassen und wiederholten an diesem Tage neunmal ihren Angriff. Und dennoch waren sie am Ende gezwungen, vom Kampfe abzulassen, nachdem sie den Graben mit einer neuen Schichte von Leichen bedeckt hatten.

Die Verluste der Belagerten erwiesen sich im Verhältniß zu ihrer geringen Anzahl sehr bedeutend. Von den Ueberlebenden wurden diejenigen, die nicht durch Wunden entkräftet waren, es jetzt durch den Hunger, und konnten vor Schwäche kaum mehr ihre Waffen gebrauchen. Dennoch blieb ihr Vertrauen auf Bragadino unerschüttert, und die Hoffnung dieses Helden selbst auf die Ankunft der christlichen Flotte war noch nicht ganz geschwunden.

Es war am Morgen des 31. Juli (1571), als er mit einem Häuflein fast halbtodter Vertheidiger den siebenten und letzten Sturm zurückschlug. Damit war indeß die verhängnißvolle Stunde gekommen. Als Bragadino hierauf die Runde in der Festung machte, fand er die Thürme zerstört, die äußere Mauer zusammengeschossen, die Gräben mit Leichen und eingestürzten Trümmern gefüllt. Noch schlimmer sah es aus, als er die Mannschaft und die Vorräthe besichtigte. Mit Einem Worte: es fehlte an Allem und man hatte jetzt nur zu wählen zwischen Capitulation oder Tod.

Während man im Kriegsrathe die verschiedenen Möglichkeiten der Rettung in Betracht nahm, sah man die Parlamentärsflagge wehen, welche die Türken aufgezogen hatten. Diese Initiative von Seite des Feindes machte einen befriedigenden Eindruck auf die Garnison, welche dadurch ihre militärische Ehre für gewahrt hielt. Sobald die Christen die friedliche Einladung des ottomanischen Heerführers erwiedert hatten, schickte letzterer einen Bevollmächtigten, um Waffenstillstand zu schließen und verschob die Festsetzung der endgiltigen Bedingungen der Uebergabe auf den folgenden Tag. Die Besprechungen begannen am 1. August, dem nächstfolgenden Tage nach dem Sturme und endeten am 5. August. Ludwig Martinengo ließ unter den Artikeln der Capitulation die Klausel einrücken, wonach es den Christen gestattet sein sollte, alle Geschütze, die sich in der Stadt und auf den Wällen befänden, mit sich zu nehmen.

Der Abgesandte Mustapha's schwur bei seinem Kopfe, daß alle von Bragadino gestellten Bedingungen von seinem Herrn würden angenommen werden. Man kam überein, die Besatzung sollte den Platz mit ihren Waffen verlassen, mit ihrem Gepäck und mit allen ihren Batterien; sie sollte auf drei Galeeren und acht kleinen Barken nach der Insel Candia gebracht werden, versehen mit hinlänglichen Vorräthen und mit aller Achtung behandelt, welche die Tapferkeit auch im Unglück anzusprechen hat; die Bewohner der Insel sollten nicht beschädigt werden weder an ihrem Vermögen, noch an ihrer Ehre, noch an der Ausübuug ihrer Religion u. s. w.

Der ottomanische Heerführer genehmigte alle Artikel der Uebereinkunft, mit Ausnahme dessen, welcher Ludwig Martinengo so sehr am Herzen lag. Man mußte alle Kanonen opfern, mit Ausnahme von fünf, die den Belagerten gelassen wurden, um die Forderungen der militärische Ehre zu befriedigen. Ein Brief Mustapha's an Bragadino, voll der Lobeserhebnngen für diesen, schien geeignet, die Redlichkeit des türkischen Befehlshabers bei der ganzen Verhandlung außer Zweifel zu setzen.

Den 11. August liefen die zugesagten Galeeren in den Hafen ein und man fing an, die Frauen, Kinder und Kranken einzuschiffen. Aber wer beschreibt das Staunen der ottomanischen Soldaten und Offiziere, als sie die kleine Besatzung

an sich vorüberziehen sahen, welche so schreckliche Stürme zurückgeschlagen hatte? Auch die Christen ihrerseits konnten kaum ihren Augen und Ohren trauen, als sie diese ungeheuere Uebermacht an Streitkräften und Kriegsgeräthen aller Art sahen, und indem sie die Mittheilungen des mit der Ueberwachung ihrer Einschiffung betrauten türkischen Offiziers vernahmen. Er erzählte ihnen mit einer von der Bewunderung eingegebenen Offenheit: die Verluste der Türken während der ganzen Dauer der Belagerung betrügen nicht weniger, als 80,000 Mann; von den 250,000 Streitern, welche nach und nach auf die Insel geschickt worden wären, hätten 200,000 an der Belagerung Famagusta's Antheil genommen; man habe 17 Redouten gegen die Stadt gerichtet und neun Minen, stärker als alle bis jetzt gebauten, springen lassen; man habe 114 Kanonen auf den Batterien gehabt, darunter vier, „Basilisken" genannt, von einem so großen Kaliber, daß sie die größten Geschütze, die man bis dahin im sechzehnten Jahrhunderte hatte, übertrafen.

Unterdessen verlor Mustapha seine mit teuflischer Bosheit gefaßten hinterlistigen Plane nicht aus den Augen. Den 14. August war die Einschiffung der Garnison fast vollendet. Hellstrahlend ging an dem folgenden Tage die Sonne auf, wie wenn sie die Pracht des katholischen Cultus an diesem Festtage (Mariä Himmelfahrt) verherrlichen wollte; aber die Kirche schloß sich der Trauer des Heeres an: die Glocken und Kanonen, beide zusammen blieben stumm. Trauer war im Hafen und in der Stadt verbreitet. Statt daß man das venetianische Banner zu Ehren des Festes der heiligen Jungfrau, wie ehemals, in den Lüften gewahrt hätte, sah man jetzt vor sich den türkischen Halbmond. Dazu kamen noch die traurigen Vorahnungen, deren sich Manche nicht erwehren konnten, als sie Bragadino, Baglioni und Martinengo an diesem Tage sich entfernen sahen, um mit einer Auswahl ihrer Offiziere zu der verhängnißvollen Zusammenkunft sich zu begeben, zu welcher der ottomanische Heerführer sie eingeladen hatte.

In einiger Entfernung fanden sie eine Anzahl türkischer Reiter zu ihrer Begleitung, deren Befehlshaber sie reichbeschirrte Pferde besteigen ließ. Bragadino ritt an der Spitze des Zuges, nicht mehr mit den Zeichen seiner mili-

tärischen Befehlshaberstelle, sondern in der Kleidung einer venetianischen Magistratsperson.

Kaum waren sie bei dem Zelte Mustapha's abgestiegen, so hieß man sie ihre Waffen niederlegen. Mustapha selbst grüßte sie mit allen Zeichen aufrichtiger Höflichkeit und führte sie in sein Zelt wie Gäste, die er schon lange gerne bei sich gesehen und verehrt hätte. Darauf setzte er sich zu ihnen und sagte ihnen einige Artigkeiten über ihre glänzende Vertheidigung der Festung. Auf einmal aber wechselte er Ton und Miene und sprach rasch gegen Bragadino gewendet mit einer vor Zorn bebenden Stimme: „Was hast Du mit meinen gefangenen Leuten gemacht, die Du in der Festung hattest?“ „Was ich mit ihnen gemacht habe?“ erwiderte Bragadino ganz ruhig, „ein Theil davon ist in der Festung geblieben, die Anderen sind nach Venedig geschickt worden.“ — „Wie?“ entgegnete Mustapha wuthentbrannt und mit einer Stimme, die immer mehr dem Brüllen eines wilden Thieres glich, — „wie? Du wagst noch die Lüge zu dem Verbrechen hinzuzufügen, da Du sie Alle hast niederhauen lassen? Und was hast Du mit Deinen Lebensmitteln gemacht?“ — „Wir haben Alles aufgezehrt,“ war die kurze Antwort.

Diese Entgegnung ließ allen Ingrimm zum Ausbruche kommen, der sich in Mustapha's Seele von dem Anfang der Belagerung an gesammelt hatte. Er erhob sich, die Wuth in den Augen, den Schaum vor dem Munde; er zog seinen Säbel, sprang wie ein Tiger auf vor seinem Schlachtopfer, stieß Geschrei und Drohungen aus und warf Bragadino vor, daß er nicht eher capitulirt und ihm dadurch so viele Tausende seines Heeres unnützer Weise getödtet habe. Darauf, mit dem Befehle, Alle gefangen zu setzen, stürzte er sich auf Bragadino und hieb ihm das rechte Ohr ab. Zugleich befahl er einem seiner Janitscharen, ihm auch das andere Ohr abzuhauen. Dann rannte er hinaus zur Thüre seines Zeltes, um das Zeichen zu geben zur allgemeinen Niedermetzlung aller Christen, welche im Lager sich fanden, ein Zeichen, welches so wohl verstanden wurde, daß fast 300 derselben auf der Stelle niedergemacht wurden. Die drei großen Schuldigen, wie er sie nannte, standen vor ihm: Baglioni, Martinengo und Bragadino. Alle drei wurden zur Hinrichtung verurtheilt, der letztere, als der schuldigste von Allen, mußte

indeß erst die Hinrichtung seiner zwei Waffenbrüder, so nahe dabeistehend, wie die Henker selbst, mit ansehen. Darauf schwang man dasselbe Schwert, womit Beide enthauptet worden waren, noch mit ihrem Blute geröthet auch über Bragadino's Haupt. Als man glaubte, daß man ihn genugsam den Tod habe kosten lassen, ohne ihn wirklich zu tödten, warf man ihn auf den Boden, trat ihn mit Füßen, schleifte ihn im Staube umher. Der wilde Mustapha spiee ihm in's Angesicht und wiederholte höhnend die Frage: „Wo ist jetzt Dein Christus und warum befreit Er Dich nicht aus meinen Händen?“ Allen diesen Qualen, allen diesen Beschimpfungen setzte Bragadino nur eine engelgleiche Sanftmuth und heroische Ergebung entgegen. Nicht eine Klage, nicht ein Vorwurf kam über seine Lippen, die er nur zum Gebete bewegte.

Während dieser Zeit gingen in dem Hafen und in der Stadt andere schreckliche Szenen vor. Horden von Menschen, eben so begierig nach Mord als nach Beute, hatten sich erbarmungslos auf die wehrlosen Einwohner geworfen, ohne Schonung des Alters und des Geschlechtes. Darauf hatten sie die Galeeren angefallen, in welchen die entwaffneten Soldaten der Garnison zusammengedrängt waren, indem sie die Einen mit Prügeln niederschlugen, die Anderen an die Ruderbänke anschmiedeten, Alle aber bis zur Entblößung beraubten in Erwartung der Sklaverei, zu der sie bestimmt waren.

Gegen Bragadino war der Haß zu groß, die Rache zu erfinderisch, als daß man ihn unmittelbar zur Hinrichtung geführt hätte. Nach einem Gefängniß von drei Wochen, wobei er nur Gott zum Zeugen und Tröster in seinen Leiden hatte, wurde er auf den Marktplatz von Famagusta geführt. Dessen Bewohner konnten ihn noch an seiner Haltung und seinem Gange erkennen, an seinen Gesichtszügen hätten sie ihn nicht mehr erkannt, da Wunden und Geschwulste ihn ganz entstellt hatten. Die Wunden, die vom Abhauen der Ohren herrührten, waren seit zwanzig Tagen nicht verbunden worden, und boten einen schrecklichen Anblick dar. Obgleich er kaum die Kraft hatte, sich aufrecht zu halten, so führte man ihn dennoch durch die ganze Stadt, mitten unter den Verhöhnungen der Ungläubigen, welche ihn schwere Steine auf den Schultern zu tragen nöthigten oder ihn auf dem Boden schleiften oder die unwürdigsten Fragen an ihn richteten. In dem Hafen ange=

langt, band man ihn vor den Augen seiner von Schrecken und Betrübniß ergriffenen Waffengefährten auf ein Brett und zog ihn an die Spitze einer Segelstange hinauf; Alles nach dem Befehl Mustapha's, der überall ihn begleitete und mit höhnischem, lauten Lachen ihn fragte: ob er nicht die christliche Flotte in der Ferne sehe. Diese Folter, durch welche alle seine Glieder verrenkt wurden, dauerte eine halbe Stunde. Als seine Henker, die ihn auf dem Verdecke hinwanken sahen, ihre Mißhandlungen und Beschimpfungen fortsetzten, sagte er ihnen mit Ruhe: „Ihr könnt meinen Leib zerfleischen und zerreißen, aber Ihr vermöget Nichts über meine Seele."

Nun stand ihm noch die letzte Prüfung bevor, die schrecklichste von allen, aber zugleich diejenige, die das Opfer, das hier gebracht wurde, am deutlichsten bezeichnete und seine Bürgerkrone in eine Marterkrone umwandelte. Mitten auf dem großen Platze der Stadt war ein Mast aufgerichtet, auf dessen Spitze einst an festlichen Tagen das Banner der Republik wehte, jetzt aber der Halbmond aufgepflanzt war. Hier, unter dem verhaßten Zeichen eines übermüthigen Siegers, wurde Bragadino, aller seiner Kleider entblößt, wie an einen Schandpfahl gebunden, um lebendig geschunden zu werden. Mustapha, wild wie ein reißendes Thier, hatte gegenüber auf einem Balkone Platz genommen, um an Bragadino's grausamer Todesart oder an seinem Abfall vom Glauben sich zu weiden, indem er dessen Standhaftigkeit durch den wiederholten Zuruf zu erschüttern suchte: „Werde Türke und Dein Leben ist Dir geschenkt." Aber das Schlachtopfer, ohne auf diesen Zuruf etwas zu antworten, hielt die Augen immer gegen den Himmel gerichtet, wie wenn die himmlische Erscheinung, welche einst die Seele des heiligen Stephanus bei der Steinigung durch die Juden erhob, auch ihm in dieser letzten Stunde sich gezeigt hätte. Das grausame Werk, das von den Seiten angefangen, nach den Schultern zu fortgesetzt wurde, statt ihm Schmerzensrufe und krampfhafte Bewegungen auszupressen, wie man erwartet hatte, wurde vielmehr von ihm mit einer Seelenstärke ertragen, von welcher die Benennung einer „heroischen" nur eine schwache Vorstellung gibt. Jedesmal, so oft das Messer des Henkers stärker in das Fleisch einschnitt, sprach das Schlachtopfer der Hinrichtung, oder vielmehr, wie wir ihn von jetzt an nennen können, der

Martyrer, mit immer größerem Nachdruck irgend ein Wort der Ergebung, des Vertrauens, der Liebe aus, hergenommen aus den Psalmen oder den liturgischen Kirchengebeten, wie wenn jeder Zuckung des Schmerzes ein Aufschwung seiner Seele zu Gott entspräche. Als die unter der Menge zerstreuten Christen ihn zweimal nach einander die Worte ausrufen hörten: In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum (in Deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist), glaubten sie, diese Worte, mit der Stimme eines Sterbenden gesprochen, seien seine letzten. Aber nein; es waren noch erhabenere Worte übrig, würdig eines christlichen Helden; auch diese nahm er her von dem Calvarienberge, wie wenn alle seine übrigen Erinnerungen durch diese eine ausgelöscht wären, Es waren die Worte: „Verzeihe ihnen, Herr, denn sie wissen nicht, was sie thun." Nach diesem letzten Zuge der Aehnlichkeit mit seinem göttlichen Vorbilde ließ Bragadino das Haupt auf die Brust sinken und gab den Geist auf.

Noch war Mustapha's Rachsucht nicht befriedigt. Er wollte nicht allein, daß die blutige Operation vollendet würde, sondern befahl, den geschundenen Leichnam in vier Stücke zu theilen, um sie in den vier Stadttheilen von Famagusta zur Schau auszustellen. Mit einem Hohne, der noch niederträchtiger war als seine Grausamkeit, ließ er die abgezogene Haut ausstopfen, mit dem Anzuge einer venetianischen Magistratsperson bekleiden und auf dem Rücken einer Kuh befestigt in der Stadt herumführen. Sein abgehauener Kopf blieb mehrere Tage auf der Spitze einer Lanze aufgesteckt, für die Einen ein Gegenstand der Beschimpfung, für die Anderen ein Gegenstand der Verehrung — einer Verehrung, die nachher in einen religiösen Cultus überging, als die Christen drei Nächte nach einander einen hellen Schein um diesen Kopf sahen und zugleich ein süßer Wohlgeruch von ihm ausströmte.

So groß war der Schrecken, den die Thaten der Besatzung Famagusta's unter der Bevölkerung der Moslemin in Kleinasien und auf den Inseln verbreiteten, daß Mustapha nicht anders ihnen das Gefühl der Sicherheit zurückgeben zu können glaubte, als dadurch, daß er mit der Haut des furchtbarsten Feindes des Islam zugleich die Köpfe Baglioni's und Martinengo's, welche fast eben so sehr, wie Braga-

dino selbst gefürchtet waren, ihnen zuschickte. Den 20. Oktober (1571) fuhr Mustapha mit der Flotte von Cypern ab, um diese barbarischen Trophäen dem Sultan, seinem Herrn, zu Füßen zu legen und um die Früchte der Gnade desselben zu ärnten, die er durch seine letzte Eroberung verdient zu haben glaubte. Aber bald störten schlimme Gerüchte die Befriedigung seines Stolzes. Man sprach von einem unerhörten Unglück, das die türkische Flotte bei dem Eingang des adriatischen Meeres betroffen haben sollte. Jeder Tag, jede Stunde vermehrte die allgemeine Bestürzung; halbzerstörte Galeeren, ihres Tackelwerkes und eines guten Theils ihrer Mannschaft beraubt, langten an, zerstreut, eine nach der andern, in ungleichen Zwischenräumen; es war aber nicht ein Sturm, der sie getroffen und so übel zugerichtet hatte. Ein großer Schlag war endlich ausgeführt worden von dem Bunde, der von dem Oberhaupt der Kirche mit so viel Mühe gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Stande gebracht worden war. Eine Seeschlacht, wie die Welt seit der Schlacht bei Aktium keine zweite gesehen hatte, war am 7. Oktober (1571) bei Lepanto gewonnen worden. Dieser Sieg war zu derselben Zeit dem heiligen Papste Pius V. durch eine wunderbare Erscheinung geoffenbaret worden,*) während Mustapha seine wilden blutigen Siegesfeste auf Cypern und in Kleinasien feierte. So entfaltete sich der Plan der Vorsehung nach und nach in aller seiner Herrlichkeit vor den Augen der christlichen Krieger, welche die Katastrophe von Famagusta überlebt hatten. Durch die heldenmüthige und ausdauernde Vertheidigung dieser Festung war Mustapha verhindert worden, jene Flotte und jenes Heer zu verstärken, das Italien bedrohte. Der ganze Krieg aber erschien den Christen als ein wahrer Kreuzzug und Nichts fehlte, um ihm die Benennung eines heiligen Krieges beizulegen, weder die Beispiele der Frömmigkeit und des Heldenmuthes, noch die Gebete und Segnungen der Völker, noch die deutlichen Zeichen des göttlichen Schutzes.

---

*) Bekanntlich hat Papst Pius V. zum Andenken an diese glorreiche That das Rosenkranzfest angeordnet.

IV.

Von dem Unterschiede der sinnlichen und geistlichen Vergnügungen.

Zur Zeit, als die heilige Theresia lebte, und die muhamedanischen Mauren bereits besiegt und größtentheils aus Spanien vertrieben waren, befanden sich in der alten Königsstadt Granada noch einige maurische Familien, die mit großer Beharrlichkeit an den Vorschriften Muhameds festhielten. Weil sie sich auf dem Boden, auf dem ihre Voreltern geherrscht hatten, geächtet sahen, lebten sie in großer Zurückgezogenheit. In einer dieser Familien, die, wie man dafür hält, zum königlichen Stamme der Alhamars gehörte, befand sich eine Tochter von bezaubernder kindlicher Anmuth, Lieblichkeit und Herzensgüte, so daß ganz Granada sie bewunderte, Xenia mit Namen. Weil sie mit so herrlichen, natürlichen Anlagen vom Schöpfer ausgestattet war, gaben sich viele Katholiken ganz absonderliche Mühe, sie für Christus zu gewinnen. Priester und Laien, vornehme Frauen und fromme Klosterschwestern, Gelehrte und Einfältige, suchten durch Mahnungen und Vorstellungen sie zu bekehren; allein vergebens. Da kam einer christlichen Dame, die ihr sehr wohl wollte, der Gedanke, es in anderer Weise zu versuchen. Sie lud Xenia ein, sie in ein Hospital zu begleiten, wo junge Mädchen, den höchsten Ständen Spaniens angehörend, dem Dienste der Kranken und Preßhaften sich widmeten. Als die junge Muhamedanerin die langen Säle, diese Stätten des Leidens, der Geduld und Liebe durchwanderte, wurde sie von Erstaunen ergriffen, und schweigend ging sie an der Seite ihrer Begleiterin hin. Am Ende des Saales angekommen, trafen sie eine Nonne vor einem Bette knieend, dessen Vorhänge zurückgeschlagen waren. Und was sahen sie da? Auf dem Bette lag eine Frau, die von einer so fürchterlichen ekelhaften Krankheit befallen war, daß sie bei ihrem Anblicke vor Schauder zurückbebten. Die Schwester jedoch wusch ruhig und freudigen Antlitzes ihre Wunden. „Diese Nonne, die da der armen, kranken Frau dient — sagte freundlich die Dame, die Xenia hieher geführt hatte — ist die Tochter des Herzogs von Cordova.“ „Und warum ist sie nicht bei ihrem Vater? —

fragte etwas bedenklich Xenia — warum verrichtet sie solche Sclavendienste?" „Weil sie Jesu, unserm göttlichen Heiland gefallen, und den Himmel gewinnen will," war die Antwort. Die junge Maurin schwieg und sie gingen weiter. Kaum waren sie aus dem Hospital herausgekommen, da sahen sie auf einem Platze einen alten, sehr ärmlich gekleideten Priester. „Dieser Geistliche," — sagte die Dame, auf ihn hinweisend — „ist der Herzog von Gandia, gewesener Vicekönig von Catalonien, jetzt nennt man ihn Pater Borgia. Er hat allen seinen Würden entsagt, und ist Priester geworden, um Jesu, seinem Heilande, zu gefallen und sich den Himmel zu verdienen." Xenia ging auch jetzt wieder schweigend weiter. Aber in ihrem Innern schwieg es nicht, da war es unruhig geworden und laut, und noch waren nicht zwei Tage vergangen, da kam sie zur Dame, die sie herumgeführt hatte, und sprach unter Thränen: „Ich möchte auch Jesu gefallen und den Himmel gewinnen." Und bald empfing sie den nothwendigen Unterricht und die heilige Taufe, und da ihre Eltern hierauf voll Erbitterung über den Schritt ihrer Tochter Granada verließen, trat sie in ein Kloster der Karmelitinen.

Dem Heilande gefallen, nur ihm und um seinetwillen den Brüdern dienen — dieß ist der Inbegriff aller geistlichen Vergnügungen; der Welt gefallen, nur ihren Lüsten dienen und der niederen Natur in uns — darin sind alle sinnlichen Vergnügungen zusammengefaßt.

Zwischen beiden Arten der Vergnügungen aber besteht ein wesentlicher Unterschied. Die sinnlichen Vergnügungen erregen in uns ein großes Verlangen, so lange wir sie noch nicht genossen haben; haben wir sie aber einmal verkostet, so ist der Reiz, den sie für uns hatten, mehr oder weniger dahin.

Mit den geistlichen Vergnügungen verhält sich's umgekehrt. Haben wir dieselben noch nicht gekostet, so ekelt uns gemeiniglich davor; haben wir einmal aber ihre Süßigkeit kennen gelernt, dann sind sie uns werth und theuer und wir haben ein um so größeres Verlangen nach denselben, je länger und je mehr wir sie kosten.

Woher diese Erscheinung? — Die Antwort wird nicht schwer sein. Hat der Mensch die sinnlichen Vergnügungen genossen, so erkennt er ihre Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit. Indem er aber sieht, daß sie uns nicht sättigen und

uns nicht genügen, geschweige uns jene innere Zufriedenheit gewähren können, die er in ihnen zu finden hoffte, so achtet er sie gering; hungert und durstet jedoch gleichwohl wieder nach andern derartigen Genüssen, in der Meinung, dießmal die erwünschte Beseligung zu erlangen. Dabei täuscht er sich aber von Neuem. Jagen wir auch von einem Sinnengenuß zum andern, so wird doch damit unsere Sehnsucht nach innerer Befriedigung nicht gestillt, ja vielleicht dadurch unser Inneres nur noch mehr entleert und verödet, denn Nichts von dieser Welt wird unsere Seele sättigen können. Das ist es, was einst der Heiland der Samariterin sagte: „Wer von diesem Wasser trinkt, wird wieder dürsten." Trinke von dem Wasser irdischer Freude, so viel du willst; du wirst darauf wieder neuen Durst haben. Das Wasser sinnlicher Lust, wie es die Welt gibt, kann deinen Durst nicht stillen.

Der Friede des Herzens liegt nur in den geistlichen Vergnügungen. Dort mußt du ihn suchen, wenn du ihn finden willst. Des Menschen Herz ist unruhig und hat keinen Frieden, als bis es ruhet in Gott. — Je mehr du aber die geistlichen Vergnügungen im Umgange mit Gott kostest, desto mehr werden die sinnlichen ihre Anziehungskraft für dich verlieren. Nach dem Genusse des Honigs erscheinen andere Speisen ungeschmack. Eben so wirst du an den Freuden der Sinne keinen Geschmack mehr finden, wenn du an der Süßigkeit der geistlichen Dinge dich gelabt hast. Der Apostel sagt, er halte Alles für Schaden wegen der Alles übertreffenden Erkenntniß Jesu Christi, um dessen Willen er auf Alles verzichtet habe und es für Auskehricht erachte, damit er Christum gewinne. (Philipp. 3, 8.)

Das ist aber noch nicht Alles. Die geistlichen Vergnügungen erregen zwar auch, während sie sättigen, wieder Hunger, und, während sie unser Herz befriedigen, neuen Durst. Es ist eine Ersättigung mit Hunger und ein Hunger mit Ersättigung. Darin besteht aber das Wunder, die Würde und Erhabenheit dieser Genüsse, daß sie das Verlangen der Seele stillen und doch immer in uns Hunger und Durst nach ihnen zurücklassen.

Ja, je mehr wir davon kosten, desto mehr wächst in uns der Hunger und Durst. Doch verursacht dieser Hunger keine Qual, vielmehr gewährt er uns Zufriedenheit und dieser Durst bereitet keine Beschwerde oder Angst, sondern nur

Freude und Wonne. Dahin sind jene Worte zu verstehen, die der Herr zur Samariterin sprach: „Wer aber getrunken hat von dem Wasser, das Ich ihm geben werde, der wird nie mehr dürsten, sondern das Wasser, das Ich ihm gebe, wird in ihm selbst eine Quelle werden, die hin in das ewige Leben strömt."

Solcher Natur sind schon hienieden die geistlichen Vergnügungen. Sie sind der Anfang und Vorgeschmack der himmlischen Freuden. — Damit du es aber an dir selbst erfahrest, daß all' dieß Wahrheit sei, so mache dein Herz los von der Lust der Welt und suche deine Seligkeit nur in und bei Gott. Trachte, in Allem nur Ihm zu dienen, und Niemanden außer Ihm! Verkoste, und du wirst sehen, wie lieblich und süß der Herr ist. (Psalm 33, 9.)

V.

Die Mühen, Sorgen und Gefahren der Missionäre.

„Wie viele sind meiner Reisen gewesen — schreibt der heilige Paulus an die Corinthier — und der Gefahren auf Flüssen, Gefahren unter Räubern, Gefahren unter Landsleuten, Gefahren unter Heiden, Gefahren in Städten, Gefahren in Wüsten, Gefahren unter falschen Brüdern! Dann Mühseligkeiten und Elend, viele schlaflose Nächte, Hunger und Durst, Kälte und Blöße. Ohne was noch außer dem ist . . die Sorge für alle Gemeinden." Mit diesen Worten hat der Apostel die vielen Mühen, Sorgen und Gefahren angedeutet, die noch heute diejenigen erdulden müssen, die, getrieben von dem Eifer für die Ehre Gottes und das Heil unsterblicher Seelen die Heimath und Alles verlassen, um in fernen Weltgegenden den Samen der göttlichen Lehre auszustreuen oder die bereits aufgegangene Saat zu pflegen, und zur weiteren Entwickelung zu bringen. Wir wollen hier nicht eine Reihe von Belegen hiefür aus der Geschichte der Missionen anführen, nur ein einziges derartiges Beispiel aus der neueren Zeit und zwar aus dem Jahre 1854 soll uns statt vieler anderen zeigen, daß die Missionäre unter den fast unglaublichen Beschwerden, denen sie nur zu oft sich unterziehen

müssen, unfehlbar in kürzester Zeit erliegen müßten, wenn nicht eine höhere Hand sie beschützen würde.

Der hochwürdige Herr Alexander, ein geborner Franzose, Bischof von St. Bonifaz in Nordamerika, und noch nicht lange zu dieser Würde erhoben, beabsichtigt von seiner Missionsstation „heiliger Johannes der Täufer" auf der Insel à la Crosse eine Visitationsreise an den St. Anna-See, an den See unserer lieben Frau vom Siege und andere Stationen der Mission in der nördlichen Polargegend. Allein es ist Winter; das Land mit einer ungeheuren Masse Schnee bedeckt; das Ziel der Reise sehr weit; der hochwürdige Bischof leidend am Fuße. Wohlwollende Freunde und Bekannte suchen ihn von diesem gefährlichen Unternehmen abzuhalten. Indeß die Sache läßt sich nicht füglich aufschieben. Der hohe Visitator reist am 27. Februar mit einigen wenigen Gefährten ab. Begleiten wir ihn auf einige Augenblicke!

Gewöhnlich steht man auf solchen Reisen schon lange vor Tages Anbruch auf. Hat man seine Pflicht als Christ erfüllt, so ist Jeder darauf bedacht, falls es nicht an Mundvorrath fehlt, sich mit einem ergiebigen Frühstück zu versehen. Diese Vorsicht ist nothwendig, denn der Marsch dauert den ganzen Tag ohne Aufenthat. Nach dieser frühen Mahlzeit nimmt man sein Bett, bindet es auf den kleinen Schlitten, der von einigen Hunden nachgezogen wird, schnürt die Schneeschuhe*) an, und macht sich auf den Weg. Am Abend heißt es: das Nachtlager bereiten! Jeder Ort ist nicht tauglich dazu; deßhalb hält man es nicht immer zur selben Stunde; gewöhnlich jedoch geschieht es um Sonnen-Untergang, damit man noch Alles vor einbrechender Nacht in Ordnung bringen kann. Hat man eine passende Stelle gefunden, so bleibt man da; die Hunde werden ausgespannt, und diese benützen ihre Freiheit sogleich, sich auf den Schnee hinzulegen und zu schlafen. Ihre Herren aber können dieß natürlich nicht nachthun; sie brauchen erst geraume Zeit, um das Nachtlager herzurichten. Der Schnee wird weggeschaufelt, wobei die Schneeschuhe als Schaufeln dienen, und der eisige Boden wird mit Tannenzweigen bedeckt. Die kräftige Art

*) Diese Schneeschuhe haben 5—6 Fuß in Umfang; man kann damit auf dem Schnee gehen, ohne einzusinken.

fällt die dürren Aeste im Walde. Ein Holzstoß wird aufgethürmt. Der Feuerstahl bringt den ersehnten Funken hervor. Das zum Teppich gewordene Grün der Tannen, an die Stelle des Schnees getreten, ladet die Reisenden ein, von ihrer neuen Behausung Besitz zu nehmen. Jeder drängt sich zum Feuer, um die erstarrten Glieder zu erwärmen; man reibt sich das Kinn, die Wangen, die Nase, damit das Blut wieder in gehörigen Umlauf kommt, und sobald die Lippen wieder etwas geschmeidig geworden, theilt man sich gegenseitig die Eindrücke und Vorfälle des Tages mit. Nach dem Abendessen macht sich Jeder sein Nachtlager zurecht; das des Missionärs ist sehr einfach, und noch einfacher, als das des armen Wilden. Der Mantel des Bischofs dient als Matraze, Handschuhe und Mütze bilden das Kopfkissen, zwei wollene Decken müssen ihn vor Kälte, Wind und Schnee schützen. Keine Gewissensbisse und unruhige Träume stören den Schlummernden. Die Kälte ist der einzige zu fürchtende Feind, und sie läßt sich recht grimmig fühlen. Manchmal kömmt während der Nacht eine dicke Hülle von Schnee auf die wollene Decke und leistet mit ihr schützende Dienste.

Nach zehn solcher Tagreisen erreicht der hochwürdige Bischof das Fort Petit am Flusse Resiskatschikoan (d. i. reißender Fluß.) Dieser Posten wurde nur selten von Missionären besucht und selbst dann nur im Vorbeigehen. Der ehrwürdige Visitator verweilt daselbst sechs Tage, mit dem Unterrichte einiger Neubekehrten, mit Spendung der heiligen Sakramente der Taufe, der heiligen Communion und der Firmung beschäftigt. Die Freuden seines Berufes lassen ihn den sauren Weg vergessen, den er zurückgelegt hat. Aber andere Dinge verursachen ihm tiefen Schmerz — die Gräuel des Unglaubens, die er am Fort Petit unter den wilden Stämmen der „Cricks" findet. Raub, Mord, Trunkenheit und Ausschweifungen aller Art sind unter diesem Volke allgemein. Besonders in den Kriegen mit ihren Feinden, den sogenannten „Schwarzfüßen" zeigen diese unglücklichen Wilden so recht, wie weit die Verkehrtheit des menschlichen Herzens geht, wenn nicht der heilsame Zügel der Religion die lasterhaften Neigungen desselben im Zaume hält. Im Herbste 1853 überfiel eine große Anzahl von Cricks vierzehn Schwarzfüße und ermordeten sie. Mit Nichts ist die unmenschliche Lust

dieser Aermsten zu vergleichen, wenn sie derselben an dem Leichname eines der Opfer ihrer Wuth freien Lauf lassen können. Sobald sie ihn in Stücke zerlegt, entreißen sie sich gegenseitig die noch zuckenden Körpertheile; das Blut wird wie Purpurfarbe benützt, und das Haupthaar gilt unter ihnen als das werthvollste aller Siegeszeichen. Die Erde, vom Blute geröthet, lecken sie oft in ihrem höllischen Taumel. Sogar die Frauen vergessen alle Zurückhaltung und wetteifern mit ihren Gatten und Söhnen in Grausamkeit. Die Lippen der Säuglinge müssen das Blut ihrer Feinde saugen, um sie mit diesem fürchterlichen Getränke vertraut zu machen. — Und dennoch — schreibt Bischof Alexander — so lasterhaft diese Nation der Ericks auch ist, gibt es unter ihnen gutes Erdreich, das unter sorgfältiger Pflege tröstliche Früchte des Heils bringen würde. Mehrere aus ihnen haben mich besucht, Andere haben ihre Kinder gebracht, mit der Bitte, selbe zu taufen; Andere haben um diese Gunst für sich selber gebeten; sie haben mir ihre Fehler bekannt, haben schon ein wenig von Religion reden gehört, und ich bin überzeugt, daß die Anwesenheit eines Priesters unter ihnen vom glücklichsten Erfolge begleitet sein würde. Einige bemühen sich, den Sonntag zu heiligen, sie legen sich Fasten und Entbehrungen auf, die manchen eifrigen Christen erschrecken würden. Ach, könnte ich doch meine schwache Stimme alle Mitglieder des Missionsvereins vernehmen lassen, um ihnen einerseits die tiefen Wunden zu zeigen, die ihre Liebe allein zu heilen vermag, und andrerseits das viele Gute, das sie veranlassen könnten! „Sollten denn diese armen Volksstämme so dahinleben" — ruft der würdige Oberhirte mit tiefbewegtem Herzen aus — „ohne daß eine freundliche Hand die Binde löst, die ihnen das sanfte Licht des Evangeliums verbirgt, ohne daß eine liebende Stimme sie zur Reue und Buße erweckt? Ich bin als Hirte so vieler irrenden Schäflein aufgestellt, sollen diese noch lange außer dem Schafstalle bleiben?"

Das nächste Ziel der Reise ist das Fort August, welches ein Hauptort des nach dem Flusse Resiskatschikoan benannten Gebietes und eine der Hauptniederlassungen an der Hudsonsbai ist. Der Weg geht sechs Tage lang durch die ungeheueren Ebenen, die sich mehrere hundert Meilen weit südlich von genanntem Flusse ausbreiten. Am 22. März

kam die kleine Caravane dort an. Am St. Anna-See hat der eifrige Oberhirte den Trost, zwei seiner lieben Missionäre wieder zu sehen und zu umarmen. Nach Ostern, die der hochwürdige Bischof am St. Anna-See gefeiert und wo er drei Wochen alle Tage gepredigt, Christenlehre gehalten, gefirmt, Beicht gehört hatte, wandert er nach dem See Unserer Frau vom Siege. Einer der obigen Missionäre P. Remas begleitet ihn. Am 26. April kamen sie dort an. P. Remas war schon das Jahr zuvor (1853) da gewesen und hatte vier Monate hier zugebracht. Als dieser junge Missionär zum ersten Male an diesem Posten ankam, hatte er kein Haus und die Jahreszeit war zu weit vorgerückt, als daß man daran denken konnte, eines zu bauen. Ein Mann lieh ihm bereitwillig das seinige. Diese Wohnung war ungefähr vier Ellen im Viereck und zwei Ellen hoch. Dieß war nun auch der Palast, den P. Remas seinem Bischofe anzubieten hatte, und den dieser sehr gerne annahm. Der einzige Sitz in demselben, ein alter Baumstock, diente dem hochwürdigen Herrn zum Throne und er „fand ihn seiner Stellung als Missionsbischof ganz angemessen."

Der See Unserer Frau vom Siege ist der schönste in den Polargegenden. Möchte die heilige Beschützerin, der er geweiht ist, ihn zum Mittelpunkte einer blühenden Mission machen!

„Am 8. Mai" — erzählt der Bischof — „nahm ich Abschied von dem guten P. Remas. Ach, mit welchen Gefühlen habe ich ihn umarmt und gesegnet! Der arme Missionär! Ganz allein, mitten in den Wäldern, am Ufer eines fernen See's, unter einem Volke, dessen Sprache er kaum stammeln kann, weit, weit entfernt von unserem schönen Frankreich, von seiner lieben Familie, ohne einen einzigen seiner Ordensbrüder bei sich zu haben! Welch' edle Hochherzigkeit! O heilige Religion, wie viel vermagst du über das Herz des Menschen, da du so viele Bande der Natur und der Gewohnheit so rasch zu zerreißen im Stande bist! Auf deinen Ruf vergißt der Missionär Alles, um sich nur seines göttlichen Meisters zu erinnern. Auch Er hat ja, um uns zu retten, auf eine Zeit in gewisser Weise dem Himmel entsagt, und sich den unaussprechlichen, zärtlichen Liebesbeweisen des ewigen Vaters entrissen. Nur dieser Gedanke kann den Missionär dazu bringen, alle Freuden der Welt mit Füßen

zu treten, und sein Herz Allem zu verschließen, was auf selbes hindernden Einfluß haben könnte."

Am 16. Mai kam der hochwürdige Visitator nach einer Abwesenheit von 79 Tagen wieder wohlbehalten auf der Insel à la Crosse an. Wir aber betrachten ihn mit Staunen und heiliger Ehrfurcht und sprechen: „Der Herr hat ihn geführt." Denn es ist nicht möglich, daß ein Mensch ohne besonderen Beistand Gottes so großen Beschwerden, so anstrengenden Arbeiten, so vielen Sorgen und Gefahren sich unterziehe, wie dieser treue Hirte seiner zerstreuten Heerde, und unverletzt wieder zu den Seinen zurückkehre.

Und diese Männer, voll der reinsten und edelsten Hingebung an Gott und ihre heilsbedürftigen Mitmenschen sollten es nicht verdienen, daß wir sie, so viel wir nur immer können, durch Gebet und Geldmittel in ihrem heiligen, schweren und und opfervollen Berufe unterstützen? —

VI.

Züge aus dem Leben des heiligen Philipp Neri.

(Nach F. W. Faber.)

Läßt sich je der Ausspruch des königlichen Psalmisten: „Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen" (Ps. 67, 36.) auf einen durch den Herrn verherrlichten Diener anwenden, so ist dieß bei dem heiligen Philipp Neri der Fall. Er ist in dieser Beziehung eine der seltensten und glänzendsten Erscheinungen, welche die Kirche Christi aufzuweisen hat. Geboren war er zu Florenz am 21. Juli 1515 von Franz Neri und Lucrezia Soldi, Eltern, ausgezeichnet durch ihre Geburt, mehr noch durch ihre Frömmigkeit. Sein ganzes Leben von den ersten Tagen seiner Jugend bis zu seinem seligen Tode war, wie selten in einem Heiligen, so zu sagen, eine ununterbrochene Kette von Wundern. Wir können dieß hier nicht näher ausführen und müssen solche, die das Leben dieses großen Heiligen genauer kennen zu lernen wünschen, auf die über ihn erschienenen Biographieen verweisen. Im zwanzigsten Jahre kam er nach Rom, wo er seine in Florenz begonnenen Studien der Philosophie und Theologie unter der Leitung der ersten

Männer seiner Zeit vollendete. Bald ließ er seine Lehrer weit hinter sich. Aber nicht durch seine Studien, sondern durch seine Tugenden sollte er die Kirche verherrlichen. Dieß zeigte sich früh in ihm. Ganze Nächte brachte er im Gebete zu und vertiefte sich mit der brennenden Liebe eines Seraphs in die Betrachtung göttlicher Dinge. Zugleich führte er das zurückgezogenste Leben mit den größten Abtödtungen verbunden. Die Kirchen waren sein liebster Aufenthalt; öfters verweilte er ganze Nächte in den Vorhallen derselben und in den Katakomben zu St. Sebastian, versunken in Gebet und Betrachtung. Wie für Gott, so erglühte er auch in vollster Liebe für die nothleidende Menschheit. Ein unvergängliches Denkmal hievon ist die von ihm und seinem Beichtvater, dem würdigen Priester Persiano Rosa im Jahre 1548 gegründete Bruderschaft der allerheiligsten Dreifaltigkeit zur Versorgung der nach Rom wallfahrenden Pilger und für die Genesenden, eines der großartigsten Institute, welches die Nächstenliebe ersinnen konnte, und das heute noch die Bewunderung der Christenheit ist. Hier that der heilige Philipp mit seinen Freunden allerlei Liebesdienste diesen Armen, die bisher ganz verlassen waren, wusch ihnen die Füße, speiste sie, unterrichtete sie in den Lehren des Christenthums u. s. w. Die Freigebigkeit der Gläubigen spendete große Schätze zur Vollendung dieses Instituts. Im Jubeljahre 1650 wurden hier 334,453 Pilger, und in dem von 1720 schon 382,140 beherbergt. Auf den Rath seines Beichtvaters entschloß sich Philipp nach vielen Kämpfen die heiligen Weihen anzunehmen, und wurde am 29. Mai 1551 Priester. Jetzt wünschte er Nichts sehnlicher, als sein Blut für den Herrn zu vergießen und sich deßhalb nach Indien zu begeben, um an der Bekehrung der Heiden zu arbeiten. Doch gotterleuchtete Männer riethen ihm hievon ab, da Rom sein Indien sei, was es denn auch in der That wurde. Ausschließlich unterzog er sich daselbst der Ausübung christlicher Liebeswerke, und um dieß desto besser erreichen zu können, vereinigte er sich mit einigen durch Talent und Frömmigkeit ausgezeichneten Jünglingen, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, und legte so im Jahre 1556 den Grund zu der Congregation des Oratoriums, so genannt, weil er diese vorzüglich auf's Gebet (oratio) gründen wollte. Seine ersten Jünger waren Cäsar Baronius, später Cardinal und

hochberühmt als Kirchengeschichtschreiber, und der gefeierte Anton Maria Tarugi, nachher gleichfalls Cardinal und Erzbischof von Avignon, der den Süden Frankreichs aus den Krallen des Hugenottenthums rettete. Im Vereine mit diesen und anderen begabten Männern wirkte Philipp für die Reform nicht allein des Volkes, sondern auch des Klerus. Noch beschränkt auf ein armes Kämmerchen im Hospitium zum heiligen Hieronymus della carità hielt er zu gewissen Zeiten des Tags, gewöhnlich des Abends, geistliche Conferenzen, wo Jedermann die gotterleuchtete Weisheit des Heiligen bewunderte. Der Zudrang aus allen Ständen war bald so groß, daß er sie in der Kirche halten mußte. Die Florentiner, stolz auf ihren großen Landsmann, boten ihm ihre Kirche nahe bei der Engelsbrücke an; der Heilige verlegte nun hieher seine Uebungen und schickte seine Jünger dahin; er selbst blieb noch in seinem theueren St. Hieronymus. Gregor XIII. schenkte der wunderbar wachsenden Congregation das Kirchlein zur heiligen Jungfrau im Thälchen, St. Maria in Vallicella; der Heilige siedelte dahin über und dieses wurde jetzt der eigentliche Schauplatz seines Wirkens. Das kleine Kirchlein, unvermögend die ungeheuere Zuhörerzahl zu fassen, wurde abgetragen und von Neuem erbaut. Baronius beklagte sich über die Kühnheit des Stifters, indem dieser an dem Tage, an welchem er den gleichfalls erstaunten Baumeister in die Kirche brachte, um den Plan zur neuen zu entwerfen, nur einige Pfennige besaß und sie, die Genossen, kaum zu leben hatten. Der heilige Philipp warf seinem bedächtigen Jünger Mißtrauen in die Vorsehung Gottes vor, und noch vor Sonnenuntergang hatte er einige 20,000 Thaler zum Anfange des Baues vom heiligen Karl Borromäus, seinem Beichtkinde und anderen unbekannten Verehrern erhalten. Die Kirche wurde in wenigen Jahren fertig und ist eine der schönsten in Rom. Die Vergoldung des Gewölbes allein kostete 60,000 Thaler. Nun wuchs und blühte die Congregation mit jedem Tage. Die demüthige Zelle und der annoch kleine an die Kirche angränzende Betsaal, Oratorium genannt, wurde der Versammlungsort aller durch Wissenschaft und hohe Tugenden ausgezeichneten Männer, die Rom und die nächste Umgebung des Papstes besaß. Kam der Heilige von seinen Predigten, die er jetzt auch zum Besten des Volkes

auf öffentlichen Straßen hielt, des Abends zurück, so erwarteten ihn an der Pforte Cardinäle, Bischöfe und Prälaten, Fürsten und Andere, um ihn um seinen Segen zu bitten. Von hier aus führte er und Baronius sammt seinen Jüngern zweimal, nach Umständen auch öfter, in der Woche die Gläubigen, weltliche wie geistliche, aller Stände, die sein Oratorium besuchten und von ihm zu einer Bruderschaft organisirt wurden, truppenweise in die ansehnlichsten Spitäler Roms, um den damals sehr vernachlässigten Kranken alle nur möglichen Liebesdienste zu erweisen, ihnen die Betten zu machen, den Bart und die Haare zu scheeren, wobei fromme Gebete verrichtet und den Kranken Trost zugesprochen wurde. Es läßt sich kaum aussprechen, auf eine wie mannigfache und sinnreiche Weise der heilige Philipp das christliche Leben in Rom zu fördern suchte, und mit welch' ausdauernder Geduld und Liebe er die sich ihm hiebei entgegenstellenden Hindernisse und Anfeindungen überwunden hat. So heiligte er sich und mit ihm ganz Rom, das ihn freudig und einstimmig seinen neuen Apostel nannte und die Kirche bestätigte ihm diesen wohlerworbenen Titel. Selten ist ein Heiliger so allseitig und mit so vielen übernatürlichen Gaben von Gott begnadigt worden als er. Die überschwengliche Fülle dieser Gaben war bei ihm in den letzten zehn Jahren seines thatenreichen und wundervollen Lebens so groß, daß er sich nicht mehr in der Kirche vernehmen lassen, noch öffentlich das heilige Meßopfer darbringen konnte. Bestieg er die Kanzel, um über die göttliche Barmherzigkeit, über die Leiden Christi zu sprechen, oder von der heiligen Jungfrau, für die er die zärtlichste Andacht hatte, und die er nur seine Mutter nannte, so entquoll seinen Augen ein solcher Strom von Thränen, daß er die Stimme verlor und den Vortrag unterbrechen mußte.

Reich an Verdiensten starb der heilige Philipp den 26. Mai 1595 im achtigsten Jahre seines Alters am Tage und zur Stunde, die er lange vorhergesagt hatte.

Diese kurze Biographie des heiligen Philipp wird ein besseres Verständniß einiger charakteristischen Züge ermöglichen, die wir aus dem Leben des Heiligen hier mittheilen wollen.

1. Die Liebe des heiligen Philipp zu Gott.

Die Wurzel und Grundlage aller übrigen Tugenden ist die Liebe Gottes. Es war aber diese in Philipp so außerordentlich, daß die innere Flamme sogar an seinem Leibe sich offenbarte. Zuweilen sah man, wenn er das heilige Opfer verrichtete oder andere geistliche Handlungen vornahm, es wie Feuerfunken aus seinen Augen und von seinem Gesichte ausströmen. Die Glut der Liebe machte ihn manchmal ohnmächtig oder zwang ihn, sich auf das Bett zu legen und da einen ganzen Tag zu verweilen, ohne daß irgend eine Krankheit hiezu Veranlassung gewesen wäre. Oft wurde er, selbst wenn er in Gesellschaft bei Anderen war, von dieser inneren Flamme überrascht und brach wie unbewußt in die Worte des Apostels aus: „Ich wünschte," aber sogleich sich sammelnd unterdrückte er, um die Vorgänge seines Innern zu verbergen, den übrigen Theil des Ausspruches: „aufgelöst und bei Christus zu sein." Ein Dominikaner, welcher, ehe er in den Orden trat, jeden Morgen zu ihm kam, versicherte, daß er ihn beinahe immer in Verzückung gefunden habe, und was der heilige Paulus von sich sagt, schien auch an Philipp sich zu bewahrheiten: „Erfüllet bin ich mit Trost, übervoll von Freude." Andere sagten, Philipp habe in Wahrheit mit dem heiligen Ephrem sprechen können: „Herr! halte die Wasser Deiner Gnade zurück und entferne Dich von mir, denn ich bin nicht im Stande, das Uebermaß Deiner Süßigkeit zu ertragen!"

Um aber mehr in das Einzelne der Wirkungen dieser Liebe einzugehen, so empfand Philipp zuerst und vor Allem die innigste Liebe zum heiligsten Altarssakramente. Als Laie communizirte er gewöhnlich jeden Morgen; zum Priester geweiht, feierte er täglich, wenn er gesund war, die heilige Messe, und, wenn er zu unwohl war, um Messe lesen zu können, communizirte er. Seine Andacht und Demuth bei der heiligen Communion war so innig, daß er öfter sein Gesicht bedeckte, und lange Zeit in die Betrachtung und Danksagung versunken blieb. Wenn die Väter aus irgend einem Grunde später kamen, um ihm die Communion zu reichen, so war der Kummer, den er darüber fühlte, ihm so schmerzlich, daß er

nicht schlafen konnte, bis er sie empfangen hatte. Als er im Jahre 1577 schwer krank war, so daß die Aerzte alle Hoffnung auf seine Wiedergenesung aufgegeben hatten, hörte er einst in der Nacht zur Matutin läuten, und verlangte, wie gewöhnlich, nach der Communion. Franz Maria Tarugi, der bei ihm wachte und sah, daß Philipp in dieser Nacht keinen Schlaf gehabt hatte, fürchtete, die Andacht des Heiligen und die Thränen, die er bei solcher Gelegenheit zu vergießen pflegte, möchten ihm ganz den Schlaf rauben und sogar sein Leben gefährden, und gab daher Befehl, ihm die Communion nicht zu reichen. Allein die lange Zögerung ließ Philipp den Grund vermuthen und er schickte deßhalb nach Tarugi und sagte zu ihm: „Franz Maria, ich sage dir, ich kann vor Begierde, die ich nach dem heiligen Sakramente habe, nicht schlafen; mache, daß man mir die heilige Communion bringt; ich werde einschlafen, sobald ich sie empfangen habe.“ Und in der That, kaum hatte er communizirt, so fing er an, einzuschlafen, sich zu bessern und war in kurzer Zeit vollkommen hergestellt.

Einst in der Nacht hielt P. Anton Gallonio, als er den Heiligen eben communizirte, das heilige Sakrament eine Zeit lang in der Hand und zögerte, es ihm zu reichen. Da wandte sich der heilige Greis, nicht mehr im Stande, die Zögerung auszuhalten, und von seiner Sehnsucht überwunden, zu ihm hin und sprach: „Anton, warum hältst du meinen Herrn in deiner Hand und gibst mir ihn nicht? Warum? gib mir ihn doch!“ Gallonio, als er die wunderbare Liebe des Dieners Gottes bemerkte, konnte seine Thränen nicht zurückhalten, während er ihm die Communion reichte.

Seine Andacht beim Messelesen war ganz ungewöhnlicher Art, und Nichts beweist dies mehr, als der Umstand, daß bei einer Handlung, auf welche Andere durch Akte innerer Sammlung sich vorzubereiten haben, um mit Andacht zu celebriren, er sich durch Akte der Zerstreuung vorbereiten, oder sich während der Messe selbst zerstreuen mußte, um dieselbe vollenden zu können oder sich von einer Verzückung zu bewahren. Wenn er im Verlaufe der Messe an das Offertorium kam, so war die Freudigkeit, die er in seinem Herzen fühlte, so gewaltig, daß seine Hand wiederholt zuckte, und er deßhalb den Wein nicht in den Kelch gießen konnte, ohne seinen Arm auf den

Altar zu stützen; und doch war er noch ganz jung und hatte nichts Gichtisches an sich. Bei der Elevation blieben seine Arme oft in die Luft erhoben, und er vermochte sie eine Zeit lang nicht zurückzuziehen. Manchmal war er nach der Consekration von einem solchen geistigen Jubel ergriffen, daß er auf den Fußspitzen stand oder eine Spanne hoch vom Boden erhoben wurde. Um dieß zu vermeiden, pflegte er, sobald er die heilige Hostie ein wenig über das Haupt erhoben hatte, dieselbe sogleich wieder niederzulassen. Das Nemliche begegnete ihm bei dem **Domine non sum dignus**, weßhalb er so schnell als möglich communizirte.

Seine Messe war, wenn er sie öffentlich las, eher kurz, als lang, damit er die Andacht der Leute nicht ermüde; aber er selbst las sie mit so tiefer Andacht, daß der Anblick in den Anwesenden beständig Thränen hervorrief. Hatte er die Messe geendigt, und seine Danksagung dargebracht, so kehrte er derart in sich versunken auf sein Zimmer zurück, daß er oft an den Leuten vorbeiging, ohne sie zu bemerken, und sein Gesicht war blaß wie der Tod, so daß er kaum einem Lebenden ähnlich schien. In den letzteren Jahren seines Lebens feierte er die heilige Messe in einem kleinen Zimmer oberhalb seiner Wohnung, und ließ Niemanden zu, als einen Laienbruder der Congregation, der gleichfalls im Geruche der Heiligkeit gestorben ist. Er diente ihm die heilige Messe bis zum Sanktus, dann entließ er ihn mit dem Bedeuten, er solle zur Arbeit zurückkehren, da er nicht wünsche, daß die Congregation wegen seiner Narrheiten (so nannte er die häufigen Ekstasen), die er im Augenblick der Consekration und vor der heiligen Communion erhielt, Schaden litte. Die Ekstasen währten gewöhnlich zwei, ja öfters drei und eine halbe Stunde, wobei er mit ausgestreckten Armen in Anbetung des allerheiligsten Sakramentes einige Fuß von der Erde erhoben schwebte. Der Bruder kehrte bisweilen von der Arbeit zurück und beobachtete den Heiligen durch eine kleine Oeffnung in der Thüre, und erkannte aus seinen Gesichtszügen, wann er wieder in den natürlichen Zustand zurückkehren werde. Alsdann trat er in die Kapelle und setzte den Dienst der heiligen Messe fort. —

Wenn Philipp das heilige Sakrament Anderen spendete, empfand er eine solche Glut, daß sein ganzer Leib aufhüpfte zur großen Verwunderung derjenigen, die ihn sahen. Eine

jüdische Convertitin ging einmal nach St. Hieronymus, um die Communion von dem Heiligen zu empfangen. Als er das Ciborium in die Hand nahm, sah sie ihn dermaßen heftig zittern, daß die heiligen Hostien emporsprangen, und sein Angesicht glänzte, wie von Feuer; aber nach der Communion wurde er leichenblaß, wie wenn er ohnmächtig werden wollte. All' dieß war die Wirkung der außerordentlichen Andacht, mit welcher er die Communion reichte. Aehnliches geschah bei einem florentinischen Edelmann, der eines Tages aus seiner Hand communizirte.

Philipp hatte auch eine ganz besondere Andacht zu dem heiligsten Leiden unsers Erlösers und übte sich fast beständig in der Betrachtung desselben; aus diesem Grunde trug er immer ein Crucifix bei sich. Der brennende Durst, sich seinem gekreuzigten Herrn als Brandopfer darzubringen, trieb ihn an, die Herzen Anderer mit derselben Liebe zu entflammen, so daß er bisweilen ausrief: „Möge das Feuer des heiligen Antonius dich brennen!“ Er wollte damit sagen: Mögest du von demselben Feuer der göttlichen Liebe brennen, das den heiligen Antonius entflammte.

Endlich trug er eine so innige Andacht zu dem heiligen Namen Jesu, daß er, wenn er ihn nannte, eine unaussprechliche Süßigkeit fühlte, weßhalb er ihn auch häufig im Munde führte.

Es war eine von den wunderbaren Gaben des Heiligen, daß nicht nur er selbst die innigste Liebe zu Gott hatte, sondern sie auch denjenigen mittheilte, die mit ihm umgingen. Die lauesten seiner Beichtkinder wurden, wenn sie nur häufig zu ihm gingen, nach und nach mit heiliger Inbrunst erfüllt; die, welche selten kamen, wurden immer kälter im Dienste Gottes, und die, welche ihn ganz verließen, verloren allen geistlichen Eifer.

2. Philipp's Geduld.

Die Geduld wird von den Heiligen für den Prüfstein aller Heiligkeit gehalten.

Man kann wohl sagen, daß das ganze Leben des heiligen Philipp nur eine einzige ununterbrochene Uebung der Geduld war. Fand er ja doch Widersprüche in Allem, was er that.

Manche konnten aus Neid und Eifersucht oder aus anderen Gründen es nicht sehen, daß die Uebungen des Oratoriums gediehen und der Wohlgeruch der Heiligkeit Philipps sich täglich weiter verbreitete. Diese Leute ergriffen jede Gelegenheit, um Anderen eine schlimme Meinung von ihm beizubringen. Eines Tages ging das Gerede durch ganz Rom, der P. Philipp zu St. Hieronymus sei in's Gefängniß geworfen worden, wegen einer unsauberen Geschichte mit Frauen. Die Sache verhielt sich aber so, daß ein Diener, der eben daselbst lebte, und auch Philipp hieß, aus dieser Ursache eingekerkert worden war. Die Verleumder hatten den Gleichlaut des Namens benützt, um dieses Gerücht über den Heiligen auszustreuen. Als dieser davon hörte, nahm er es nicht im Geringsten übel auf, sondern blieb ganz ruhig und lächelte darüber.

Philipp war eine Zielscheibe des Spottes, namentlich von Seiten der Hofleute in den Palästen der römischen Großen. Sie sagten alles Schlimme von ihm, was ihnen in den Sinn kam; besonders so lange er sich zu St. Hieronymus aufhielt. Sobald sich einer seiner Schüler blicken ließ, fragte man ihn: „Was macht P. Philipp? Was für einen Leckerbissen hat er heute Morgen gefrühstückt? Wie viele Schüsseln haben seine geistlichen Töchter ihm geschickt?“ Dergleichen Spottreden fielen Tag für Tag, so daß endlich die ganze Stadt davon voll war und in allen Werkstätten und Schreibstuben über Philipp gelacht wurde. Den Heiligen aber kümmerte dieß Alles nicht. Ein angesehener Mann, der sich selbst früher über ihn lustig gemacht hatte, dachte später über diese unverwüstliche Geduld nach und faßte eine solche Hochachtung gegen ihn, daß er sich beständig seinem Gebete empfahl, und, wo das Gespräch sich auf Philipp lenkte, seine Güte als etwas Wunderbares erhob.

Aber nicht nur Auswärtige gaben Philipp häufige Gelegenheit, seine Geduld zu üben; seine eigenen geistlichen Söhne und sogar die, welche ihm am meisten verpflichtet waren, trugen durch ihr Benehmen viel zu seiner Vervollkommnung in dieser Hinsicht bei. Einige von ihnen, die seinen eigentlichen Charakter nicht zu begreifen wußten, hielten ihn für einen ungebildeten, einfältigen Mann und behandelten ihn auch demgemäß. Philipp legte nicht die geringste

Empfindlichkeit darüber an den Tag und veränderte sein freundliches Wesen gegen sie nicht im Mindesten. Als einmal eine wichtige Angelegenheit in Betreff der Congregation verhandelt wurde, erhielt der Heilige, als Superior, einen Brief. Während er ihn lesen wollte, riß ihm Einer der Anwesenden, der glauben mochte, der Brief enthalte etwas, was Philipp im Augenblick nicht zu wissen habe, denselben unverschämter Weise aus der Hand, mit den Worten, dieß brauche jetzt nicht gelesen zu werden. Der Heilige nahm die Beleidigung mit so unvergleichlicher Sanftmuth hin, daß weder sein Blick, noch ein Wort oder irgend eine Geberde die geringste innere Aufregung verrieth. Erst lange nachher trug er dem P. Germanicus Fedeli auf, daß der Beleidiger nach seinem (Philipps) Tode zurechtgewiesen werden sollte, damit er seinen Fehler erkennen, dafür Buße thun und Verzeihung und Nachlaß bei Gott erhalten möge.

Merkwürdig ist übrigens, daß alle die, welche den Heiligen irgendwie verfolgten, entweder es bereuten und um Verzeihung baten, oder kurz nachher von Gott gezüchtiget wurden.

Die Geduld Philipps ging so weit, daß er nicht nur seine Beleidiger in aller Schonung und Nachsicht ertrug, sondern sie sogar zärtlich liebte. Er begnügte sich nicht damit, selbst für sie zu beten und deßhalb oft nach St. Peter oder in eine andere Kirche zu gehen, sondern er ließ auch seine Beichtkinder für sie beten und gab ihnen oft ein Vater unser und ein Ave Maria für seine Verfolger auf. Die Geduld war ihm so sehr zur anderen Natur geworden, daß man ihn nie im Zorne sah und daß es schien, als ob er nicht einmal zornig werden könne. Sobald die erste Regung eines Aergers in ihm aufstieg, unterdrückte er sie im Augenblicke, und, indem er sich Gewalt anthat, nahm er gleich wieder seine freundliche Miene an.

Niemals sah man ihn traurig; wer zu ihm ging, fand ihn immer mit einem heiteren Gesichte, dem aber keineswegs ein würdevoller Ernst abging. Es war dieß unter seinen Schülern so bekannt, daß sie zu äußern pflegten: „Man mag dem P. Philipp sagen oder thun, was man will, man kann ihn nicht aus der Fassung bringen.“ Einst wurde ihm berichtet, daß einige Leute ihn einen einfältigen alten Mann genannt hätten, und er freute sich höchlich darüber. Ein

andersmal hörte er, daß öffentlich gegen das Institut des Oratoriums geprediget worden sei; er antwortete keine Silbe darauf und verrieth nicht die leiseste Aufregung. Und so verhielt er sich in vielen derartigen Fällen.

Eine ebenso erbauliche Geduld bewies Philipp in den Krankheiten, die er sich fast jedes Jahr durch seine übermäßigen Anstrengungen zuzog. Er empfing viermal die letzte Oelung, und selbst in diesen Augenblicken zeigte sein Angesicht dieselbe Ruhe und Heiterkeit. Von seinen Krankheiten sprach er nie, außer mit den Aerzten und ließ niemals äußerlich den Schmerz merken, den er litt, so heftig er auch sein mochte. Wenn er bei solchen Gelegenheiten einige Worte äußerte, so waren es ungefähr folgende: „Mein Herr, wenn Du mich willst, siehe, da bin ich“; oder „meine Liebe, ich habe Dich nicht erkannt, ich habe nichts Gutes gethan;“ und dergleichen Reden begleitete er gewöhnlich mit vielen Thränen. Man hörte niemals, daß er seine Stimme veränderte, wie dieß die Kranken häufig thun, sondern er sprach mit derselben wohlklingenden Stimme, wie in gesunden Tagen; ja, anstatt in seinen Krankheiten von denen, die ihn besuchten, getröstet zu werden, tröstete er sie selbst auf die liebevollste Weise.

Philipp stellte indeß seinen geistlichen Söhnen nicht nur allzeit an sich selber ein glänzendes Beispiel der Geduld vor Augen, sondern er gab ihnen auch in Betreff dieser Tugend mancherlei Lehren und Ermahnungen. Er sagte z. B., einem Christen könne nichts Glorreicheres begegnen, als für Christus zu leiden, und wer Gott wahrhaft liebe, werde Nichts so sehr zu Herzen nehmen, als wenn er keine Gelegenheit fände, für Ihn zu dulden; keine Trübsal zu haben sei die größte Trübsal, die einen Diener Gottes befallen könne. Wenn er hörte, daß einer seiner Schüler klagte, er vermöge diese oder jene Widerwärtigkeit nicht zu ertragen, so pflegte er ihm zu entgegnen: „Sage lieber, Du seiest nicht werth einer so großen Wohlthat, oder daß der Herr Dich heimsuche; denn es gibt keinen deutlicheren Beweis von der Liebe Gottes, als die Trübsal, die er uns sendet. Als sich ein Priester einst bei ihm beschwerte, er werde ungerecht verfolgt, verwies ihm dieß Philipp mit den Worten: „Wie kannst Du Andere Geduld lehren, da Du selbst so ungeduldig bist? Mein Sohn, die Größe unserer Liebe zu Gott wird durch die Größe

unseres Verlangens erkannt, aus Liebe zu Ihm zu leiden. Es gibt Nichts, fügte er bei, was die Verachtung der Welt schneller bewirkt, oder die Seele inniger mit Gott vereinigt, als wenn Leiden und Widerwärtigkeiten über Einen kommen; und die, welche nicht in diese Schule geschickt werden, dürfen sich wohl unglückliche Menschen nennen."

Er wiederholte gerne und oft, in diesem Leben gebe es kein Fegfeuer, es gebe nur entweder eine Hölle oder einen Himmel; denn wer Gott wahrhaft diene, für den verwandle sich jedes Leiden und jede Trübsal in Trost, und schon in dieser Welt trage er einen Himmel in sich bei allen Leiden, die ihn träfen, abgesehen von seiner Belohnung in der künftigen Welt. Ein anderer Lieblingsausspruch von ihm war: „Wenn Gott der Seele außerordentliche Süßigkeiten sendet, dann darf man sich auf irgend eine schwere Trübsal oder Versuchung gefaßt machen, und wenn man von einer solchen ungewöhnlichen Inbrunst ergriffen ist, dann soll man Gott um die Gnade und Stärke bitten, zu ertragen, was sein göttlicher Wille senden wird."

Um seine Schüler zur Tugend der Geduld zu ermuntern, prägte er ihnen ein, nie den Muth zu verlieren, denn es sei Gottes Art und Weise, aus dem menschlichen Leben gleichsam ein Gewebe zu machen, zuerst aus Sorge, Kummer und Noth, dann aus Trost und Freude. Sie sollten nie vor einem Kreuze fliehen; denn in diesem Falle dürften sie sicher darauf rechnen, sich ein größeres aufzuladen. Es gebe auf Erden nichts Schöneres, als aus der Noth eine Tugend zu machen, anstatt zu thun, was die Menschen meistens thun, nemlich selbst sich ihr Kreuz zu zimmern.

3. Von der Demuth des heiligen Philipp.

Philipps außerordentliche Geduld wurzelte in seiner tiefen Demuth. Er hatte eine solche Höhe der Vollkommenheit in dieser Tugend erreicht, daß er sich, wie einst der heilige Franziskus, wirklich für den größten Sünder hielt, und wenn er dieß sagte, so geschah es mit einer Innigkeit und Aufrichtigkeit, die keinen Augenblick zweifeln ließ, es komme ihm vom Herzen.

Wenn er beichtete, pflegte er unter vielen Thränen zu

äußern: „Ich habe nie etwas Gutes gethan;" und selbst außer der Beicht war er so von diesem Gedanken durchdrungen, daß er, wenn er junge Leute sah, in der Erwägung, wie viel Zeit sie noch vor sich hätten, Verdienste für den Himmel zu sammeln, ausrief: „O ihr Glücklichen, die ihr Zeit habt, Gutes zu thun, was ich nicht gethan habe."

Er schätzte sich selbst so gering, daß er es nicht ertragen konnte, wenn Andere gut von ihm dachten, ja sogar sich schmerzlich darüber beklagte. Wenn er hörte, daß Jemand eine gute Meinung von ihm hatte, sagte er: „O ich Armer, ich Unglücklicher! wie viele Landleute und wie viele arme Mädchen werden im Paradiese größer sein, als ich!"

Alle Ehrenstellen floh er wie die Pest. Er konnte es nicht leiden, wenn man ihm einen besonderen Respekt bezeugte, oder wenn Jemand, sogar aus der niedrigsten Volksklasse, in seiner Gegenwart mit unbedecktem Haupte stehen blieb. Ganz Rom betrachtete ihn als einen Heiligen; er war bei allen Klassen der Bevölkerung geliebt, verehrt und hochgeachtet. Allein trotz des Lobes, das man ihm spendete, trotz der mannigfachen, ihm auf diese Weise gebotenen Gelegenheiten, sich hinaufzuschwingen, bewahrte er stets seine Demuth und die Verachtung seiner selbst. Aeußerst selten besuchte er den Papst, die Cardinäle und die römischen Fürsten und dann nur, um irgend einen wohlthätigen Zweck zu erreichen. Nie wollte er Pensionen, Pfründen oder Würden irgend einer Art annehmen. Die ihm deßhalb gemachten Anträge wußte er so geschickt abzulehnen, daß die Personen, die ihn zu befördern wünschten, die Kunstgriffe seiner Demuth kaum entdeckten. Als er die Domherrnstelle bei St. Peter, welche Gregor XIII. ihm anbot, ausschlug, entschuldigte er sich scherzhaft damit, er verstehe es nicht, ein Domherrnkleid zu tragen. Die ihm wiederholt zugedachte Cardinalswürde wies er gleichfalls von sich.

Die Abneigung gegen weltliche Ehre, die Philipp auszeichnete, wünschte er auch an seinen Beichtkindern und besonders an den Mitgliedern der Congregation zu sehen. Er hatte es nicht gerne, wenn sie in den Palästen der Großen Besuche machten. Germanicus Fedeli ging zuweilen in die Häuser der Vornehmen, da er eine besondere Gewandtheit besaß, mit ihnen umzugehen; indeß that er es nie ohne einen

wichtigen Grund. Dennoch sah es der Heilige ungern und sagte mehrmals zu ihm: „Du wirst uns verlassen, aber dessenungeachtet kein Prälat werden.“ Und so war es auch. Clemens VIII. nahm ihn aus der Congregation und bestimmte ihn zum Hofmeister seines Neffen. Germanicus wurde Domherr bei St. Peter, aber zuletzt entsagte er dieser Würde und starb als einfacher Priester.

Der Widerwille Philipps gegen weltliche Auszeichnungen und seine Verachtung aller irdischen Güter war so groß, daß einer seiner Lieblingsaussprüche war: „Ich finde nicht ein einziges Ding in dieser Welt, das mir gefällt, und dieß freut mich besonders, daß ich Nichts finde, was mir gefällt.“ Oft setzte er noch hinzu: „Wenn sich eine Seele ganz rein von läßlichen Sünden halten könnte, so wäre es ihr die größte Pein, noch in diesem Leben zurückgehalten zu werden wegen der heftigen Begierde, die sie haben würde, sich mit Gott zu vereinigen.“

Jeder Art von Eifersucht und Streit war der Heilige Todfeind, und Alles, was man ihm sagte, nahm er immer von der guten Seite auf. Er hatte eine besondere Abneigung gegen affektirtes Wesen im Sprechen, in der Kleidung u. s. w. Allenthalben zeigte er sich als ein großer Liebhaber der christlichen Einfachheit. Mit doppelzüngigen Leuten, die nicht aufrichtig und gerade zu Werke gingen, wollte er Nichts zu schaffen haben. Die Lügner konnte er nicht ausstehen und er erinnerte seine geistlichen Söhne beständig, mit denselben keinen Umgang zu pflegen.

In allen Dingen, die entweder sein eigenes Benehmen oder die Leitung der Congregation und sogar Angelegenheiten von geringer Wichtigkeit betrafen, fragte er gewöhnlich Andere um Rath. Dabei begnügte er sich nicht, mit verständigen Personen, oder mit Höheren sich zu berathen, sondern er wandte sich auch, da er durch eine innere Erleuchtung wußte, auf wem der heilige Geist ruhe, an solche, die seine Untergebenen waren, bestand darauf, ihre Meinung zu sagen, und empfahl die Sache ihrem Gebete. Ueberhaupt richtete er sich lieber nach dem Urtheile Anderer, als nach seinem eigenen. Sein beständiger Rath für seine geistlichen Söhne war, sie sollten nicht auf sich selbst vertrauen, sondern immer den Rath ihres Beichtvaters annehmen und sich dem Gebete Aller empfehlen.

Es freute ihn, gering geachtet und für Nichts gehalten zu werden; denn er hatte jederzeit jenen Ausspruch des Apostels im Sinne: „Wenn Jemand unter Euch sich weise zu sein dünkt in dieser Welt, der werde ein Thor, auf daß er weise werde." Man machte deßhalb die Bemerkung, daß er stets entweder in Geberden oder durch Worte oder sonst auf irgend eine Weise seine wirkliche Frömmigkeit zu verbergen suchte.

Auch sein Betragen gegen Andere zeichnete sich durch die auffallendste Demuth aus. Wenn er Befehle gab, so zeigte sich seine Hochachtung sogar gegen jene, denen er befahl. So viel als möglich schonte er seine Untergebenen in der Arbeit. Im Verkehre mit Anderen hatte er ein äußerst gefälliges Wesen; er war voll Freundlichkeit im Gespräche und so mitleidig, daß er es nicht sehen konnte, wenn Jemand seinetwegen nur im Geringsten belästiget wurde. Er liebte es, im Zimmer auf- und abzugehen; damit aber das hiedurch entstehende Geräusch denen im Zimmer unten nicht unangenehm sein möchte, ließ er sich dünne Filzschuhe machen. Was wir von dem heiligen Thomas von Aquin lesen, daß er nie zu eitlem Ruhme versucht wurde, scheint auch von Philipp wahr zu sein. Er verabscheute es immer, von sich selbst zu sprechen, wenn nicht ein wichtiger Grund dazu da war. Die Worte: ich sagte, ich that, waren sehr selten in seinem Munde; auch ermahnte er Andere, nie, weder im Scherze, noch im Ernste, das Ich voranzustellen, namentlich nicht in Dingen, die zu ihrem Lobe gereichten.

Er wünschte, daß seine geistlichen Söhne mehr Fleiß auf die Erwerbung dieser Tugend verwenden möchten, als auf jede andere, so daß er oft die zwei bedeutsamen Worte: Demuth und Selbstverleugnung ihnen einschärfte, und, wie der heilige Johannes, beständig zu seinen Jüngern sagte: „Liebet einander," so wiederholte Philipp immer seine Lieblingsvorschrift: „Seid demüthig, schätzet Euch selbst gering!"

„Wenn wir je einmal ein gutes Werk thäten," sprach er, „und ein Anderer nehme das Verdienst davon für sich in Anspruch, so sollten wir uns freuen, und dieß für eine große Gnade von Gott ansehen; wenn dieß aber unsere schwache Tugend übersteige, so sollten wir uns wenigstens

nicht darüber betrüben, wenn Andere uns das Menschenlob entzögen, weil Gott uns dann nur mit einer um so größeren Ehre belohne." Immerfort predigte er seinen geistlichen Söhnen: „Werfet alle Eure Gedanken auf Gott und seid überzeugt, daß Er, wenn Er Etwas von Euch begehrt, Euch zu Allem fähig machen wird, wozu Er Euch benützen will."

Es war ein Lieblingsausspruch von ihm: Wenn ein Mensch sich in die Lage bringe, zu sündigen und sage: „Ich werde nicht fallen, ich werde diese Sünde nicht begehen," so sei dieß ein deutliches Zeichen, daß er fallen werde, und zwar zum besonderen Schaden seiner Seele. Er fürchtete weit weniger für einen Menschen, der Versuchungen des Fleisches hatte und ihnen durch Vermeidung der Gelegenheit widerstand, als für einen, der gar nicht versucht wurde, aber die Gelegenheiten nicht floh. Er empfahl ihnen, oft im Herzen zu sprechen: „Herr, ich habe kein Vertrauen auf mich selbst, denn ich werde gewiß fallen, wenn Du mir nicht beistehst." In der Beicht rieth er, die schwersten Sünden zuerst zu bekennen, da man sich wegen dieser am meisten schäme. Auf diese Weise werde der Teufel vollständiger zu Schanden gemacht und ein größerer Nutzen aus der Beicht gezogen. Er fügte noch hinzu, eine aufrichtige und häufige Beicht sei das beste Mittel, um die Demuth zu erlangen.

Sehr unzufrieden war er mit solchen, die sich selbst entschuldigten; „denn," sagte er, „wer aufrichtig wünsche, ein Heiliger zu werden, sollte sich niemals, nur wenige Fälle ausgenommen, entschuldigen, sondern müsse sich immer als fehlerhaft ansehen lassen, selbst, wenn er mit Unrecht getadelt werde." Leuten, die sich selbst vertheidigten, pflegte er den Spitznamen „Mutter Eva" zu geben. Er stellte es als eine Regel auf, die wahre Arznei, um den Hochmuth zu heilen, bestehe darin, die Empfindlichkeit des Geistes niederzuhalten und abzutödten. Werde man wegen Etwas getadelt, so solle man sich deßhalb nicht zu sehr betrüben, oder es zu arg zu Herzen nehmen; denn man habe schon oft einen größeren Fehler begangen, indem man durch einen Tadel sich habe niederschlagen lassen, als der Fehler war, um dessentwillen man getadelt worden sei, und diese übertriebene Empfindlichkeit habe meistens keine andere Quelle, als den Hochmuth.

Die Gesinnung derjenigen lobte er nicht, die auf ihre

eigenen Kräfte zu sehr vertrauten und Gott baten, ihnen Trübsale zu schicken; seine Söhne sollten lieber bitten, daß der Herr in seiner unendlichen Güte ihnen in jenen kleinen Prüfungen und Widerwärtigkeiten Geduld verleihen möge, welche im täglichen Leben vorkommen. Er sagte, es gebe für Anfänger im geistlichen Leben nichts Gefährlicheres, als wenn sie den Lehrer spielen und Andere leiten und bekehren wollten. Sie sollten zuerst auf ihre eigene Bekehrung sehen und sich in der Demuth bewahren, damit sie nicht anfingen, zu glauben, sie hätten schon etwas Großes gethan, und so dem Geiste des Hochmuths verfielen. Er schärfte ihnen besonders ein, alle Sonderbarkeiten zu vermeiden, die gewöhnlich nur den Hochmuth nährten, namentlich in geistlichen Dingen.

Gemäß der Lehre der heiligen Väter pflegte er drei Arten von Eitelkeit zu unterscheiden: die erste nannte er die Herrin, wenn nemlich die Eitelkeit im Geiste entspringe vor der Handlung und der Beweggrund derselben sei; die zweite nannte er die Begleiterin, wenn man eine Handlung nicht aus Eitelkeit verrichte, aber ein Wohlgefallen an der Handlung empfinde; die dritte nannte er die Dienerin, wenn die Eitelkeit in dem Augenblicke erwache, in welchem man eine gute That vollbringe, und sogleich wieder unterdrückt werde. „Sorget wenigstens dafür“ — mahnte er öfter — „daß sie nicht die Herrin ist, und wenn sie gleich als Begleiterin der guten Handlung das Verdienst nicht wegnimmt, so zeigt sich doch die Vollkommenheit nur da, wo sie die Dienerin ist.“ Er stellte es endlich als Hauptregel auf, um die Gabe der Demuth vollkommen zu erlangen, seien vier Dinge nothwendig: die Welt verachten, Niemand verachten, sich selbst verachten, und verachten, von Anderen verachtet zu werden.

4. Wie sehr der heilige Philipp den Gehorsam liebte.

Philipp forderte nicht nur von seinen Untergebenen den pünktlichsten und bereitwilligsten Gehorsam, sondern auch von allen seinen Beichtkindern. Dagegen lehrte der Heilige selbst diese Tugend nicht weniger durch sein Beispiel, als mit Worten. Bei der Stiftung der Congregation achtete er auf

den leisesten Wink seiner Oberen, und sowohl im öffentlichen Dienste, wie im Privatleben nahm er es in diesem Stücke sehr genau. Wenn man ihn in einer Angelegenheit vor die Thüre rief oder nach der Sakristei, um die heilige Messe zu lesen, oder nach der Kirche, um Beicht zu hören, so ließ er alles Andere liegen und ging auf der Stelle, ohne sich ein zweites Mal mahnen zu lassen. Er sagte, es sei besser, dem Sakristan oder Pförtner, der uns rufe, zu gehorchen, als im Zimmer zu bleiben und zu beten; und als ihm einst Jemand bemerkte, daß den Priestern wenigstens Zeit gegönnt werden müsse, um sich auf die heilige Messe vorzubereiten, so entgegnete er: „Allerdings ist eine Vorbereitung nothwendig, aber die wahre Vorbereitung eines guten Priesters besteht darin, so zu leben, daß er mit gutem Gewissen zu jeder Stunde Messe lesen oder communiziren kann."

Besonders gehorsam war er gegen die Aerzte, wenn er unter ihrer Pflege stand, und obgleich er einen großen, natürlichen Widerwillen gegen alle Medizin hatte, so unterwarf er sich doch immer und nahm, was ihm verordnet worden war. Wenn ihm die Aerzte sagten, er müsse es unterlassen, Messe zu lesen oder Beicht zu hören, oder das innerliche Gebet zu verrichten, so that er es ohne Widerrede, wie wohl dieß die empfindlichste Abtödtung für ihn war.

Er sagte: Diejenigen, welche auf dem Wege der Vollkommenheit vorankommen wollten, müßten sich ganz in die Hände der Oberen ergeben, und jene, welche nicht unter dem Gehorsame lebten, sollten sich freiwillig einem erfahrnen und klugen Beichtvater unterwerfen, und ihm an Gottes Statt gehorchen. Sie sollten ihm alle Angelegenheiten, die ihr geistiges Wohl beträfen, mit der größten Offenheit und Einfalt mittheilen und Nichts ohne seinen Rath beschließen, denn Gott werde nie zulassen, daß er sich in Dingen irre, die sich wesentlich auf das Heil ihrer Seele bezögen. Diejenigen, welche auf diese Weise handelten, seien gesichert, daß sie Gott keine Rechenschaft für ihre Handlungen abzulegen hätten. Er ermahnte Jeden, es wohl zu bedenken und eifrig zu beten, ehe er sich einen Beichtvater wähle; habe man ihn aber einmal gewählt, so solle man ihn nur aus den dringendsten Ursachen verlassen. Ferner lehrte er, der Gehorsam sei der kürzeste Weg, zur Vollkommenheit zu gelangen, und er ziehe

einen Menschen, der unter dem Gehorsame ein gewöhnliches Leben führe, einem anderen weit vor, der nach seinem Kopfe große Bußwerke verrichte. Er sah im geistlichen Leben Nichts für gefährlicher an, als wenn man nach seinem eigenen Willen handle, da ja Nichts unsere Handlungen sicherer mache oder die Fallstricke des bösen Feindes wirksamer zerreiße, als wenn man das Gute nach dem Willen eines Anderen thue. Es ist nicht genug, sprach er oft, zu sehen, ob Gott das Gute, wornach wir streben, haben will, sondern auch, ob Er es durch uns und zu dieser Zeit haben will, und nur durch den Gehorsam können wir dieß unterscheiden. Alles faßte er mit den Worten zusammen: der Gehorsam sei das wahre Brandopfer, welches wir Gott auf dem Altare unserer Herzen darbrächten. Dabei wollte er, daß man sich selbst in geringen Dingen, die von keinem Gewichte schienen, zum Gehorsam zwinge, denn dieß sei die beste Uebung für den Gehorsam in wichtigeren Angelegenheiten.

5. Philipps jungfräuliche Reinigkeit.

Der heilige Philipp, welcher das Wohlgefallen kannte, womit Gott auf ein reines Herz sieht, war kaum zu den Jahren der Unterscheidung gelangt, als er sich vornahm, mit aller Macht gegen die Begierlichkeit des Fleisches zu kämpfen. So kam es, daß, ungeachtet sein Beruf ihn mit jeder Art von Menschen in Berührung brachte, und ihm viele Gelegenheiten zum Falle darbot, er dennoch die jungfräuliche Reinigkeit bis an das Ende seines Lebens fleckenlos bewahrte.

Von seiner Kindheit an bis zur Zeit seines Todes wachte Philipp über diesem kostbaren Schatze mit einer Sorgfalt, die sich kaum beschreiben läßt. Nicht damit zufrieden, denselben gleichsam unter der Asche der Demuth verborgen zu halten, gab er auch auf seine Sinne und auf jeden Theil seines Leibes auf das Genaueste Acht. Vor Allem ließ er, wie der heilige Antonius, nie einen Theil seines Körpers entblößt sehen und es gefiel ihm ganz besonders, wenn er bemerkte, daß Andere keines ihrer Glieder unbedeckt hatten. Ueber seine Lippen kam nie ein Wort, das die Sittsamkeit im Mindesten beleidigen konnte. Die Hut seiner Augen war so strenge, daß eine der schönsten Frauen Roms in der damaligen

Zeit, die dreißig Jahre lang zu ihm zur Beicht ging, erklärte, sie glaube nicht, daß er in dieser ganzen Zeit auch nur einmal sie angeschaut habe. Aus diesem Grunde hörte er, als er mit dem Beichthören anfing, Frauenspersonen nicht sehr gerne; er hatte auch immer mehr männliche, als weibliche Beichtkinder.

Der Teufel suchte durch verschiedene Kunstgriffe die makellose Reinigkeit des Heiligen zu beschmutzen und führte ihn schon als Laien, wie später als Priester mitunter in so verführerische Verhältnisse, daß mancher Andere in solcher Lage der Versuchung wohl erlegen wäre. Stets aber ging Philipp durch eine besondere Gnade Gottes siegreich aus dem Kampfe hervor.

Die jungfräuliche Reinigkeit Philipps war so groß, daß sie sogar auf seinem Gesichte und namentlich in seinen Augen sich abspiegelte, welche noch in den letzten Jahren seines Lebens so klar und glänzend waren, wie in seiner Jugend, so daß kein Maler den Ausdruck derselben wiederzugeben vermochte. Man konnte nicht leicht lange Zeit den Blick fest auf sein Gesicht richten, denn es drang aus seinen Augen ein Licht hervor, welches in die Augen derjenigen schoß, die ihn anblickten und sie gleichsam blendete, so daß Einige sagten, sein Anblick gleiche dem eines Engels. Ueberdieß gab sein Leib einen Wohlgeruch von sich, der selbst noch in seinem Greisenalter alle jene erfrischte, die ihm nahe kamen, und Manche erklärten, daß sie durch den Geruch seiner Hände oder seiner Brust den Geist der Andacht sich eingegossen fühlten.

Gott hatte den Heiligen auch mit der Gabe ausgestattet, das Laster der Unreinigkeit durch den Geruch zu entdecken, so daß er hin und wieder, wenn er einer schlechten Weibsperson auf der Straße begegnete, seine Hand oder ein Sacktuch an die Nase hielt mit allen Geberden eines beleidigten Geruchssinnes. Das that er, auch wenn er die betreffenden Personen gar nicht kannte. Er pflegte zu sagen, der Gestank dieses Lasters sei so entsetzlich, daß Nichts in der Welt demselben gleichkomme. Bisweilen wenn Einige seiner Beichtkinder zu ihm kamen, die mit diesem Laster befleckt waren, sagte er zu ihnen, ehe sie noch Zeit hatten, zu sprechen: „O mein Sohn, wie abscheulich ist dieser Gestank!" Daher mochten Manche, welche in diese Sünde gefallen waren und von seiner

Unterscheidungsgabe in dieser Hinsicht wußten, ihn nicht besuchen, damit er sie nicht entdecke, und Anderen merkte er die Anwesenheit des Lasters der Unreinigkeit an ihren Blicken an.

Viele bekannten, daß sie sogleich von den Versuchungen der Unreinigkeit befreit würden, wenn er nur die Hand auf ihr Haupt lege, und Andere fühlten sich schon durch den Umgang mit ihm von Liebe zur Reinigkeit durchdrungen und bewahrten sich dadurch, daß sie eine vertraute Freundschaft mit ihm fortsetzten, in Uebung dieser Tugend. Und was noch merkwürdiger ist, nicht blos seine Hände, sondern auch leblose Dinge, die er berührt und deren er sich bedient hatte, besaßen die Kraft, diese Versuchungen ferne zu halten. Anton Fucci, ein Arzt aus Castello und einer von den ersten Schülern des Heiligen, wurde, wenn er Frauen besuchte, viel von Versuchungen geplagt und hatte deßhalb beinahe den Entschluß gefaßt, seine Praxis aufzugeben. Allein, in Erwägung, daß er in diesem Falle kein anderes Existenzmittel haben würde, fragte er den Heiligen darüber um Rath. Philipp bemitleidete ihn sehr und gab ihm eine seiner Binden mit dem Auftrage, er solle sein Geschäft ausüben, wie zuvor; wenn er nur seine Augen so sorgfältig hüte, als die Umstände es erlaubten, so werde er nie wieder von derartigen Versuchungen beunruhiget werden. Anton beobachtete dieß und setzte seinen Beruf furchtlos fort, ohne jemals wieder solcherlei Versuchungen zu verspüren.

Um die Reinigkeit nicht zu verlieren, beobachtete Philipp mancherlei heilsame Vorschriften, die er auch Anderen gab, um ihnen zur Erlangung dieser Tugend zu verhelfen. Einige dieser Regeln waren für alle Menschen passend, während andere nur für besondere Klassen von Leuten und für besondere Stände sich eigneten. Die Priester ermahnte er, sich nicht selbst zu vertrauen, was für eine Erfahrung sie auch besitzen möchten; sie sollten weder die Länge der Zeit, noch das hohe Alter oder körperliche Schwäche als Grund ihres Selbstvertrauens annehmen; vielmehr sollten sie jede Gelegenheit fliehen, so lange sie, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, die Kraft hätten, noch ein Augenlied aufzuschlagen. Jungen Leuten pflegte er fünf kurze Regeln zu geben, um sich rein zu erhalten: 1) sollten sie böse Gesellschaft meiden, 2) ihren

Leib nicht verzärteln, 3) sollten sie den Müßiggang fliehen, 4) im Gebete fleißig sein, endlich 5) die heiligen Sakramente, besonders die Beicht, häufig gebrauchen. Dann rieth er ihnen, nicht kleine Kinder zu umarmen und zu küssen, wenn sie auch ihre Verwandten wären; deßgleichen sollten sich nicht Thiere liebkosen.

Sein Rath im Allgemeinen für Jedermann war, daß die Demuth die treueste Wächterin der Keuschheit sei. Wenn wir davon hörten, bemerkte er deßhalb, daß Jemand gefallen sei, so sollten wir zum Mitleid und nicht zur Verachtung bewegt werden; denn eines der wirksamsten Mittel, um sich keusch zu erhalten, bestehe darin, mit der Gebrechlichkeit unseres Nächsten Mitleid zu haben und uns nicht unserer eigenen Tugend zu rühmen. Ja, er behauptete sogar, wenn man in solchen Fällen nicht mit dem Anderen Mitleid habe, so sei dieß ein sicheres Zeichen, daß man selbst fallen werde, und hinsichtlich der Reinigkeit bestehe die größte Gefahr darin, die Gefahr nicht zu fürchten. Wenn Jemand sich für sicher hielt, oder ohne Furcht war, so hielt er ihn beinahe für verloren. Vollkommene Offenheit gegen den Beichtvater war ein anderes Mittel, welches er zur Bewahrung der Keuschheit vorschrieb. Wir sollten Nichts in uns verborgen halten, nicht einmal einen Gedanken; wenn wir eine Wunde dieser Art dem Arzte unserer Seele aufdeckten, so sei sie fast so gut, wie geheilt. — Er sagte ferner, sobald man eine Versuchung heranahen fühle, so solle man sich zu Gott flüchten und mit Andacht jenes von den heiligen Vätern in der Wüste so hoch geschätzte Schußgebet aussprechen: „Herr, merk' auf meine Hilfe, Herr, eile mir zu helfen!“ oder den Vers: „Ein reines Herz erschaff' in mir, o Gott, und den rechten Geist erneuere in meinem Innern;“ dann solle man den Boden küssen, nachher aber den Müßiggang so viel als möglich vermeiden. Personen, welche unter Versuchungen litten, sollten ihre Gedanken davon ab und auf irgend einen gleichgültigen Gegenstand richten; deßhalb rieth er einem seiner Beichtkinder, wenn ihm sinnliche Gedanken in den Kopf kämen, sich sogleich mit etwas zu beschäftigen und wäre es auch nur, die Kreuzbalken des Getäfels an der Zimmerdecke zu zählen oder etwas dergleichen.

Das größte Gewicht jedoch legte er auf jene Vorschrift,

welche alle Heiligen einstimmig eingeschärft haben, daß man nemlich die Versuchungen gegen die Reinigkeit hauptsächlich durch die Flucht besiegen müsse, während die übrigen Versuchungen theils durch den Kampf dagegen, theils durch Verachtung derselben überwunden würden. Darum sagte er gewöhnlich: „Im Kriege mit dem Fleische sind es die Feiglinge, welche am besten wegkommen.“

6. Von der Enthaltsamkeit Philipps.

Philipp begnügte sich nicht mit den Lehren. Er betrachtete mit Recht die Abtödtung des Fleisches als eines der vorzüglichsten Mittel zur Bewahrung der Keuschheit. Außer den Strengheiten, die er bereits in seiner Jugend übte, pflegte er als Priester Morgens entweder Nichts zu genießen, oder höchstens ein wenig Brod und Wein; und dieß that er im Auf- und Abgehen. Am Abend begnügte er sich mit rohem Salat oder einem, höchstens zwei Eiern; meistens ließ er sich dann kein Brod bringen, sondern aß, was von seinem Frühstücke übrig geblieben war; dazu fügte er zuweilen etwas Obst, wenn die Jahreszeit darnach war; ja er gab sich sogar mit einer einzigen von diesen Speisen zufrieden, entweder mit dem Brode oder den Eiern oder dem Salate oder dem Obste. Er nahm nie Milch oder damit zubereitete Speisen, auch keine Fleischbrühe; selten rührte er einen Fisch an und noch seltener Fleisch, ausgenommen, wenn er unwohl war oder in der Gesellschaft eines Fremden speiste. Ging er an den Metzgerläden vorüber, so äußerte er gerne: „Gottlob, ich habe Nichts von diesen Dingen nöthig,“ und als er sich zu St. Hieronymus aufhielt, pflegte er, wenn ihm Jemand eine Fleischspeise zum Geschenke machte, dieselbe den Knaben zu geben, die ihm in dieser Kirche ministrirten.

Er genoß seine Mahlzeit gewöhnlich allein auf seinem Zimmer, deckte sich sein Tischchen selbst und bedurfte Niemand zur Aufwartung. In das Refektorium ging er nicht, theils um seine Enthaltsamkeit geheimer zu halten, theils weil er schon so viele Jahre eine spärliche Kost gewohnt war, und deßhalb nicht mit Anderen speisen konnte, ohne entweder seiner Gesundheit zu schaden oder als ein Sonderling zu erscheinen.

Im Trinken war er ebenso enthaltsam, wie im Essen.

Er goß so viel Wasser in seinen Wein, daß es eher Wasser mit etwas Wein war als Wein mit Wasser, und sehr oft trank er nur Wasser allein.

Seine Strenge im Genusse von Speise und Trank war der Art, daß einige angesehene Aerzte eidlich versicherten, die Natur könne nach den gewöhnlichen Gesetzen mit so Wenigem nicht erhalten werden, und man glaubte, er lebe mehr von der Stärkung des heiligen Sakramentes, das er täglich empfing, als von körperlicher Nahrung.

Zu schlafen pflegte er vier oder höchstens fünf Stunden; den übrigen Theil der Nacht brachte er im Gebete und mit anderen geistlichen Uebungen zu.

Seine Kleider waren wie die der andern Leute und bestanden aus grobem Tuch. Die Reinlichkeit hatte er sehr gerne, und den Schmutz verabscheute er besonders in der Kleidung. Er führte deßhalb beständig jenen Spruch des heiligen Bernhard im Munde: „Die Armuth hat mir immer gefallen, der Schmutz aber niemals."

Dieser Lebensweise blieb er bis zu seinem Tode getreu. Je älter er wurde, um so mehr übte er die Enthaltsamkeit, und wenn man ihm sagte, er solle wenigstens auf sein hinfälliges Alter Rücksicht nehmen und etwas mehr genießen, so gab er dem Gespräche entweder eine andere Wendung, oder er sagte lächelnd: „Das Paradies ist nicht für Weichlinge bestimmt."

Obwohl er selbst so strenge gegen sich war, so wollte er doch seinen geistlichen Söhnen nicht erlauben, ihn hierin in Allem nachzuahmen. Er sagte ihnen: bei Tische und insbesondere in einer religiösen Gemeinschaft müsse man essen, was man vorgesetzt erhalte und dürfe nicht sprechen: „Ich will dieses nicht, oder ich mag jenes nicht." Namentlich mißfiel es ihm, wenn man außer der Mahlzeit aß, und Einem, welcher diese Gewohnheit hatte, bemerkte er: „Du wirst es im geistlichen Leben nie weit bringen, wenn du diesen Fehler nicht ablegst."

Ueberhaupt war er gegen Andere überaus milde und nachsichtig. Er konnte es nicht sehen, wenn die Seinigen sich mehr Arbeit auflegten, als sie aushalten konnten, und sagte, es sei in der Regel besser, wenn der Leib etwas zu viel Nahrung bekomme, als zu wenig; denn es sei leicht, ihm

das Zuviel zu entziehen, aber wenn die geringe Nahrung einmal der Gesundheit geschadet habe, dann lasse sich Nichts mehr bessern. Mit Rücksicht auf diesen Gegenstand behauptete er, der Teufel treibe zuweilen hinterlistiger Weise fromme Personen zu unverständigen Bußen und körperlichen Abtödtungen, damit sie sich dadurch so schwächten, daß sie Werke von größerer Wichtigkeit nicht ausführen könnten, oder damit die Leibesschwäche, welche sie sich zugezogen hätten, sie sogar von ihren gewöhnlichen Andachtsübungen abschrecke. Es war ihm lieb, wenn man körperliche Strengheiten mit Maß übte, aber mehr noch drang er auf die Abtödtung des Willens und Verstandes selbst in den unbedeutendsten Dingen. Jene, die sich ausschließlich der Kasteiung des Fleisches und körperlicher Abtödtung ergaben, pflegte er nicht sehr hoch zu schätzen.

7. Philipps Abneigung gegen irdische Güter.

Mit der Enthaltsamkeit und Reinigkeit verband Philipp eine auffallende Gleichgültigkeit gegen den Reichthum und die Bequemlichkeiten des Lebens. Obwohl er nie ein Gelübde der Armuth ablegte, so war er doch ganz frei von allen eigennützigen Gesinnungen und von der Begierde nach den Gütern dieser Welt. Als er Priester geworden war und das Amt eines Beichtvaters übernommen hatte, boten ihm verschiedene angesehene und reiche Personen wiederholt bedeutende Summen als persönliches Geschenk an; allein Philipp wollte nie etwas annehmen, indem er erklärte, er wolle den Lohn für seine Mühen nicht in dieser Welt empfangen. Wenn man ihm zuweilen ein Geschenk aufdrang, so gab er das Ganze entweder der Kirche oder den Armen.

Unter diejenigen, die sich vor Anderen durch ihre liebevolle Anhänglichkeit an den Heiligen auszeichneten, gehörte Prosper Crivelli. Es wurde dieser krank und setzte sogleich einen längst gehegten Plan in Vollzug, Philipp zu seinem Erben zu machen. Der Heilige hatte eine Ahnung hievon und anstatt nach seiner Gewohnheit den Kranken jeden Tag zu besuchen, blieb er lange Zeit aus, obwohl der Zustand Prosper's sich so verschlimmert hatte, daß er sich die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung hatte reichen lassen. Endlich

ließ das mitleidige Herz Philipps es nicht mehr zu, den Besuch desjenigen länger auszusetzen, den er so sehr liebte, und der am Rande des Grabes war. Sobald Prosper ihn erblickte, fing er an, zu klagen: „Ach, Pater, warum habt Ihr so lange mich nicht besucht? Die Aerzte sagten mir, daß mein Tod unvermeidlich sei, wenn der gewöhnliche Fieberanfall heute wieder komme und er ist wirklich gekommen.“ Philipp entgegnete: „Obwohl ich Dich nicht besucht habe, so habe ich Dich doch nicht vergessen, noch unterlassen, Alles für Dich zu thun, was ich gethan hätte, wenn ich Dich täglich besucht haben würde. Aber es geht ein Gerede in Rom, daß Du mich zu deinem Erben gemacht habest, und darum habe ich Dich nicht besucht; denn ich bedarf weder deiner Güter, noch deines Geldes. Um Dir indeß zu zeigen, daß ich Nichts von dem haben will, was Dir gehört, will ich nach St. Peter gehen und Gott inständig um deine Gesundheit anflehen, und wenn es nicht anders geschehen kann, so will ich Ihn bitten, deine Krankheit mir aufzulegen.“ Mit diesen Worten breitete er seine Hände über den Kranken und ging fast weinend hinweg. Der Kranke fiel in einen tiefen Schlaf und erwachte bald darauf vollkommen wiederhergestellt.

Als Angelo von Bagnarea eines Tages den Heiligen besuchte, fand er ihn, wie er gerade in der Legende las. Da sagte Philipp zu ihm: „Angelo, siehst Du, was ich lese? Dieß ist ein Buch für alte Leute, wie ich bin. Dieser Mann, von dem ich gerade lese, hat die Welt und ihre Güter verlassen, um Gott zu dienen; aber das ist nicht genug.“ — Philipp wünschte in seinen Schülern die nemliche Geringschätzung des Reichthums zu sehen, die er selber hatte. Als er entdeckte, daß eines seiner Beichtkinder mit einer gewissen Habgierde ein kleines Besitzthum zusammengebracht hatte, sprach er zu ihm: „Mein Sohn, ehe Du dieses Besitzthum erwarbst, hattest Du das Angesicht eines Engels und es freute mich, Dich anzublicken; aber jetzt ist dein Gesicht verändert. Du hast dein fröhliches Aussehen verloren und bist niedergeschlagen; darum siehe auf Dich selbst.“ Der Mann erröthete über Philipps Worte und änderte von dieser Zeit an seinen Lebensplan, indem er allen Fleiß darauf verwandte, Schätze für das andere Leben zu sammeln. — Einst fragte der Heilige den Aegidius Calvelli, einen Laienbruder der

Congregation, ob er gerne Geld haben möchte? Aegidius antwortete: „Vater, ich habe kein Verlangen nach so Etwas.“ Darauf erwiederte Philipp: „Wenn dem so ist, so wünsche ich, daß wir miteinander in den Himmel gehen, und ich will Dich selbst dahin führen unter der Bedingung, daß Du niemals eine Begierde nach Reichthum in deinem Herzen hegest.“ Seinen Beichtkindern rief er immer dieselbe Lehre in's Gedächtniß und sagte ihnen oft, daß alle Liebe, die wir den Geschöpfen zuwendeten, dem Schöpfer entzogen sei.

Obgleich Philipp diese Verachtung der irdischen Güter bei allen seinen Beichtkindern zu finden wünschte, so suchte er sie doch besonders den Mitgliedern der Congregation einzuflößen. So oft Einer von ihnen die Erlaubniß erhielt, Beicht zu hören, so bestand die erste Ermahnung, die er dem neuen Beichtvater gab, darin, von seinen Beichtkindern nie Geld anzunehmen, denn, sagte er, es sei unmöglich, Seelen und Geld zugleich zu gewinnen. Seinen Beichtkindern führte er häufig die Worte des heiligen Paulus an: „Ich verlange nicht das Eurige, sondern euch.“ Nicht nur die Beichtväter, sondern alle Mitglieder der Congregation ermahnte er, sich nicht in Testamentsangelegenheiten einzulassen, da dieß den Weltleuten immer Anlaß zum Argwohne gebe, so gut und heilig auch die Absicht sein möge, die man dabei habe. Niemand, versicherte er, werde jemals in der Tugend voranschreiten, wenn er irgendwie vom Geize besessen sei; und er habe aus Erfahrung gefunden, daß sinnliche Menschen sich leichter bekehrten, als habsüchtige. Den Geiz nannte er die Pest der Seelen, und sah er Jemand damit behaftet, so hatte er die schlimmste Meinung von ihm. Bat ein solcher ihn um die Erlaubniß, zu fasten, so entgegnete er: „Nein, mein Bester, gib lieber Almosen!“ Wollte er Einen wegen dieses Lasters auf eine schonende Weise tadeln, so suchte er im Laufe des Gespräches diese oder ähnliche Reden anzubringen: „Wer reich werden will, wird nie ein Geistesmann werden.“ — „Der Jüngling hüte sich vor fleischlichen Lüsten und der Alte vor der Habsucht, und dann werden wir Alle heilig werden.“ — „Alle Sünden mißfallen Gott, aber vor allen die Wollust und die Habsucht.“ — Wir sollten, bemerkte er ferner, nicht unterlassen, Gott zu bitten, daß der Geist des Geizes nicht die Herrschaft über uns erlange, oder daß die

Liebe zu den irdischen Dingen nicht mächtig in uns werde. — Mit Einem Worte, er sah die Verachtung des Reichthums für so wichtig und so fruchtbar an guten Werken an, daß er zu äußern pflegte: „Gebt mir nur zehn Männer, die wahrhaft von der Welt losgeschält sind, und ich zweifle nicht, die Welt mit ihnen zu bekehren."

8. Die Beharrlichkeit und Ausdauer Philipps in guten Werken.

Der heilige Philipp wußte wohl, daß keine Handlung, so erhaben und heroisch sie auch sein mag, mit Recht den Namen einer Tugend verdient, wenn sie nicht von Beständigkeit und Ausdauer begleitet ist; deßhalb strebte er von Jugend auf besonders dahin, in seinen Handlungen fest und beharrlich zu sein. Als er nach Rom kam und erkannte, es sei der Wille Gottes, daß er hier in seinem Weinberge arbeitete, blieb er daselbst ohne Unterbrechung sechzig Jahre lang und ging nie über die Thore der Stadt hinaus. Seine Freunde baten ihn wiederholt und inständig, mit ihnen da- oder dorthin zu reisen, namentlich drangen seine Verwandten in ihn, seine Heimat und Vaterstadt Florenz einmal zu besuchen; allein sie konnten ihn nicht dazu bringen; denn, wie er einst zu Viktoria Gottifredi, der Oberin im Kloster Torre di Specchi sagte, er kannte keine andere Heimat, als den Himmel.

Nachdem er Priester und Beichtvater geworden war, richtete sich seine Aufmerksamkeit beständig darauf, dieses doppelte Amt in bestmöglichster Weise zu versehen, so daß wir in Wahrheit sagen können, der ganze Lebenslauf Philipps sei darin bestanden, zu beten, heilige Bücher zu lesen, das Wort Gottes zu hören und zu predigen, die heiligen Sakramente zu verwalten, die Kirchen und die Kranken zu besuchen und andere fromme und religiöse Werke zu thun. Mit Anderem beschäftigte er sich nicht.

Diese Liebe zur Beharrlichkeit und Ausdauer suchte er auch dem Geiste der Seinigen einzuprägen; denn Philipp begnügte sich nie damit, selbst eine Tugend zu üben, sondern er war immer darauf bedacht, dieselbe auch in Anderen zu pflegen. Er brachte daher häufig die Worte unsers Herrn

vor: „Nicht, wer blos begonnen hat, sondern, wer ausharret bis an's Ende, wird selig werden." Er sagte seinen geistlichen Söhnen, das beste Mittel zur Erwerbung der Tugend der Beharrlichkeit sei die Klugheit, und es sei nicht nothwendig, an Einem Tage Alles zu thun; auch dürfe man nicht wünschen, in vier Tagen ein Heiliger zu werden; denn die Vollkommenheit sei nur mit großer Anstrengung zu erlangen. Oefter lachte er über diejenigen, welche, nachdem sie einen kleinen Fortschritt im geistlichen Leben gemacht hatten, meinten, sie hätten schon etwas Großes erreicht, und er setzte hinzu, er halte es wirklich für eine schwierigere Sache, diejenigen zu mäßigen, welche zu viel thun wollten, als jene anzuspornen, die zu wenig thäten. Ein anderer Rath von ihm war, daß man sich hüten sollte, sich nicht so sehr an die Mittel zu halten, daß man darüber den Zweck vergesse.

Er war sehr dagegen, bei jedem kleinen Anlasse seine Andachten auszusetzen, z. B. die Beicht an bestimmten Tagen, die Anhörung der heiligen Messe an Werktagen. Weiter sagte er: es sei nicht gut, sich mit zu vielen geistlichen Uebungen zu überladen; denn es gebe Einige, die nach und nach so viele Rosenkränze und Andachten aufnähmen, daß sie derselben bald müde würden und entweder nicht beharrten, oder wenn sie beharrten, diese Gebete ohne Andacht hersagten. Daher war sein Rath, man solle nur zu Wenigem sich verbinden und dann immer sich sorgfältig an das Wenige halten; könne uns der Teufel einmal dahin bringen, eine einzige Uebung aufzugeben, so werde er uns auch leicht bewegen, eine zweite und dann eine dritte fallen zu lassen, bis der ganze Haufe von Andachten endlich in Nichts verschwinde. Deßhalb predigte er seinen Schülern beständig die Worte: „Nulla dies sine linea (kein Tag ohne Linie)!" — Eine andere Ermahnung, auf die er viel Gewicht legte, war, daß man gegen kleine Fehler auf der Hut sein solle; denn wenn wir anfingen, derlei kleine Fehler zu übersehen und zu vernachläßigen, so ziehe sich gleichsam eine harte Rinde um das Gewissen, dasselbe verliere seine Zartheit und es gehe dann Alles schief. Er ermahnte seine Beichtkinder häufig, ihre guten Vorsätze zu erneuern und dieselben blos wegen der Gewalt der Versuchungen dagegen nie aufzugeben. Sie sollten immer Vertrauen auf Gott haben und nicht muthlos

werden, wenn die Dinge nicht nach ihrem Wunsche gingen. Denn, wenn Gott eine Tugend verleihen wolle, so lasse er es gewöhnlich zu, daß der Mensch von Versuchungen zu dem entgegengesetzten Laster angegriffen werde. Als Mittel gegen die Muthlosigkeit empfahl er, wenn eine Versuchung über uns komme, sollten wir uns an die Süßigkeit erinnern, die wir zu anderen Zeiten im Gebete gefunden hätten, und so würden wir dann dieselbe leichter überwinden.

Ferner lehrte er: der Eifer sei gewöhnlich groß im Anfange, und hierauf stelle sich der Herr, wie wenn er weiter gehen wolle; aber dann müßten wir standhaft bleiben und nicht in Unruhe gerathen; denn Gott ziehe jetzt seine Hand zurück und höre auf, seine Süßigkeiten über uns auszugießen, um unsere Stärke und Beharrlichkeit zu prüfen. Leisteten wir sofort Widerstand und würden über diese Trübsale und Versuchungen Herr, so kämen die Süßigkeiten und himmlischen Tröstungen wieder. Alles, was wir daher zu thun hätten, sei, daß wir uns nach der Erwerbung von Tugenden umsähen; denn am Ende wende sich Alles zu unserem Besten, und der Herr gebe uns seine Süßigkeiten und Tröstungen in doppeltem Maße wieder.

Er unterschied drei Stufen im geistlichen Leben: die erste nannte er das thierische Leben, welches diejenigen führen, die nach einer fühlbaren Andacht streben, welche Gott meistens den Anfängern verleiht, damit sie durch die Süßigkeit angezogen werden, gerade wie ein Thier durch einen sinnlichen Gegenstand, und so sich desto lieber dem geistlichen Leben ergeben; die zweite Stufe nannte er das menschliche Leben, nemlich das Leben derjenigen, die aufhören, eine fühlbare Süßigkeit zu empfinden, aber in der Kraft ihrer Tugend gegen ihre Leidenschaften kämpfen, was eigentlich die Aufgabe des Menschen ist; die dritte nannte er das englische Leben, zu welchem diejenigen gelangen, die sich lange in der Unterjochung ihrer Leidenschaften geübt haben, daher von Gott ein stilles, ruhiges und gleichsam englisches Leben schon in dieser Welt erlangen und durch Nichts beunruhiget oder belästiget werden. Philipp ermahnte seine Beichtkinder, auf der zweiten dieser drei Stufen zu beharren, weil dann Gott sie sicherlich zu seiner Zeit die dritte erreichen lassen werde.

Den Jünglingen schärfte er ein, daß die Vermeidung

böser Gewohnheiten und der Umgang mit guter Gesellschaft zur Beharrlichkeit auf dem Pfade der Tugend eben so nothwendig sei, als der häufige Gebrauch der heiligen Sakramente. Er setzte nicht leicht Vertrauen auf dieselben, so groß auch dem Aeußeren nach ihre Andacht sein mochte. Zuweilen, wenn man mit ihm von gewissen Jünglingen sprach, daß sie große Fortschritte im geistlichen Leben machten, bemerkte er: „Wartet nur, bis sie flügge sind, und dann wollen wir sehen, was für einen Flug sie nehmen.“ Er fügte dann bei, er selbst würde sich getrauen, Jemand in kurzer Zeit sehr fromm zu machen, aber die Hauptsache sei die Beharrlichkeit.

Jedes Verlangen nach Veränderung war ihm verdächtig und er liebte es nicht, wenn man von einem guten Stande in einen anderen, sogar in einen besseren überging, ohne es vorher reiflich zu überlegen; denn er sagte, der Teufel verwandle sich oft in einen Engel des Lichtes und mache, daß man das Gute aufgebe, unter dem eitlen Vorwande, Besseres zu thun. Diese Beständigkeit wünschte er an Allen ohne Ausnahme zu sehen, nicht etwa nur bei Klosterleuten, und sein Hauptaugenmerk richtete er bei seinen Beichtkindern dahin, daß sie, wenn sie einmal die Wahl eines Standes getroffen hatten, darin fortfuhren, ihre Pflichten genau zu erfüllen, und nicht aus irgend einer geringen Ursache ihren Stand oder ihren Aufenthalt veränderten.

Er ermahnte Jedermann, ohne Unterlaß zu beten, daß Gott in seiner Güte ihm die Gabe der Beharrlichkeit verleihen möchte. Daher führte er den Gebrauch im Oratorium ein, jeden Abend fünf Vater unser und fünf Ave Maria zu beten, um von Gott die Beharrlichkeit in seinem heiligen Dienste zu erlangen: aber, bemerkte er, um gut anzufangen und besser zu endigen, seien zwei Dinge nothwendig, die Andacht zur Mutter Gottes und jeden Morgen die heilige Messe zu hören, wenn kein rechtmäßiges Hinderniß im Wege steht.

VII.

Kreuz und Leid.

(Nach Meßmer.)

„Muß denn alles Kreuz und Leid über mich kommen, der ich's doch sicherlich nicht verdient habe" — so hört man oft die Menschen sprechen, wenn sie von irgend einem zeitlichen Unglück, von Krankheitsfällen, Verlusten oder sonst einer Widerwärtigkeit betroffen werden. — Geduld, meine Freunde, nicht jedes Leiden, das Gott schickt, ist gerade als eine Strafe zu betrachten, obgleich Jeder von uns in seinem Leben schon so viel gesündiget hat, daß auch die schwersten Heimsuchungen, die ihn treffen können, als Strafe für seine Sünden vor Gott noch lange nicht zu groß wären. Gott hat zuweilen eine ganz andere Absicht, weßhalb er uns Kreuz und Leid in das Haus sendet, und es kommt nur darauf an, dieselbe uns zum rechten Verständniß zu bringen. Hören wir eine Parabel!

Holzhauer ließen einst in einem Walde zwei Stücke Holz liegen; sie waren im Grase verborgen und so übersehen worden. Darob freuten sich nun die beiden Aeste gar sehr; denn im freien Felde lag es sich doch besser als in einer dumpfen, finsteren Holzhütte, und das frische Bächlein, welches ganz nahe an ihnen vorbeirieselte, war auch eine viel angenehmere Nachbarschaft, als heiße Kohlen in einem Ofen. Auch kamen hie und da ein paar muntere Vögelein, die auf den beiden Aesten gar emsig plauderten von dem Leben in der Stadt und im Dorfe, und wie es auf den Bergen und in den Thälern sei, so daß die Aeste Allerlei hörten und ganz gescheid wurden.

Doch auf dieser Erde dauert keine Freude lange! — An einem lieblichen Morgen voll Sonnenlicht und Himmelsblau waren die beiden hölzernen Kameraden gerade von den Träumen erwacht, die ihnen das Bächlein die ganze Nacht vorgemurmelt hatte, und lauschten begierig dem Gespräche, welches zwei welterfahrene Finken über ihnen hielten, als diese plötzlich zu reden aufhörten, ihre Köpflein umdrehten und dann in größter Eilfertigkeit davonflogen. Denn, o weh, aus dem Gebüsche trat ein Mann mit einem Beil in der Hand und ging nach dem Platze, wo die beiden Aeste lagen. Diese

konnten nicht, wie die Finken, davon eilen; denn man sagt nicht umsonst: „Du fliegst wie ein Holzblock!" Und so mußten sie halt in ihrer Angst liegen bleiben. Ein freundliches Lüftlein zersprengte sich beinahe seine Lungen, so stark blies es in die Gräser und Kräuter, zwischen denen die Aeste lagen. Es wollte nemlich die Gräser und Kräuter so über die armen Aeste hinschmiegen, daß sie von dem Manne mit dem Beile nicht gesehen werden könnten. Der hätte sie auch wirklich nicht bemerkt, aber ach! Da stolperte sein Fuß an einem derselben. Der Mann blickte nieder, hob einen der Aeste auf und rief, nachdem er ihn von allen Seiten angeschaut hatte, voll Freude: „Ach der ist prächtig, ganz glatt und rein, da brauche ich nicht weiter zu suchen!" Mit diesen Worten legte er ihn auf seine Schulter. Den anderen Ast stieß er mit dem Fuße herum; da er aber sah, daß er voll Knorren und Buckeln sei, ließ er ihn liegen. Der war freilich froh; der andere aber schaute voll Wehmuth von der Schulter des Mannes herab auf sein verlassenes Plätzchen, seinen Kameraden und das Bächlein, bis er sie nicht mehr sehen konnte. Dann aber befiel ihn eine große Angst, was ihm jetzt wohl weiter geschehen werde, und mit Grausen sah er unter sich das Beil hin und her funkeln, das der Mann in der andern Hand trug.

Er kam in die Werkstätte eines Schnitzers. Wohl war ihm das noch lieber, als wenn er in einen Ofen oder auf einen Herd gekommen wäre; aber da er die schneidigen Hobel und die vielen, vielen Messer, Stemmeisen und Stichel erblickte, da überfiel ihn eine solche Angst, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang. Dieses rührte indeß den Schnitzkünstler nicht im Geringsten. „Das Schwitzen will ich dir bald vertreiben!" sprach er ganz gelassen und stellte den Ast an die Sonne und bei Nacht in ein Kämmerlein, wo die Luft recht durchzog. Da hatte er nun Zeit, über sein Schicksal nachzudenken. Bald beneidete er seinen Kameraden im lustigen Walde, bald grübelte er nach, was wohl aus ihm noch werden solle. Nach und nach aber kam er zu dem Entschlusse, sich in Alles fügen zu wollen, was da komme. — Vor Allem nun kam das Beil und hieb schonungslos an dem Aste herum, bis er sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Wer könnte die Seufzer zählen, die er da ausstieß! Dann kamen die größeren und dann die kleineren Eisen,

die Alle an seinem Aechzen und Stöhnen nur Spott zu haben schienen; mit solch unermüdeter Emsigkeit meißelten, schafften und bildeten sie an ihm. Wie schmerzten diese Wunden alle! Endlich wurden die Eisen entfernt; des Meisters Blick ruhte mit Wohlgefallen auf dem nun in ein Bildwerk umgewandelten Ast aus dem Walde! Mehrere Schüsselein, mit Oelfarben gefüllt, wurden jetzt herumgestellt, und der Schnitzer tauchte die sanften Pinsel gar oft in die lieblichen Farben und fuhr damit dem Bildwerke über Glieder und Gewand. Das Oel that dem so oft verwundeten Aste wohl, so wohl wie früher die milde Luft im Walde draußen; und das Himmelsblau, das er so lange nicht mehr gesehen, trug er jetzt als Mantel an seinem Leibe; sein Untergewand war aber so herrlich roth, daß er das Morgen- und Abendglühen, das ihn so oft im Freien verklärte, gerne vergaß; und seine Füße waren nun in grüne Schuhe gekleidet, so frisch und saftig, wie das Moos und die Gräslein im Walde. Der Ast aus dem Walde war ein Heiligenbild geworden. Sein Haupt zierte ein goldenes Krönlein, und in seiner Hand hielt er einen silbernen Stab. So herrlich ausgestattet wurde er in ein Kirchlein getragen, wo er nun vor Sturm und Regen für immer geschützt stand. An dem Tage des Heiligen, den er vorstellte, lagen Rosen und Lilien und andere schöne Blumen zu seinen Füßen, und eine Menge Lichter umstrahlten ihn. Am liebsten aber war ihm der sanfte Schimmer der Oellampe vor dem Altare, deren flackerndes Lichtlein während der ganzen Nacht ihm liebliche Geschichten vom Himmel erzählte, schönere, als die er vom Bächlein im Walde gehört, welches immer nur erzählt hatte, wie es in den Bergen unter der Erde sei.

Was war unterdessen aus dem anderen Aste geworden, der so knorrig und buckelig war, daß ihn der Schnitzer liegen ließ? O der! der hat viele Tage lang sich selbsten Glück gewünscht und sich seiner Freiheit gefreut. Bald aber bekam er Risse und Löcher und fing zu faulen an. Ameisen kamen und ließen ihm keinen ruhigen Augenblick mehr, bis er auseinanderfiel. Die Trümmer glänzten im Mondschein oft wie Silber und täuschten manchen Wanderer, der sie dann mit den Füßen zertrat, wenn er sah, daß es nur faules Holz gewesen. — So ist es dem anderen Aste ergangen! —

Seht, meine Freunde, so ist es bei den Menschen auch. Damit sie nicht meinen, sie wüßten schon Etwas, obwohl sie von Gott Nichts wissen, nimmt sie Gott in seine Zucht. Er nimmt indeß nur die Willigen in seine Schule, die Widerspänstigen läßt Er ihre Wege gehen. Seine Zucht besteht aber in mancherlei Kreuz und Leid, das Er denen schickt, die sich Ihm überlassen, bis sie ihre Fehler alle abgelegt haben. Das thut freilich oft grimmig weh; aber Gott weiß, warum Er es thut, wie der Schnitzkünstler mit dem Aste es wußte. Und sind einmal die Hauptfehler weg von der Seele, dann kömmt Gott mit dem Oele seiner heiligenden Gnade und tröstet die Seele und ruht nicht, bis er sie in das Himmelsblau des Glaubens, in den Purpur der Liebe und in das Grün der Hoffnung gekleidet hat. So geschmückt kann sie dann in den Himmel kommen und mit der Krone der Seligkeit bekränzt im ewigen Lichte Gottes wohnen. Und schon jetzt, da ihr euch noch auf der Wanderschaft zum Himmel befindet, habt ihr Manches zu leiden, wenn ihr verkannt oder beargwohnt oder verachtet oder verfolgt oder unterdrückt werdet, oder wenn dieses und jenes geistige oder leibliche Weh voll der bittersten Schmerzen euch tief darniedergebeugt. Denkt da nicht immer gleich, daß dieß unverdiente Strafen von Gott, sondern, daß es die Eisen seien, mit denen Gott euch umgestalten will, und fügt euch willig drein! Außerdem würde eure Seele faul, wie der knorrige Ast im Walde; könntet auch wohl, wie jener für frei, reich und glücklich gelten; in der Nähe betrachtet wäret ihr aber doch nur — faules Holz. Und davor möge uns der liebe Gott bewahren!

VIII.

Maria, unsere Zuflucht.

„Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria! es sei noch nie erhört worden, daß Einer von denen, die um Deinen Schutz flehten, Deinen Beistand anriefen, und zu Dir ihre Zuflucht nahmen, jemals verlassen worden sei." Mit diesen Worten

beginnt das „Memorare" des heiligen Bernhard. Und in der That, wer hat je in seinen Nöthen und Anliegen mit Vertrauen zur seligsten Jungfrau sich gewendet und deren Schutz und Hilfe nicht an sich erfahren? — Wenn wir aber aus der unabsehbaren Reihe von Gläubigen, denen Maria als Zuflucht, als Schutz und Schirm, sich erwiesen, dennoch hier das Beispiel eines Mannes im Besonderen aufführen, so geschieht es nur deßhalb, weil es sich an demselben in ganz auffallender Weise zeigt, wie die Mutter des Herrn diejenigen führt und denjenigen es lohnt, die in kindlicher Liebe sich ihr ergeben haben.

Der selige Joachim Piccolomini, geboren zu Siena im Jahre 1259, und in der heiligen Taufe „Chiaramonte" genannt, war von Jugend auf der Andacht und Frömmigkeit ergeben, und trug namentlich eine ungemein zarte Liebe gegen die seligste Jungfrau und Mutter Gottes Maria, die er sich, in kindlicher Einfalt des Herzens, zur Braut seiner Seele erkor. Jede Mitternacht stand er auf, Gott und Maria zu loben und zu preisen. Täglich besuchte er dreimal eine der göttlichen Mutter geweihte Kirche. Wenn er von der Schule nach Hause ging, begrüßte er die allerseligste Jungfrau mit dem englischen Gruße, und sprach auf der Straße, wenn er mit seinen Mitschülern zusammenkam, nur von der Hoheit, Ehre und Verehrungswürdigkeit der hochgebenedeiten Himmelskönigin, wodurch er manche ungeziemende Rede verhinderte und in Vielen die Liebe zu Maria, dieser Mutter der Gnaden, entzündete. Von Kindheit an fastete er alle Mittwoch und Samstag zu Ehren Mariens; dazu später alle Freitage zu Ehren des Leidens und Sterbens Jesu Christi und am Montag zu Hilf und Trost der armen Seelen im Fegfeuer.

Aus der Liebe zu Maria, der Mutter der Barmherzigkeit, entstand in ihm eine große werkthätige Liebe zu seinen Mitmenschen. Alles, was er im Hause seines Vaters erhielt, theilte er um Jesu und Maria willen unter die Armen aus; ja als ihn einmal ein zerlumpter Mann um ein Almosen bat, und er gerade Nichts bei sich hatte, so führte er ihn nach Hause, und schenkte ihm mit ungewöhnlicher Freude seine Kleider.

So nahm Chiaramonte immer mehr zu an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen, denn Alle ehrten den

gottesfürchtigen, heilig wandelnden Jüngling, und horchten gerne auf die Worte der Ermahnung und Aneiferung, die aus seinem Munde flossen.

Einst befand er sich in Gesellschaft mehrerer vornehmen und gebildeten Herren, die ihn, zum Schlusse ihrer Gespräche, um eine heilsame Lehre ersuchten. Da pries der fromme Jüngling die seligste Jungfrau und Mutter Maria, als eine Zuflucht der Sünder, mit so nachdrücklichen Worten, daß alle Umstehenden, von seinen begeisterten Worten tief ergriffen, ihre Sünden zu beweinen anfingen, und fortan die eifrigsten Verehrer der göttlichen Mutter wurden, unter deren Schutz sie ein geordnetes auferbauliches Leben führten.

Dagegen ruhte aber auch das Mutterauge Mariens mit Wohlgefallen auf ihm und sie ersah sich ihn zu ihrem besonderen Schützling. Als er das vierzehnte Jahr erreicht hatte, erblickte er einst die Himmelskönigin im Traume, von himmlischem Glanze und den Schaaren der Engel umgeben und vernahm aus ihrem Munde die Worte: „Komm, geliebter Sohn, zu mir, denn ich habe dein mich liebendes Herz angesehen, und dich daher in die Zahl meiner Diener eingeschrieben.“ — Auf diese Worte erwachte der Jüngling und gelobte sogleich, in den „Orden der Diener Mariens“ zu treten.

Unverzüglich begab er sich am folgenden Tage in das Servitenkloster zu Siena, wo gerade der heilige Ordensgeneral Philipp Benizzi sich aufhielt, um seines Vorhabens wegen sich mit diesem zu besprechen. Er empfing das Ordenskleid. Dabei ward ihm auf sein Verlangen der Name „Chiaramonte“ mit dem Namen „Joachim“ vertauscht, zum Andenken an die seligste Jungfrau Maria, deren heiliger Vater diesen Namen führte.

Als er nun seinen sehnlichsten Wunsch erfüllt sah, trachtete er mit allem Eifer eines Gott und Maria vollkommen ergebenen Herzens den eigenthümlichen Geist des Marianischen Ordens in seiner ganzen Fülle sich eigen zu machen, und erhob sich bald zu einem vollkommenen Muster eines heiligen Dieners Mariens. Und da die unausgesetzte Betrachtung des bitteren Leidens Jesu Christi und der Schmerzen seiner mitleidenden Mutter die innigste Liebe zu Jesu und Maria in seinem empfänglichen Herzen entzündete, so suchte er auch ohne Unterlaß durch den Weg der Demuth, des Kreuzes, der

Selbstverleugnung und Abtödtung seine Gegenliebe an den Tag zu legen, und ihnen mehr und mehr ähnlich zu werden.

In seiner tiefen Demuth konnte er niemals bewogen werden, die heiligen Weihen anzunehmen; ja er schätzte sich sogar unwürdig, im Kloster unter den andern Brüdern zu wohnen, und erwählte sich zu seiner Wohnung eine Höhle des Berges, an welchen das Kloster angebaut war; denn zu jenen Zeiten war es sehr gewöhnlich, daß fromme Diener Gottes auf Bergen oder in Wäldern ein Einsiedlerleben führten. Mit der größten Freude sammelte er für das Kloster Almosen in der Stadt Siena und fand Herzenstrost darin, wenn er von Andern verachtet und mit Spott und Hohn abgewiesen wurde. Er nahm bereitwillig die allerverächtlichste und auch schwerste Arbeit, die oft seine Kräfte überstieg, auf sich. So hatte er einmal einen großen Erdhaufen, um den Platz vor der Kirche zu ebnen, in so kurzer Zeit weggeräumt, daß Bernard, der Bischof von Siena, und der heilige Philipp von Benizzi mehr einem Wunder, als seinen Kräften es zuschrieben.

Seine Nächstenliebe kannte keine Grenzen. Den Kranken und Nothleidenden beizustehen und ihnen auf alle erdenkliche Weise zu dienen, war seine Lust. Nie fühlte er Ekel und Abscheu auch bei der häßlichsten Krankheit und sein Gebet machte Viele gesund. Die Betrübten und Trostlosen fanden an ihm einen theilnehmenden Freund und liebevollen Tröster.

Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich bald allenthalben und zog eine große Menge Volkes an, das ihn zu sehen und zu hören wünschte. Um dem zu entgehen, hielt Joachim, der vor Allem den eitlen Ruhm der Welt haßte und durch den großen Zulauf in seinen heiligen Uebungen gehindert wurde, bei seinen Oberen um Versetzung an, und wurde von Siena nach Arezzo gesendet, um ein Jahr dort zu bleiben. Auf dem Wege dahin fiel ein so gewaltiger Platzregen, daß die Straße bald unter Wasser gesetzt war, und er sich genöthigt fand, in einem Hause gastfreundliche Aufnahme zu suchen. Hier lag ein Mann schon viele Jahre hindurch an der fallenden Sucht schwer krank darnieder und stieß beständig Klagen aus. Joachim, der die Ungeduld des Kranken bemitleidete, suchte ihn mit sanften Worten zu trösten und sprach: „Mein lieber Bruder, ich bitte dich, ertrage doch geduldiger diese Krankheit, die der Herr dir

zugeschickt hat, damit du durch Geduld das ewige Heil erringest!" — Der Kranke entgegnete: „Mein guter Frater, es ist viel leichter, anderen Kranken die Geduld zu predigen, als selbst Kreuz und Leiden mit Geduld zu tragen!" — Von der heiligsten Nächstenliebe entflammt rief der selige Joachim aus: „Ich bitte den allmächtigen Gott, daß er deine Krankheit auf mich übertrage, damit sie mich die ganze Zeit meines Lebens begleite und mir ein Mittel zum Heile werde!" — Auf dieses Gebet des gottseligen Dieners Mariens fühlte sich der Kranke ganz wohl und gesund, stand auf und dankte Gott, der ihm durch Joachim eine so große Wohlthat erwiesen. Joachim aber wurde sogleich von der fallenden Sucht ergriffen, die ihn dann die ganze Zeit seines Lebens nie verließ. Allein er trug dieses Uebel mit unüberwindlicher Geduld und süßer Freude, weil er ja einem nothleidenden Mitbruder durch Abnahme der Krankheit Hilfe verschafft hatte.

Wenn Joachim das bittere Leiden des göttlichen Heilandes, der im Uebermaße der Liebe sich hingeopfert, betrachtete, so befiel ihn eine ungemeine Sehnsucht, für den Namen des Herrn alle Qualen der Erde zu erdulden und sein Blut zur Ehre des gekreuzigten Jesus zu vergießen. Da er aber keine Gelegenheit vorhersah, die Palme des Martyrthums zu erringen, so betete er mit heißem Verlangen zu Gott, daß der Herr ihn neuer Leiden würdige, damit er der Schmerzen Jesu Christi und seiner hochgebenedeiten Mutter theilhaftig werde.

Der Herr erhörte das Gebet seines Dieners, der nur zu leiden wünschte, und ließ eine schmerzhafte Krankheit über ihn kommen. Es wuchsen aus seinem Fleische Würmer, die ihm bis auf das Bein hineinfraßen, und unsägliche Qualen verursachten. Mit erstaunlicher Geduld ertrug Joachim diese Prüfung des Herrn, ohne seinen leidenden Zustand Jemand zu entdecken. Doch nicht lange konnten die Zeichen der Krankheit verborgen bleiben, denn der üble Geruch, den dieser lebendige Tod verursachte, machte die Ordensbrüder aufmerksam. Sogleich beriefen sie die Aerzte der Stadt und forderten ihn auf, nun, wie er es für so viele Andere gethan, auch für sich zu Gott um die Gesundheit zu bitten. Er aber antwortete, gestützt auf die Worte des Apostels: Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark (2. Cor. 12, 10.): die Krankheit diene ihm zur Buße für seine Sünden und zur

Stärke der Seele, und so schlug er jedes Erleichterungsmittel aus.

Als er diesen schmerzhaften Zustand mehrere Jahre standhaft aus Liebe zum gekreuzigten Heiland und seiner schmerzerfüllten Mutter in aller Ergebenheit ertragen hatte, wollte Maria, die Mutter der Gnaden, die Beharrlichkeit des treuen Dieners nicht länger mehr ungekrönt lassen. Sie erschien ihm daher in einer Nacht in wunderbarer Schönheit, und reichte ihm zwei Kränze dar, einen von köstlichen Rosen zum Lohne der durch lange Krankheit und vieles Leiden ausgestandenen Marter, den andern von blendend weißen Lilien, um seine durch das ganze Leben unversehrt erhaltene Jungfräulichkeit zu zieren. — Daraus entnahm Joachim, daß er bald von der Erde werde abberufen werden; und da zusehends seine Kräfte schwanden, bat er den Herrn um die Gnade, an jenem Tage sterben zu können, an welchem Jesus unser Heiland am Kreuze hangend seine Seele aushauchte. Sein Gebet fand Erhörung, denn am Gründonnerstage erhielt er von der seligsten Jungfrau in einer abermaligen Erscheinung die Versicherung, daß er Tags darauf verscheiden werde.

Da ließ er sich die heiligen Sakramente der Sterbenden reichen und sprach dann zu seinen versammelten Mitbrüdern: „Ehrwürdige Väter und geliebte Brüder! Dreiunddreißig Jahre habe ich mit Euch gelebt, und vielfältige Liebe und Wohlthaten von Euch empfangen, die ich niemals nach Gebühr habe erwidern und vergelten können; aber ich werde den allmächtigen Gott, den Urheber aller Dinge, bitten, daß Er Jedem aus Euch an meiner Statt, was ihr mir gethan, hundertfältig vergelten wolle!“ — Nach diesen Worten wurde er von den heftigsten Schmerzen der Krankheit ergriffen. Man reichte ihm ein wenig Wein, worauf er sich erholte und fortfuhr: „Eines noch bitte ich Euch, liebste Brüder, was mir das Angenehmste aus Allem sein wird: daß Ihr für mich, der ich morgen sterben werde, Gott bittet, daß Er mich durch seine unendliche Barmherzigkeit in seine Wohnungen aufnehmen wolle; dann bitte ich noch, daß Einige aus Euch mir beistehen möchten, bis ich die Schuld der Natur bezahlt habe!“

Seinem Verlangen zu willfahren, bestimmte der Pater Prior vier der Ordensbrüder, die ihn nicht mehr verlassen sollten.

Endlich am hochheiligen Charfreitage, als die Sänger in der Kirche, beim feierlichen Gesange der Passion, zu den Worten: „Er neigte das Haupt und gab den Geist auf!" kamen, verschied Joachim selig im Herrn, den 16. April 1305 im siebenundvierzigsten Jahre seines Alters, nachdem er noch herzlich das Bild des Gekreuzigten geküßt, und die Worte gesprochen: „Sieh, da bin ich, mein Jesus!" —

So erwies sich die seligste Jungfrau und Gottesmutter Maria als eine Zuflucht im Leben und Sterben dem seligen Joachim, da er sich ihr für immer geweiht, sie allzeit demüthig verehrt und kindlich geliebt hatte. — Thue auch du dieses, und du darfst überzeugt sein, daß sie auch dich in keiner Lage — in keiner Noth und Gefahr verlassen, sondern dir immer segnend und helfend zur Seite stehen werde. — „Mit Recht wird die jungfräuliche Mutter des Herrn der Meeresstern genannt" — sagt der heilige Bernhard. — „Sie ist ein leuchtender Stern in diesem großen und weiten Weltmeere, erhaben und strahlend durch den Glanz ihrer Tugenden und Verdienste. D'rum wenn die Fluten und Stürme dieser Welt dich umher schleudern, und du keinen festen Fuß mehr fassen kannst, wende dein Auge nicht ab von dem Glanze dieses Gestirnes, wenn du nicht willst untergehen in der wogenden Brandung. Wenn stürmische Versuchungen gegen dich heranbrausen, wenn die Felsenriffe der Trübsale dein Schifflein zu zerschmettern drohen, dann blicke auf zu diesem Gestirn, rufe an Maria! — Wenn die schäumenden Wogen der Hoffart, des Ehrgeizes, der Verläumdung, der Eifersucht dich verschlingen wollen, blicke auf zu diesem Stern, rufe an Maria! — Wenn Zornmuth, wenn Habsucht, wenn Fleischeslust den Frieden deines Herzens wie ein schwankendes Schifflein erschüttern, blicke auf zu Maria! Wenn deine Sünden wie drohende Ungeheuer vor dir stehen, wenn Gewissensbisse dich foltern, wenn die Schrecken des Gerichtes mit Todesangst dich erfüllen, wenn finstere Traurigkeit dich umnachtet, wenn du schon am Rande der Verzweiflung dich befindest, fasse Muth, gedenke an Maria! — Maria soll nicht von deinem Munde, nicht aus deinem Herzen weichen! Und damit du um so leichter die Kraft ihrer Fürbitte erfahrest, so höre nicht auf, ihrem heiligen Beispiele nachzufolgen. Wenn du ihr folgest, wan-

delst du nicht auf Irrwegen. Wenn du zu ihr flehst, wirst du nicht verzweifeln; und nicht irregehen, wenn du an sie denkst; wenn ihre Hand dich aufrecht erhält, dann wirst du nicht fallen; wenn Sie dich beschützt, darfst du nichts fürchten; wenn Sie dich führt, dann wirst du nicht ermüden; du wirst zum Ziele gelangen, wenn Maria dir gnädig ist. Und so wirst du selbst erfahren, wie mächtig und kräftig dieser heiligste Name dich zu schützen vermag!" —

IX.

Pfarrer und Pfarrgemeinde.

In jedem Kirchsprengel wohnt ein Mann, der keine Familie hat und doch zu jeder Familie gehört, den man als Zeugen, Rath oder Theilnehmer zu den feierlichsten Verhandlungen des Lebens zieht; der den Menschen bei der Geburt empfängt und erst am Grabe verläßt; ein Mann, den die kleinen Kinder zu lieben, zu verehren und zu fürchten gewohnt sind; dem die Christen ihre innersten Geständnisse, ihre geheimsten Thränen zu Füßen legen; ein Mann, welcher der berufene Tröster in allem Elend der Seele und des Leibes, der verpflichtete Vermittler des Reichthums und der Bedürftigkeit ist, der den Armen und den Reichen abwechselungsweise an seine Thüre klopfen sieht; den Reichen, um sein geheimes Almosen darzubringen, den Armen, um es ohne Erröthen zu empfangen; ein Mann, der, ohne einen bestimmten Rang in der Gesellschaft einzunehmen, allen Klassen auf gleiche Weise angehört; den unteren Klassen durch seine einfache Lebensweise und nicht selten durch die Niedrigkeit seiner Herkunft, den höheren Klassen durch seine Erziehung, Wissenschaft und den Adel der Gefühle, die eine menschenfreundliche Religion einflößt und verlangt; mit Einem Worte, ein Mann, der Alles wissen, Alles sagen darf und dessen Wort mit dem Gewichte und der Gewalt einer göttlichen Sendung zu dem Verstande und dem Herzen der Menschen spricht. — Dieser Mann ist der Seelsorger — der P f a r r e r.

Nicht umsonst will die Kirche, daß die Gläubigen in den

Quatemperwochen Gott durch Fasten, Beten und andere gute Werke inständig anflehen, daß er seiner Kirche würdige Diener und Hirten verleihen möge, denn Niemand kann einer Gemeinde mehr Gutes oder Schlimmes erweisen, als der Seelsorger — der Pfarrer, je nachdem er seinen hohen Beruf erfüllt oder nicht.

Dagegen ist es aber auch eine große Gnade, die Gott einem Pfarrer erzeigt, wenn er dessen Obhut eine Gemeinde anvertraut, die willig ihr Ohr dem öffnet, was deren Seelenhirte aus einem frommen und väterlich besorgten Herzen zu ihr spricht und das nichts Anderes bezweckt, als das zeitliche und ewige Wohl der Pfarrkinder selbst. Als eine derartige Gemeinde hat sich in der neueren Zeit unter vielen andern eine Pfarrei in der Schweiz bewährt, der wir einige Augenblicke uns hier zuwenden wollen.

Welcher Tourist hat jemals daran gedacht, von Freiburg in der Schweiz aus das eine Stunde davon entfernte Dorf Dudingen zu besuchen? Die Wegweiser wissen kein Wort von ihm, man findet dort weder celtische Druidensteine, noch römisches Mauerwerk, weder Schwefelquellen, noch Wasserfälle, noch sonst irgend Etwas, was der Bemerkung werth wäre; sogar von Felsen und Tannen ist nicht mehr da, als gerade nöthig ist, wenn ein schweizerisches Dorf nicht gänzlich um seinen guten Namen kommen soll. Und dennoch gibt es hier für eine christliche Seele viel Liebes und Schönes!

Die Pfarrei Dudingen zählt im Ganzen gegen viertausend Seelen; darunter waren vor etwa drei Jahrzehnten noch sehr viele Arme. Die Kirche des Ortes drohte einzustürzen, und der Pfarrer beschäftigte sich Tag und Nacht mit seinen zwei heißesten Wünschen: mit dem sehnlichen Verlangen, das Elend zu mildern und das Gotteshaus wieder herzustellen.

Er fing mit dem Dringlichsten an und die christliche Liebe fehlte nicht. Indessen, mochte die Anzahl der Armen zu beträchtlich, oder die fördernde Ordnung bei der Vertheilung der Unterstützung nicht möglich sein, die Hilfsmittel reichten nicht aus. Nun versammelte er seine Pfarrkinder: „Wir haben — sagte er zu ihnen — nur Ein Mittel, des Elends Meister zu werden, wir müssen die Armen, besonders die Kinder, unter uns theilen. Die Größeren lassen wir arbeiten,

die Kleinen ziehen wir groß, und Alle sind so geborgen. Dann können wir ruhiger und auch wirksamer für die Bedürfnisse der Frauen und Greise sorgen. Was haltet Ihr davon?" — Die ehrlichen Pfarrkinder wußten im ersten Augenblick nicht, was sie thun sollten, und es ließen sich hier und dort kleine Bedenklichkeiten hören. „Verschieben wir die Sache auf ein paar Tage!" — meinte der Pfarrer und ließ die Versammlung auseinandergehen. — Am nächsten Sonntage bestieg er die Kanzel mit den Worten: „Ihr lieben Freunde, wir müssen die Sache mit unseren Armen denn doch in Ordnung bringen, denn wir haben wohl Zeit genug zum Ueberlegen, sie aber nicht zum Warten!" Als Text hatte er den Spruch eines Heiligen gewählt: „Wenn einer von Euch sieben Kinder hat, so nehme er ein achtes an Kindesstatt an, und mit diesem wird der gütige Gott in sein Haus ziehen!" Was er dazu gefügt, wie er alle Gemüther bewegt hat, wir wissen es nicht; nur das wissen wir, daß alle Stimmen, zu einer einzigen Stimme vereint, willig und freudig seine Rede mit dem Rufe beantworteten: „Wir Alle wollen davon haben, wir wollen sie Alle nehmen!" Und sogleich, noch in derselben Stunde, vertheilte man die armen Kinder unter sich, und nicht nach dem Maßstabe des Vermögens, sondern nach dem Drange des Herzens und Erbarmens eines Jeden. Dieser nahm eines, Jener zwei, ein Anderer noch mehr; und die Langsamen, die später kamen und verlangten, konnten keine mehr erhalten.

Ehrwürdiger Priester! welcher Redner wurde jemals herrlicher befriedigt, als Du? Wer durfte dem Himmel inniger danken für die Gabe des Wortes und Herzens? Wer war glücklicher, als Du? Nicht nur jene geretteten Armen müssen Dich segnen, sondern auch alle die wackeren Leute, deren Familie Du vermehrt, unter deren Dach Du eine lebende gute That eingeführt hast, die zu ihnen spricht, und mit Liebe und Dank ihnen zugethan ist!

Bald nach jenem schönen Tage kam ein Fremder nach Dudingen. Es war ein Festtag; die Preise wurden in den Schulen vertheilt, und die schweizerische Gastfreundlichkeit lud den Neuangekommenen zu der Feierlichkeit ein. Und als er die Kinderschaar so zufrieden, heiter, reinlich und wohlgekleidet erblickte, und sich zum Pfarrer wendend fragte: „Haben

Sie denn hier keine Armen? erwiederte ihm dieser mit feuchten Augen: „Nein, nein, Gott sei Dank! wir haben keine mehr!“

Was aber hier geschah, war keineswegs die Wirkung einer raschen und vergänglichen Aufwallung. Die christliche Liebe zu Dudingen hat sich dauerhaft und echt katholisch, d. h. in einem höheren Grunde, als in bloßen Gefühlsanwandlungen wurzelnd, bewährt, die Kinder sind unter dem Dache, das sie aufgenommen, geblieben, mehrere wurden förmlich adoptirt, Alle haben aber in ihren Beschützern wohlwollende Väter gewonnen. Auch für die erwachsenen Armen fand sich bald die entsprechende Hilfe. —

Der Pfarrer scheint indeß wohl gewußt zu haben, welche Verbindlichkeit er durch die Verheißung übernahm: daß es Jeglichem wohl ergehen werde, der Haus und Herz den Armen des barmherzigen Gottes öffnete. Der Segen des Himmels ist an dieser Stelle augenscheinlich geworden, und die Wohlfahrt des Ortes ist wahrhaft wunderbar, was durch das Folgende klar wird.

Die Armen hatten ihre Wohnung, und es war nun die Frage: wo der liebe Gott wohnen sollte? Denn die alte Kirche zerfiel gänzlich, und es wurde dringend, eine neue zu bauen. Dem Gesetze gemäß ließ man einen bescheidenen Bauplan entwerfen, und bat um die Ermächtigung zum Baue und zu einer entsprechenden Umlage. Allein der Kanton Freiburg hatte eben zu dieser Zeit nach dem Beispiele Frankreichs eine kleine Revolution aufgeführt; die Regierung war noch neu und voll Eifer, aufgeklärt und zeitgeistig zu erscheinen und zu verfahren. Demnach mußte ihr das, was die Einwohner von Dudingen wollten, sehr ungelegen kommen; sie hielt es für zweckmäßig, die Ausführung zu hindern, und so hieß es denn: „Bauet, wenn Ihr wollt, wir können es Euch nicht verbieten, aber wir gestatten keine Auflage!“ —

Diese väterliche Entschließung gelangte nach Dudingen und der Pfarrer theilte sie seinen Bauern mit. — „Aber wir bauen unsere Kirche dennoch, nicht wahr?“ fragte er. — „O ganz gewiß!“ — Und es soll auch Nichts daran fehlen?“ — „Durchaus Nichts!“ — „Wann wollen wir anfangen? — „Morgen schon!“ — Und sie fingen in der That an. Jeder lief in die Sakristei, um seine Erklärung aufzu-

schreiben, wie viel er an Geld beitragen wolle; und am nemlichen Abend erreichte die Unterzeichnung schon nahebei die Summe von fünfunddreißig Tausend Francs. Ein Einziger hatte widersprochen; auch einige Einwohner der Stadt, welche Ländereien in der Gemeinde besaßen und vielleicht selbst zu den Regierungsmitgliedern gehörten, verweigerten die Beisteuer. „Desto schlimmer für sie!" sagten die Bauern.

Der Pfarrer sprach nun abermals zu der Gemeinde, und die Herzen öffneten sich seinem Worte eben so bereitwillig, als an dem Tage, wo er ihnen die Armen empfohlen hatte. Derselbe Zuruf, derselbe Erfolg antwortete ihm; die Reichen gaben das Geld, die Frauen ihre Kleinodien, die Armen die Kraft ihrer Hände. Man schritt unter der Leitung des Kaplans eifrig zum Werke. Die Einen trugen Holz und Steine bei, die Andern waren Maurer, wieder Andere dienten als Handlanger. Niemals kam es zu Klagen und Schwierigkeiten, wenn es sich um den Vollzug der übernommenen Verpflichtungen handelte; ja sogar, wenn nachträgliche Leistungen nöthig wurden, was zwei- oder dreimal stattfand, zeigte sich kein Verdruß und kein Hinderniß. Der Pfarrer versammelte nur seine geistlichen Kinder, stieg auf die Kanzel und sagte: „Kinder, wir haben Nichts mehr, es ist Alles ausgegeben!" und am nächsten Morgen war wieder Geld in der Kasse. Das Wunderbarste aber war, daß Niemand wußte und auch nicht zu erfahren suchte, was der Andere gegeben hatte. Nur der Pfarrer kannte das Geheimniß Aller.

Die Arbeit wurde ohne Rast und Ermüdung fortgesetzt und in wenigen Jahren war die Kirche vollendet. Sie ist schön und geräumig. Sie kostete der Gemeinde von vier Tausend Seelen über hundertunddreißig Tausend Francs, aber sie ist auch der Stolz und die Freude der guten Leute.

Wir haben dieser Erzählung Nichts beizusetzen; sie spricht für sich selber. Nur den Einen Wunsch haben wir, daß allenthalben, wo es sich um eine christliche Versorgung der Armen, oder um die würdige Herstellung eines heruntergekommenen Gotteshauses in einer Gemeinde handelt, der jeweilige Pfarrer ein eben so bereitwilliges und werkthätiges Entgegenkommen von Seite seiner Pfarrkinder finden möge, wie es sich dessen der Pfarrer von Dudingen zu erfreuen hatte! —

X.

Die Kreuze an Wegen und auf Bergen.

Nichts war einst den Heiden und Juden verächtlicher und verhaßter, als das Kreuz. Nachdem aber Christus, der menschgewordene Gottessohn, an demselben gestorben war und hiemit den Tod, die Sünde und die Hölle besiegt hatte, mußte gerade das Zeichen des Kreuzes den treuen Bekennern Christi das ehrwürdigste und theuerste aller Zeichen werden, die erdacht werden können. Und so geschah es auch. Kein Zeichen findet man in, an und außer den Kirchen der Christen häufiger, keinem erweist man eine größere Verehrung, als eben dem Zeichen des Kreuzes. In den Kirchen gewahren wir das Kreuz als Altar- und Tabernakelschmuck, auf dem Fastentuche, auf dem Kredenztische, auf der Kanzel, auf der Tumbadecke, in der Sakristei, auf dem Meßgewande, auf den einzelnen Meßgeräthen aus Leinwand, Seide und Metall; auf Fahnen und Fahnenstangen, als Prozessionskreuz, als Todtenkreuz u. s. w., an den Kirchen sehen wir es als Giebelschmuck auf Kuppeln und Thürmen, an Kirchenthüren 2c., außer den Kirchen auf Gottesäckern, auf Gräbern, auf freien Räumen der Städte, Märkte und Dörfer, als Votivbild zur Erinnerung an epidemische Krankheiten, z. B. Pest und Cholera, an unerwartete Rettung aus augenscheinlicher Todesgefahr oder an plötzliche Unglücks- und Sterbefälle einzelner Personen, auf Schlachtfeldern, an der Stelle ehemaliger Kirchen, Klöster und Kirchhöfe, bei den einzelnen und bei der Hauptstation des sogenannten heiligen Kreuzweges, als Sterbablaßkreuz in der Hand des Sterbenden, als Mitgift in den Sarg auf der Brust oder in den gekreuzten Händen des Todten, als Missionskreuz in der Hand und am Halse des Missionärs; als Verzierung an öffentlichen und Privatgebäuden; als Emblem an Schiffen, auf Kronen und auf dem sogenannten Reichsapfel, auf häuslichen Geräthschaften, Waffen, Werkzeugen, Büchern und Kleidern; auf Münzen und in Wappen, als Ordenszeichen für geistliche und weltliche Ritter, als Auszeichnung für Civil- und Militär-Verdienste u. s. w., auf Hügeln mit und ohne Kapellen, an Wegen, auf Felsen und Gebirgshöhen.

Und was haben gerade die Kreuze an den Wegen und

auf den Bergen — sei es ohne oder mit dem Bildnisse des Gekreuzigten — zu bedeuten? Die Antwort liegt nahe. Sie wollen den Menschen, der oft gedankenlos in der freien Natur seines Pfades dahingeht, an die unendliche Liebe des Erlösers erinnern, der für uns am Kreuze geblutet hat und gestorben ist und ihn hiedurch zur Gegenliebe ermuntern. „O ihr Alle, die ihr vorübergeht am Wege, gebet Acht und schauet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze!“ (Jeremias 1, 12.)

„Ich sehe die Kruzifixe gerne am Wege“ — schreibt Alban Stolz in seinem Buche „Spanisches“ betitelt — sie scheinen mir ein religiöses Bedürfniß für das Volk oder mit anderen Worten für die Christen zu sein. Auch der Geist des besseren Menschen wird fort und fort abwärts der Erde zugezogen, er leidet unaufhörlich an Vergeßlichkeit für Gott und Christus; deßhalb ist es von vielem Werth, wenn die Sinnenwelt selbst ihn erinnert, sein Denken nach Innen und Oben zu richten. Ein besseres Zeichen gibt es aber nicht, als das Kreuz; es erinnert den Christen auf die eindringlichste Weise an die Grundwahrheiten und Grundforderungen seiner Religion. Und der Allwissende weiß ohne Zweifel von unendlich vielen frommen Anmuthungen und guten Entschließungen, welche die stille und tiefe Predigt der Kruzifixe an den Landstraßen schon gewirkt hat. Aber nicht nur Glauben, Liebe und jede gute Anmuthung predigt das Kreuzzeichen, sondern es tröstet auch als ein wahres in Kürze gefaßtes Evangelium.

Da der letzte italienische Krieg noch um Venedig sich zusammendrängte, begegneten mir bei Treviso an der Straße Karren und Wagen voll kranker Soldaten, die von der Belagerung kamen. Die Fuhrwerke zogen langsam; deßhalb wankten einige Kranke zu Fuß voraus oder hintennach, vielleicht weil es sie im Sitzen fror. Da traf ich einen solchen kranken Soldaten, welcher müde sich auf die Straße niedergesetzt hatte; er hatte das Gesicht einem Kreuze zugewandt, das jenseits des Grabens stand. Der arme Mensch saß auf der harten Erde, müd, krank, verlassen in einem fremden feindseligen Lande. Im Anblick des Kruzifixes am Wege fand seine traurige Seele die einzige Heimath und das Andenken an ein erbarmungsreiches Herz, das auch im fremden Lande dem Christen mit Trost und Hilfe nahe ist.

Wäre ich durch das Geschick der Geburt Protestant, so

würde mich vielleicht schon der einzige Umstand unruhig und scheu machen, daß die Reformation alle Kreuze an den Straßen vertilgt hat. Es liegt eine schwere Anklage darin. Wie mag man das eine Reinigung und Erfrischung des Christenthums nennen, wenn man damit beginnt, „„das Zeichen des Menschensohnes““ von dem Erdboden hinwegzuschaffen?“

Um Christum zu ehren, pflanzten in verschiedenen Ländern manche Heilige Kreuze auf an den Wegen und hoch auf den Bergen mit eben so viel Anstrengung als Erfolg.

Am Schlusse des Mittelalters im Jahre 1499 erblickte der heilige Petrus von Alkantara das Licht der Welt, der als ein Erneuerer des Geistes des heiligen Franz Seraph in seinem Orden verehrt wird. Reformator reformatorum nannten ihn seine Zeitgenossen und glaubten in ihm, was Liebe zur strengsten Armuth und zur höchsten Bußstrenge betrifft, den wiedererstandenen heiligen Franziskus zu sehen. Petrus zeichnete sich aber auch durch seinen heiligen Seeleneifer im Predigtamte und in der Verwaltung des heiligen Bußsakramentes in einem ganz ungewöhnlichen Grade aus.

Um den Bußgeist im Herzen des Volkes lebendiger zu entflammen, und das Andenken an die Erlösung tiefer dem Gedächtnisse desselben einzuprägen, gab er sich unter Anderem alle Mühe, an öffentlichen Plätzen und erhabeneren, weithin sichtbaren Orten hohe Kreuze aufzurichten. Dabei überwand er jedes, auch noch so große Hinderniß. Dafür nur Ein Beispiel!

Einst ging der Heilige mit dem Gedanken um, auch auf dem Gipfel des steilen und sehr hohen Berges de la Gatta in Spanien ein großes Kreuz aufzupflanzen. Dieser Bergesgipfel erhebt sich zwischen Felsenwänden aus scharfem und schrofem Gestein, die kaum zu einem sicheren Fußtritte Raum bieten. Schauerliche Abgründe drohen dem, welcher den Versuch wagen wollte, auch nur hinaufzuklettern. Und dennoch schien die Erreichung des höchsten Punktes dem Eifer des heiligen Petrus nicht unmöglich. Denen, welche ihm dieses Unternehmen widerriethen, gab er zur Antwort: „Ueberlassen wir es Gott, einen Weg zu eröffnen und hinaufzuhelfen!“ Es wurde ein großes und schweres Kreuz gezimmert, damit es auf der Höhe allerwärts sichtbar wäre, und am bestimmten Tage versammelte sich außerordentlich viel Volk, um der

Errichtung des Kreuzes auf dem Berggipfel, wenn sie ja wirklich ausführbar wäre, beizuwohnen. Viele rüstige Männer baten den Heiligen, sie das Kreuz tragen zu lassen; aber er ließ das sich nicht nehmen, sondern lud wohlgemuth die schwere Last auf seine eigenen Schultern und achtete zur Verwunderung aller Umstehenden in seinem heiligen Eifer nicht auf die Schwäche seines entkräfteten Körpers. Weder die schwere Last des Kreuzes, noch die vielen Hindernisse des rauhen steilen Berges, die ihm beim Emporklettern gar sehr zu schaffen machten, so daß der Schweiß ihm von der Stirne und das Blut ihm aus seinem verwundeten Körper floß, vermochten seinen Muth, seine Kraft und seine Geduld zu erschöpfen. Zur Verwunderung Aller bestand er diese körperliche Abtödtung, welche die größte unter allen war, die der strenge Mann, dieses Wunder der Willensstärke und Buße, sich auferlegt hatte. Indem der Heilige das Auge seines Geistes unverwandt auf das Bild seines göttlichen Erlösers richtete, wie er das Kreuz auf den Kalvarienberg hinaufträgt, erhielt er hiedurch ein solche Stärke von Oben, daß er allein ein Unternehmen ausführte, welchem kaum drei rüstige Männer gewachsen gewesen wären. Es schien, als würde er unsichtbarer Weise von einem Engel bei dieser Arbeit unterstützt. Deßwegen lobten Alle, die Augenzeugen davon waren, die Kraft Gottes, die auch in dem schwachen Menschen sich bewährt, und flehten um Vergebung ihrer Sünden, derentwegen einst der göttliche Erlöser, und nun der heilige Büßer, so mühsam das schwere Kreuz den Berg hinangetragen. Endlich erreichte der Heilige unter dem Staunen und dem innigen Mitleide aller frommen Zuschauer die Spitze des Berges, wo er, ohne daß ihn Jemand unterstützte, ganz allein das Kreuz, als wäre es nur aus leichten Rosen, aufrichtete, in der Erde befestigte und sogleich auf seinen Knieen in tiefster Demuth verehrte. Ganz besonders dankte er Gott, daß Er zu diesem Werke ihm seine Kräfte so wundersam vermehrt hatte. Dann stieg er wieder an den Fuß des Berges hinab, um das Volk dort zu unterrichten, wie es dieses Zeichen demüthig verehren sollte.

Auf ähnliche Weise pflanzte der heilige Petrus von Alkantara oftmals solche Kreuze auf. Zuerst wählte er einen für diesen Zweck geeigneten Platz aus; dann wurde das hiezu

verfertigte Kreuz selbst an einem Sonn- oder Festtage in der Kirche aufgestellt und Vormittag eine Predigt über das Leiden Christi gehalten. Nachmittags begab sich der Heilige mit der Geistlichkeit und dem Volke unter Psalmen- und Hymnengesang, während er selbst das Kreuz trug, zu dem bestimmten Platze. Dort angelangt hielt er eine kurze Anrede, in welcher er den hohen Werth der Erlösung hervorhob, das Volk zur Erweckung von Reue und Leid über die begangenen Sünden anregte, und Alle zur heilsamen Verehrung des heiligen Kreuzes dringend einlud, indem er den schönen lateinischen Kirchenhymnus ihnen vorsang: „Vexilla regis prodeunt" („Des Königs Fahnen geh'n hervor").

Diese Andachtsfeier brachte überall so reichliche Früchte, daß viele Sünder jener Zeit, gerührt durch das, was sie sahen und hörten, sich bekehrten und daß man auch in der Folge diese fromme Sitte, Kreuze an den Wegen und auf den Bergen zu errichten, beibehielt und in andern Ländern außer Spanien gleichfalls in Uebung brachte.

Auch der heilige Karl Borromäus pflegte Kreuze auf den Bergen und Feldern aufzurichten und überaus kraftvoll und rührend sind die Gebete, welche er dort zu beten angeordnet hat, damit Gott durch das vergossene Blut Jesu Christi und durch das Zeichen des Kreuzes seine Gnade herniedersende und die Felder und Weingärten vor Ungewittern und allen Nachstellungen des Teufels schützen möge.

Bekannt ist es, daß auch da, wo Missionen Statt haben, sogenannte Missionskreuze errichtet werden, und höchst erbaulich ist es, fast zu jeder Tageszeit und oft noch am späten Abende bei solchen Kreuzen fromme Christgläubige zu finden, die dort dem am Kreuze für uns gestorbenen Erlöser das Opfer ihres Gebetes darbringen, im Geiste der Buße ihre bei der Mission gemachten Vorsätze erneuern, oder in heiliger Liebe zu ihrem Heilande das Kreuz von Zeit zu Zeit mit frischen Blumengewinden schmücken.

Was endlich die Kreuze an den Wegen betrifft, so ist es allerdings eine sehr erfreuliche Erscheinung der neueren Zeit, viele derselben, die zerfallen oder schadhaft geworden, wieder auf eine würdige Weise restaurirt, anderwärts durch den Eifer der Gläubigen neue errichtet zu sehen; indeß sind gerade an den befahrensten Straßen unserer Zeit, den Eisen-

bahnen, so viel uns bekannt, bis jetzt nur sehr wenige zu finden. Und dennoch rollen Tausende auf diesen Wegen dahin, denen der Anblick des Bildes dessen, welcher „der Weg, die Wahrheit und des Leben ist," nothwendig oder heilsam und trostreich wäre. Der geeigneten Punkte für religiöse Denkzeichen gäbe es an den Bahnen sehr viele, und wir können nur wünschen, daß es christlichen Bauunternehmern und sonstigen gottliebenden Personen, die hier etwas thun können, auf einige Gulden oder ein ermunterndes Wort zur Ehre und schuldigen Danksagung gegen den Gekreuzigten nicht ankommen möge!

XI.

Bild einer christlichen Ehefrau und Mutter.

Am 18. April 1618 starb im Kloster der Carmelitinen zu Pontoise in der Nähe von Paris die Laienschwester Maria von der Menschwerdung. Aus adeligem Geschlechte entsprossen, arm und gering geworden um Christi willen, ist diese Frau eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Leben der Kirche ihrer Zeit. Man hat sie die Theresia von Frankreich genannt, und mit Recht. Sie verpflanzte den Orden der großen Spanierin nach Paris und nach dreizehn und einem halben Jahre zählte er bereits siebenzehn Klöstern. Von jenen Töchtern der heiligen Theresia, welche durch die Selige nach Frankreich kamen, brachte die ehrwürdige Mutter Anna von Jesu den Orden nach den Niederlanden; von da gelangte er nach Köln, Düsseldorf, den Rhein herauf und breitete sich so über Deutschland aus.

Der Geburtsname der seligen Maria von der Menschwerdung ist Barbara von Avrillot. Sie erblickte das Licht der Welt zu Paris am 1. Februar 1566. Ihr Vater Nicolaus Avrillot, Herr von Champlatreux, Rath am Pariser Parlament und Kanzler der Königin von Navarra, war ein echt katholischer Mann; ihre Mutter Maria Lhuillier, aus einer der ältesten pariser Familien, stand ihrem Manne an Frömmigkeit und Anhänglichkeit an die Kirche nicht nach. Beide waren reich und genossen in Paris eines großen Ansehens, besonders auch deßhalb, weil mitten im allgemeinen Verderbniß, in welchem selbst Prinzen von Geblüt von der Ketzerei Cal-

vins angesteckt waren, kein einziges Glied dieser beiden Familien dem Irrthume sich angeschlossen hatte.

Die kleine Barbara zeigte schon in ihrer Kindheit eine ganz vorzügliche Begabung des Geistes und Herzens. Um diese glücklichen Anlagen besser auszubilden, brachten sie ihre Eltern als Pensionärin in die Abtei Longchamp bei Paris. Im Umgange mit den dortigen Klosterfrauen faßte sie selbst Neigung zum Klosterleben, die sie auch dann nicht verließ, als sie wieder in das elterliche Haus zurückberufen worden war. Sie setzte hier thunlichst ihr frommes und zurückgezogenes Leben fort, wie sie es im Kloster geführt hatte. Wünsche und Bitten, wirklich in ein Kloster eintreten zu dürfen, waren indeß nicht nach dem Geschmacke der Mutter, die ihre einzige Tochter gerne in der Welt zurückbehalten wollte. Barbara war noch nicht siebenzehn Jahre alt, als die Eltern ihr schon eine vortheilhafte Heirath in Vorschlag brachten. Aus Ehrfurcht vor deren Willen gab sie ihre Zustimmung, obwohl sie, wie sie später gestand, einen großen Widerwillen gegen die Ehe fühlte und den Gedanken daran kaum ertragen konnte. Die Vorsehung, welcher die Selige mit lebendigem Glauben vertraute, zeigte, daß sie die Wahl eines würdigen Gatten für diese tugendhafte Jungfrau geleitet habe. Dieser Gemahl war Peter von Acarie, der als einziger Sohn einer angesehenen und reichen Familie ein großes Vermögen geerbt hatte. Sein Vater war Simon von Acarie, königlicher Rath, seine Mutter Margaretha Cantin. Peter von Acarie hatte sehr früh seinen Vater verloren und wurde durch dessen Tod Vicomte von Villemor, Herr von Montberrault Roussenay und anderer ansehnlicher Güter in der Champagne. Als Jüngling besuchte er die Rechtsschule zu Orleans und erhielt dann eine juristische Stelle zu Paris. Er hinkte ein wenig; allein dieser körperliche Mangel war reichlich ersetzt durch seine Herzensgüte, die Geradheit seiner Seele, seine Freimüthigkeit, seine Heiterkeit, seine gute Erziehung und vorzüglich durch seine Frömmigkeit und Treue im katholischen Glauben. Später werden wir auf einige Fehler desselben zu sprechen kommen; allein diese dürfen in keiner Weise die gute Meinung vermindern, deren er würdig ist. Der Umgang mit seiner Frau vervollkommnete noch seine glücklichen Eigenschaften.

Die Ehe der beiden Gatten war mit sechs Kindern gesegnet: drei Knaben und drei Mädchen. Die Mädchen traten in den Orden der Carmelitinen.

Frau von Acarie mußte gemeinschaftlich mit ihrer Schwiegermutter ein großes Haus führen, sie hatte zahlreiche Familienverbindungen und war Gattin eines hochgestellten Mannes, mit Einem Worte: es lagen ihr die verschiedenartigsten Verpflichtungen ob; sie erfüllte alle diese Pflichten ihres Standes mit einer Gewissenhaftigkeit, welcher der stärkste Zug zum Gebete und die liebste Andachtsübung nie Eintrag that. Sowohl zu Paris, wie auf ihren vielen Gütern hatte sie eine zahlreiche Dienerschaft; sie leitete dieselbe mit einer Umsicht, die eben so wie ihre Güte sich stets gleich blieb und die reichsten Tugendfrüchte hervorbrachte.

Eben so wenig, wie die vielen Ansprüche der Welt, vermochten sie die Verzückungen und Extasen, mit denen Gott sie sehr oft begnadigte, an der Leitung ihrer Haushaltung bis in die kleinsten Theile hinein, zu hindern, und erforderlichen Falls that sie mit eigenen Händen die demüthigendste und beschwerlichste Arbeit. Nie war sie müßig; auch in den Tagen ihres größten Reichthums führte sie stets ein arbeitsames und thätiges Leben.

Man glaube indeß nicht, ihre Tugenden seien nur häusliche gewesen und ihr Leben habe sich allein auf ihre Angehörigen beschränkt. Bei ihrer unermüdlichen Thätigkeit für ihr Hauswesen und ihre Familie fand sie noch Muße für eine großartige Wirksamkeit nach Außen. Die einflußreichsten Personen jener Zeit in Kirche und Staat, am Hofe und in den Klöstern zählten zu ihren Freunden und Bundesgenossen bei zahllosen guten Werken; Prinzessinen und Königinen rechneten es sich zur Ehre, mit ihr vertraut zu sein. Solche Anerkennung und Huldigung aber minderten ihre Demuth nicht, und sie benutzte die hohe Stellung, welche ihre Tugenden noch mehr als ihre Geburt ihr verschafft hatten, stets nur im Interesse der Armen, der Kranken und aller der Werke geistlicher und leiblicher Barmherzigkeit, mit denen sie ohne Unterlaß beschäftigt war.

Wie bereits erwähnt, hatte Frau von Acarie schon in ihrer frühen Jugend entschiedene Neigung zum Klosterleben; in der Folge that sie das Gelübde, in das Kloster zu gehen,

wenn sie frei würde. Da starb ihr Mann am 17. November 1613. Sie hatte ihn in seiner letzten Krankheit auf das Hingebendste gepflegt, überall für ihn beten lassen und sich wiederholt dem Herrn statt seiner zum Opfer dargeboten. Nun konnte die Selige ungehindert über ihre Person verfügen, denn ihre Kinder waren theils versorgt, theils konnten sie selbst für sich sorgen. Sie regelte ihre zeitlichen Angelegenheiten und stellte das Gesuch, als Laienschwester in dem ärmsten Kloster der Carmelitinen aufgenommen zu werden. Man beschloß, sie in das Kloster von Amiens zu schicken. Sie versagte sich den Trost, ihre Kinder und ihre Familie vor der Reise nochmals zu sehen, und begnügte sich, einige fromme Personen um ihr Gebet zu bitten, damit sie nicht durch ihre Untreue den Beruf verliere. Am 7. April 1614 erhielt sie das Ordenskleid und den Namen Maria von der Menschwerdung. Sie vollbrachte alle, selbst die niedrigsten Obliegenheiten einer Laienschwester mit einer solchen Sorgsamkeit und Pünktlichkeit, daß ihre Mitschwestern hiedurch mit heiliger Bewunderung erfüllt wurden. Es läßt sich die ausdauernde Liebe nicht beschreiben, mit der sie bemüht war, die Tugenden einer vollkommenen Ordensfrau sich anzueignen und so sich und Andere zu heiligen. Sie erhob ihre geringe Stellung über die edelsten irdischen Beschäftigungen; sie pries sich glücklich, dazu gelangt zu sein und glaubte, Gott nie hinreichend dafür danken zu können. Am 8. April 1615 legte sie die Gelübde ab. Seitdem entfalteten sich ihre Tugenden in noch staunenswertherem Maße. Die Fortschritte der Seligen waren so rasch, daß sie sich selbst zu übertreffen schien, und die erfahrensten Schwestern bemerkten, was früher in der Schwester Maria von der Menschwerdung so bewunderungswürdig erschienen sei, wäre, mit der späteren Vollkommenheit verglichen, nur Novizentugend gewesen. Unter den Klosterfrauen zu Amiens befand sich damals auch die älteste Tochter der Seligen: Maria von Jesus. Im Jahre 1616 ward diese zur Unterpriorin gewählt. Bei dieser Gelegenheit gab die Selige seltene Proben der Demuth. Sie schien das Ansehen, welches die Natur ihr über ihre Tochter gab, gänzlich vergessen zu haben, um sich nur des klösterlichen Gehorsams, welchen sie ihrer Vorsteherin schuldig war, zu erinnern; sie hielt sich vor der Unter-Priorin stets in so ehrerbietiger

Stellung, daß kein Fremder geahnt hätte, sie sei die Mutter derselben. Es war der demüthigen Laienschwester eine wahre Herzensfreude, ihrem Kinde den Mutternamen zu geben, und sie nannte es in Gegenwart Anderer nie anders; waren sie allein, so hatte man bestimmt, daß die Selige die Unterpriorin Tochter nennen sollte. In den Ueberschriften ihrer Briefe verband sie diese Namen und schrieb: An Maria von Jesus, meine Mutter, meine Schwester, meine Tochter. Noch in dem nemlichen Jahre 1616 erhielt die Selige von ihren Oberen den Befehl, in das Kloster der Carmelitinen zu Pontoise sich zu begeben. Am 7. Dezember traf sie daselbst ein. Der Tag, an dem sie diesen Schatz erworben hatten, galt den Schwestern zu Pontoise stets als ein festlicher und sie communizirten später jedes Jahr an demselben. Das sehr arme Kloster hatte nicht blos in geistiger, sondern auch in materieller Beziehung allen Grund, der Vorsehung für die Gewährung einer solchen Schwester zu danken. Ihre segensreiche Wirksamkeit erstreckte sich weit über die Klostermauern hinaus. Von allen Leuten ward sie um Rath gefragt. Die bedeutendsten Personen begaben sich nach Pontoise, um über ihre Angelegenheiten mit der armen Laienschwester zu verhandeln. Das beschämte ihre Demuth in hohem Grade. Endlich kam die Zeit, in welcher der Herr seine treue Dienerin zu sich rufen und ihr die verdiente Krone verleihen wollte. Sie erkrankte den 7. Februar 1618. In den Tagen der Krankheit war sie ein Muster der Geduld, der Liebe und Ergebung für Alle, die um sie waren. Die Priorin fragte sie einst, um was sie im Himmel für ihre Mitschwestern beten werde. Nach einem kurzen Nachdenken antwortete die Kranke: „Ich werde den lieben Gott bitten, daß die Absichten seines eigenen Sohnes an Allen in Erfüllung gehen.“ Die Priorin sagte ihr dann, alle Schwestern bäten um ihren Segen. Die Selige erhob Augen und Hände gen Himmel und sprach: „O Herr, ich bitte Dich wegen der bösen Beispiele, die ich deinen Bräuten gegeben, und wegen der Fehler, die ich gegen dieselben begangen habe, inständig um Verzeihung.“ Darauf segnete sie die Schwestern, empfahl sie Gott und versprach ihnen, sie nicht zu vergessen, wenn der Herr ihr gnädig sei. Am Ostermittwoch gegen 3 Uhr Nachmittags fragte sie die Priorin, womit sie beschäftigt sei. Sie antwortete: „Mit

Gott." Das waren die letzten Worte, welche sie sprach. Während dann die üblichen Gebete für sie verrichtet wurden, legte sie sich ruhig, wie um zu schlafen, etwas auf die eine Seite, drückte sich selbst die Augen zu und hauchte sanft ihre fromme und demüthige Seele aus.

Die göttliche Vorsehung verfolgt stets ihre eigenen Wege. Wäre die Mutter der Seligen bei deren erstem Verlangen, Klosterfrau zu werden, nachgiebiger gegen die Tochter gewesen, so hätte diese nie in der Welt die großen Tugendbeispiele gegeben, die so unendlich viel Gutes stifteten, sie hätte nicht so segenbringend gewirkt, wie sie es durch ihre viele Liebeswerke that, und es ist nicht wohl einzusehen, wie sie dann die Stifterin und erste Heilige der französischen Carmelitinen hätte werden können. —

Wir heben hier aus den Tugenden der Seligen die der Gattin und Mutter zu einer ausführlicheren Besprechung hervor und legen hiebei das Leben derselben zu Grund, wie es der allen katholischen Herzen theure Vorkämpfer für die Rechte und Freiheit des apostolischen Stuhls Felix Dupanloup, Bischof von Orleans, zur Kräftigung unserer religions- und sittenmatten Zeit beschrieben hat.

1.

Es wäre schwer gewesen, eine vollendetere Frau zu finden, als die Selige es war. Ihre Geburt und ihre Reichthümer entsprachen denen ihres Mannes; dazu hatte sie einen durchdringenden Geist, ein seltenes Urtheil, einen sanften Charakter, eine heitere Gemüthsart, ein großmüthiges Herz. Diese natürlichen Eigenschaften wurden noch gehoben durch ihre Frömmigkeit, ihre Bescheidenheit und die Liebe, mit der sie fremde Fehler ertrug und Anderen alles Leid zu ersparen suchte. Sie war nebstdem von einer vortrefflichen Gesundheit, jung, hübsch von Gestalt, von gewandtem gesellschaftlichen Benehmen, sehr angenehm in der Unterhaltung, und so schön, daß man sie nur die schöne Acarie nannte.

Die Verbindung dieser geist- und tugendvollen Jungfrau mit Herrn von Acarie erfüllte diesen und seine Mutter mit der innigsten Freude. Das gute Einvernehmen von Schwiegertöchtern mit ihren Schwiegermüttern, obwohl eine große

Tugend und strenge Pflicht, ist dennoch etwas, was nicht sehr häufig vorkommt; es erscheint darum als kein geringes Lob für Frau von Acarie, wenn erzählt wird, wie sie der Mutter ihres Mannes jede Art von Dienstleistung erzeigte, und durch ihre beständige Ehrerbietigkeit darthat, daß sie dieselbe als Mutter achtete, während sie durch die Pünktlichkeit ihres Gehorsams bewies, daß sie sich als deren Tochter ansah. Durch ihre Folgsamkeit und Nachgiebigkeit gewann sie auch in so hohem Grade das Herz ihrer Schwiegermutter, daß diese ihrerseits Nichts ohne den Rath der Schwiegertochter that und ihr jede Bitte bewilligte.

Die Anhänglichkeit der Schwiegermutter hatte gleichwohl etwas Menschliches; sie gefiel sich in dem Beifall, den man den Reizen ihrer Tochter zollte, und wünschte, die junge Frau möchte durch den Glanz und die Pracht der Kleidung ihre natürliche Schönheit noch mehr hervorheben. Ihr Sohn, den sie hierin für sich gewonnen hatte, sprach denselben Wunsch aus, und so sah die Selige sich gezwungen, in Etwas nachzugeben. Gleichwohl war sie beflissen, in ihrer Kleidung durch Nichts ein Verlangen, der Welt zu gefallen, an den Tag zu legen, und bewahrte so ihr Herz vor aller Anhänglichkeit an die Eitelkeiten dieser Erde. Am schwersten fiel es ihr, daß sie die neuen Moden mitmachen mußte, worin die Frauen ihres Alters sonst nur zu viel Eifer zeigen. Ihr Mann wollte es, und glaubte, wie er sagte, seine Ehre verlange, daß seine Frau eben so kostbar, wie die anderen Damen ihres Standes und Alters gekleidet sei.

Frau von Acarie mußte sich darauf beschränken, über den Verlust an Zeit und Geld, den ihr diese armseligen Nichtigkeiten verursachten, im Geheimen sich zu beklagen. So sagte sie eines Tages zu ihrer Schwiegermutter: „Ist es nicht möglich, eine Kleidung zu erfinden, die man auf einmal anlegen könnte, oder ein Kleid, mit dem man auf einen Zug angekleidet wäre? Wozu so viele Schleifen, Armbänder, wozu all' der Halsschmuck? Das sind Alles Albernheiten, mit denen man seine Zeit verschwendet. Ach, wie glücklich würde ich sein, wenn man mir ein Kleid brächte, das ich in einem Augenblicke anlegen könnte! . ." Wie von prophetischem Geiste beseelt entgegnete die Schwiegermutter: „Meine Tochter, das wird schon kommen; aber noch ist es zu früh, daran zu

denken.“ Die Selige betrachtete diese Worte als glückliches Vorzeichen dessen, was sie eines Tages sein würde und vergaß sie nie.

Eine derartige Zurückhaltung in Betreff der Kleiderpracht war nicht ohne Verdienst für sie; denn sie hatte dabei ihre Natur zu bekämpfen, die sie, gleich anderen Frauen, zur Eitelkeit hinzog.

So verminderte der Stand der Ehe die Frömmigkeit der Seligen nicht. In Allem handelte sie nur dem Glauben gemäß, und ihre Gewissenhaftigkeit in dieser Beziehung war äußerst zart. So hatte sie einst einen armen kranken Handwerker unterstützt und machte sich später die bittersten Vorwürfe, weil sie meinte, bei diesem guten Werke daran gedacht zu haben, der Mann könne ihr dafür einen Dienst erweisen. Sie glaubte sogar, durch geheime Bußwerke sich strafen zu müssen, daß sie nicht besser jeden eigennützigen Gedanken fern gehalten hätte.

In der ersten Zeit nach ihrer Verheirathung ging sie sehr wenig aus — fast nur zur Kirche. Wenn die Nächstenliebe oder die Wohlanständigkeit sie zu einem Besuche verpflichtete, so gab sie sich Mühe, den Geist der Sammlung, dessen Bewahrung sie sich zur Pflicht gemacht hatte, nicht zu verlieren. Alles, selbst die Fehler des Nächsten, diente zu ihrem geistlichen Fortschritte. Eines Tages besuchte sie einen reichen Verwandten, den eine Krankheit an das Bett gefesselt hielt. Sie fand ihn sehr aufgeregt und bitter klagend, als wenn Nichts für ihn geschähe, obgleich die Dienerschaft allen seinen Wünschen zuvorkam. Das brachte sie auf ernste Betrachtungen über die Folgen eines weichlichen Lebens, in dem man nur sein Behagen sucht und sich Nichts versagen will. In diesen Erwägungen wurde sie noch bestärkt durch die Zufriedenheit, die aus dem Gesichte zweier armer Franziskaner strahlte, die gerade eintraten, um den Kranken zu besuchen, und die sich trotz der Härte ihrer Lebensweise und der Strenge des Winters mit keinem Worte beklagten. Dieser Gegensatz drang tief in ihre Seele: „Welch' glückliche Leute,“ — sprach sie bei sich — „deren Seelenfrieden und innere Ruhe weder durch die Kälte, noch durch die Armuth gestört wird! O mein Gott! wie heilsam ist es, sich an Abtödtung zu gewöhnen! Diese Tugend verschafft dem Herzen wahre

Befriedigung, und aller Ueberfluß, jede Bequemlichkeit, die zahlreichste Dienerschaft vermag dieß nicht."

Wie weit diese Frau das Verlangen nach geistigem Fortschritte trieb, ergibt sich am besten aus dem Uebereinkommen, das sie mit ihrem Kammermädchen machte. Dieses fromme Mädchen hieß Andrea Levoix; sie war bei der Rückkehr der Seligen von Longchamp dieser zur Bedienung und zur Gesellschaft beigegeben worden und ihrer jungen Herrin in das Haus ihres Mannes gefolgt. Sie blieb bei ihr bis zur Einführung der unbeschuhten Carmelitinen in Frankreich, trat dann in diesen Orden und war die Erste, die das heilige Kleid erhielt. Trotz der Verschiedenheit des Standes hatte das Verlangen, auf dem Wege der Vollkommenheit fortzuschreiten, die Dame und die Dienerin durch innige Freundschaftsbande vereint, und sie lebten gleich zwei Schwestern zusammen. Ein heiliger Wetteifer feuerte beide zur Uebung der Tugend an; sie vertrauten sich gegenseitig ihre innere Verfassung und die Gnaden, die Gott ihnen im Gebete mittheilte. In den ersten Jahren dieser erbaulichen Verbindung veranlaßte die Lebhaftigkeit ihres Alters bei den Meinungsverschiedenheiten zuweilen kleine Erörterungen; aber sie waren übereingekommen, daß, wenn Eine mit zu viel Feuer spreche, die Andere absichtlich um so sanfter reden solle, um Erstere an die gehörige Mäßigung im Tone der Stimme zu erinnern. Wenn ihnen vor anderen Personen zu lautes Lachen oder übereilte Ausdrücke entschlüpften, so gaben sie sich ein vorher verabredetes Zeichen oder berührten einander leicht am Arme, um auf den kleinen Fehler aufmerksam zu machen.

So verflossen die ersten Jahre des Ehestandes der Seligen. Sie lebte mit ihrem Manne in einer solchen Einigkeit des Geistes und Willens, daß sie nur Eine Person zu sein schienen.

Gott läßt es zu, daß auch die heiligsten Seelen Fehler begehen, die sie erst wahrnehmen, wenn sie geschehen sind. Die Erkenntniß dieser Fehler macht sie nicht nur demüthiger, sondern auch wachsamer und fördert sie auf dem Wege der Vollkommenheit. Frau von Acarie ließ, wenige Jahre nach ihrer Verheirathung, sich einen solchen Fehler zu Schulden kommen, der beinahe den ganzen Bau der Frömmigkeit in ihrem Herzen gestört hätte. Die heilige Theresia beging einen

ähnlichen Fehltritt, für den Gott ihr die verdiente Stelle in der Hölle zeigte.

Eine der Freundinen der Seligen, die mehr Sinn für die Welt, als für göttliche Dinge hatte, bemerkte, daß sie gerne las und lieh ihr einige Romane. Herr von Acarie fürchtete mit Recht, daß diese gefährlichen Bücher in der Seele seiner Frau die gewöhnlichen schlechten Wirkungen: Zerstreuung, Ueberdruß am Gebete, Nachlässigkeit im göttlichen Dienste und zuletzt gänzliches Aufgeben der religiösen Uebungen hervorbringen würden. Darum bemühte er sich, diese Bücher durch erbauliche Schriften zu verdrängen. Roussel, ein frommer Priester, der öfter in das Haus kam, wurde mit deren Ankauf beauftragt; und damit die junge Frau durch die Schönheit des Aeußern begierig auf den Inhalt werden möchte, ließ ihr Gemahl dieselben sehr gefällig in Saffian mit Goldschnitt einbinden. Roussel brachte ihr diese Bücher selbst, und aus Achtung vor seiner Frömmigkeit und aus Gehorsam gegen ihren Mann nahm sie dieselben bereitwillig an. Da sie ihre frommen Gesinnungen nicht verloren hatte, so flößten ihr diese guten Bücher bald Ekel gegen die Romane ein, ja dieselben wurden — durch die Treue, mit der sie der Gnade, die Gott an diese Lesung geknüpft hatte, entsprach, — ein Grund der hohen Vollkommenheit, zu der sie gelangte.

Zwei Aussprüche, die sie darin fand, trugen besonders hiezu bei. Der erste, der ihr im Leben des heiligen Franziscus von Assisi aufstieß, lautete: „In Wahrheit sind wir nur das, was wir vor Gott sind.“ Dadurch lernte sie, wie wenig Gewicht auf das Urtheil der Menschen zu legen ist, wenn es nicht mit dem göttlichen übereinstimmt, und mehrere Tage hindurch war sie mit dieser Wahrheit so beschäftigt, daß sie an nichts Anderes zu denken vermochte. Der zweite Ausspruch war vom heiligen Augustinus: „Zu ungenügsam ist, wem Gott nicht genügt.“ Diese Worte trafen sie wie ein Donnerschlag und bewirkten in ihr eine so große Veränderung, daß ihre ganze Umgebung es bemerkte. „O mein Gott, — rief sie oft aus — wer kann uns genügen, wenn Du uns nicht genügst? Und wenn wir Dir genügen, weil unser ewiges Heil Dein einziges Verlangen ist, wie wäre es möglich, daß Du uns nicht genügtest?“

Die Selige war beinahe zwei und zwanzig Jahre alt,

als die Hand Gottes ihrem Herzen diesen Wahlspruch eingrub: es war um das Jahr 1588. Damals begannen ihre innige Vereinigung mit Gott und die besonderen Gnadengaben, mit denen sie bis zu ihrem Tode fast ohne Unterbrechung überhäuft wurde.

Die großen Gnaden aber, die Gott der jungen Frau verlieh, und die süße und mächtige Kraft der göttlichen Liebe, die sie zu den himmlischen Dingen hinzog, machten sie nur um so aufmerksamer und treuer in Betreff der Erfüllung ihrer irdischen Pflichten.

Hatte sich die Selige schon bei dem Beginne ihres Ehestandes es sich zur Pflicht gemacht, ihrem Manne zu gefallen, so nahm ihre Aufmerksamkeit in diesem Punkte mit den Jahren nur zu. Der Justizminister von Marillac, der mehrere Jahre hindurch wegen aller Arten von guten Werken in häufigem geistlichen Verkehre mit ihr stand, versicherte: „Ich bin Zeuge so großer Beweise ihrer Liebe und ihres Gehorsams gegen ihren Mann gewesen, daß ich mir nicht denken kann, es gebe auf Erden eine größere, zärtlichere und aufrichtigere Liebe, oder eine Liebe, die mehr nach dem ewigen Gesetze, wodurch Gott die Frauen ihren Männern unterworfen hat, geregelt sei.“ Gleicherweise sagte ihre älteste Tochter: „Sie gehorchte meinem Vater, wie ihrem Vorgesetzten, sie diente ihm, wie ihrem Herrn, sie liebte ihn, wie ihren Gatten.“

Ihre Hochachtung für ihren Gemahl zeigte sich in den kleinsten Umständen. So oft er in das Zimmer trat, erhob sie sich auf der Stelle, und mochte sie auch mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigt sein, oder die vornehmsten Personen bei sich haben; sie verließ Alles, um ihm entgegenzugehen und zu fragen, was er wünsche.

Nicht zufrieden, selbst ihm ihre Hochachtung zu beweisen, drang sie darauf, daß die Kinder und die Dienerschaft ihrem Beispiele folgten, und sie unterließ nie, sie zu strafen, wenn sie es daran fehlen ließen; was wohl vorkam, weil ihr Mann gern scherzte und sie leicht zu vertraut mit sich werden ließ. So übte sie auf's Schönste, was der heilige Paulin einer vornehmen Frau, die er über ihre Pflichten unterrichtete, anempfahl: „Bewahre vor Allem das Ansehen deines Mannes, und das ganze Haus lerne von dir, wie sehr es ihn ehren muß; zeige Allen durch deinen Gehorsam, daß er der Herr

ist, zeige durch deine Demuth ihnen gegenüber, daß du die größte Hochachtung gegen ihn hast. Du wirst um so mehr geehrt sein, je mehr Ehre du ihm erweisest, weil, nach den Worten des Apostels, der Mann das Haupt des Weibes ist, und der Leib seinen größten Preis durch die Vortrefflichkeit und Würdigkeit des Hauptes erhält."

Der heilige Augustinus lobt seine Mutter, weil sie ihrem Manne so gehorsam war, daß sie sich ihm nie widersetzte, weder in Worten, noch in Werken. Die selige Frau von Acarie ist nicht minder des Lobes werth. Sie beschränkte sich nicht auf äußere Zeichen der Hochachtung gegen ihren Mann; sie gehorchte auch seinen geringsten Wünschen. Obgleich er ihr die Sorge für das Hauswesen gänzlich überließ, und ihr völlige Freiheit in Hinsicht ihrer frommen Uebungen und ihrer guten Werke gestattete, so that sie doch Nichts, ohne ihn vorher um Rath zu fragen, oder wenigstens ohne ihm, nachdem sie es gethan, Rechenschaft davon abzulegen. Der Gehorsam, den sie ihrem Manne schuldig war, hatte in ihren Augen den Vorzug vor allen ihren Werken der Frömmigkeit und der Nächstenliebe, falls diese nicht durchaus und unumgänglich geboten waren. Wenn sie in der Kirche schon nahe am Communiontisch war, um das heilige Sakrament zu empfangen, und man kam, ihr zu sagen, daß ihr Mann nach ihr gefragt habe, so kehrte sie sogleich nach Hause zurück, ohne zu communiziren. Es war dieses kein geringes Kreuz für sie, aber sie nahm es in Demuth an und verließ Gott für Gott, das heißt, um Gott zu gehorchen, der ihr Gehorsam gegen ihren Mann vorschrieb. Durch eine so christliche Entsagung ehrte sie Jesus Christus, der sich seiner Herrlichkeit entäußerte, um seinem himmlischen Vater zu gehorchen und seiner Braut, der Kirche, seine Liebe zu beweisen.

Die Unterwerfung dieser frommen Frau unter den Willen ihres Mannes verdient aber um so mehr Bewunderung, als sie ungeachtet seiner Zuneigung und seiner Hochachtung vor ihr viel von seinem Widerspruchsgeiste zu leiden hatte. Er scherzte sogar manchmal über diesen Fehler mit seinen Freunden: „Man sagt, meine Frau werde eine Heilige werden; aber ich versichere euch, daß ich mit daran helfe, und man wird in dem Prozesse der Heiligsprechung sicher auch von mir reden, weil ich sie so viel in der Geduld übe."

So geschah es häufig, daß er seiner Frau zuerst die Erlaubniß zu irgend einem guten Werke gab, und dieselbe dann, sobald es begonnen war, ohne allen Grund zurücknahm. In solchen Gegenbefehlen gefiel er sich mehr als einmal, während man das Kloster bei Notre-Dame des Champs baute. Als die Arbeit im stärksten Gange und mehr als zweihundert Leute beschäftigt waren, fiel es ihm ein, seiner Frau zu befehlen, während vierzehn Tagen die erwähnten Arbeiten nicht nachsehen zu gehen. Ein Mal ließ er sie wieder aussteigen, als sie gerade abfahren wollte, und doch hatte sie ihm ihre Absicht vorher mitgetheilt. Die wahrhaft christliche Frau erlaubte sich dabei kein Murren, obgleich sie fest überzeugt war, ihre Abwesenheit schade dem begonnenen Werke; sie unterwarf sich ohne Widerwort dem Verbote ihres Mannes. Zu einem Freunde, der hauptsächlich die Kosten des Klosterbaues bestritt und die Ausführung mit ihr überwachte, sagte sie: „Man muß gehorsam sein. Wenn es Gott gefällt, daß ich fortfahre, so wird Er meinem Manne den Willen dazu eingeben; ich darf ihm nicht widerstreben, noch gegen seinen Wunsch handeln.“ Gott belohnte alsbald ihren Gehorsam, indem Er auf den Willen ihres Mannes wirkte; denn derselbe gab einige Tage später auf Bitten der Herzogin von Longueville die entzogene Erlaubniß von Neuem. Einige Male forderte er sie sogar aus freien Stücken auf, nach Notre-Dame des Champs zu gehen, und bot sich an, sie selbst zu begleiten.

Die Selige ertrug alle derartige Widerwärtigkeiten mit der größten Geduld; sie ergriff sogar die Partei ihres Mannes gegen diejenigen, die sie bedauern wollten. So sprach sie eines Tages zu Edmund von Messa: „Achten Sie nicht auf alle diese Dinge; mein Mann hat keine Schuld dabei; Gott läßt das zu, um meine Tugend zu prüfen und um mich zu hindern, nach meinem eigenen Willen zu handeln.“

In den Krankheiten ihres Gemahls gestattete sie Niemand, die Pflege desselben mit ihr zu theilen, und Tag und Nacht saß sie an seinem Lager, obgleich sie schwer an eigenen Leiden zu tragen hatte. Man mochte ihr auf das Eindringlichste vorstellen, eine solche Anstrengung würde ihre Gesundheit bald vollends zu Grunde richten, und es ihr unmöglich machen, ihrem Mann alsdann auch nur den kleinsten Dienst zu erweisen: sie war taub für Alles, und ihre zärtliche Liebe

trug den Sieg über jede andere Rücksicht davon, bis ihr Mann selbst ihr befahl, sich auszuruhen. Sie schlief dann eine Nacht und am folgenden Tage begann sie wieder in der alten Weise ihre thätige Sorge. Wenn ihre Verwandten oder Freunde in sie drangen, sich Ruhe zu gönnen, so antwortete sie, sie könne sich unmöglich mit ihrer eigenen Gesundheit beschäftigen, so lange ihr Mann krank sei.

Die Marquise von Meignelay gibt ihr hierüber folgendes Zeugniß: „Sie war alsdann so treu in jeder Art von Dienstleistung, als ob sie nicht seine Frau, sondern seine Magd sei. Sie selbst bereitete ihm die Speisen und brachte sie ihm. Sie blieb ganze Nächte bei ihm, um ihm beizustehen, und dachte nur daran, ihm alle Erleichterungen zu verschaffen, welche die christliche Innigkeit und Liebe ihr eingab. Die Art und Weise, wie sie ihm diese Dienste erwies, zeigte noch mehr, welche große Freude und Befriedigung es ihr gewährte, aus Liebe zu Jesus Christus ihm zu dienen.“

Bei solchen traurigen Ereignissen verdoppelte sie auch ihr Gebet für ihren Gatten, nicht nur um die Gesundheit, sondern auch, um die zur geduldigen Ertragung seiner Leiden nöthigen Gnaden für ihn zu erlangen. Zugleich bemühte sie sich, in die Absichten der Vorsehung in Betreff des Ausganges der Krankheit sich zu ergeben, wie sie dieses besonders bei seinem letzten Siechthum zeigte.

Das Heil des geliebten Gatten war ihr beständiger Gedanke und ihr heisester Wunsch. Von diesem Verlangen ergriffen, betete sie viel für ihn, auf daß Gott in seiner Barmherzigkeit ihn täglich in der Tugend wachsen lasse, und sie so, auf Erden in heiliger Gemeinschaft lebend, auch im Himmel Miterben der Herrlichkeit würden. Nicht zufrieden, selbst zu dem Ende zu beten, drang sie zugleich in mehrere gottselige Personen, ihr Flehen in derselben Absicht an Gott zu richten. Auch ihre Werke halfen hierzu, denn ihr ganzes Wirken im Hause war ein Beispiel der Tugend, und alle frommen Uebungen, die sie in ihrer Familie verrichtete, waren eben so viele Mittel zur größeren Heiligung ihres Mannes.

Es war im Jahre 1584, als das zum Schirme der katholischen Kirche und zur Aufrechthaltung der alten Grundgesetze in Frankreich gegen die Neuerungen, unter dem Namen der Ligue, gebildete Bündniß auch in Paris öffentlich seine

Thätigkeit entfaltete. Herr von Acarie war einer der Ersten daselbst, der sich ihm anschloß, und er nahm bis zur Auflösung desselben eine hervorragende Stelle in demselben ein. Seine vornehme Geburt, seine hohe Stellung, seine entschiedene Anhänglichkeit an die Kirche, seine unermüdliche, opferwillige Thätigkeit für die Vertheidigung des guten Rechtes der Katholiken ließen ihn dabei zu sehr in den Vordergrund treten, als daß er nach der Eroberung von Paris durch Heinrich IV. im Jahre 1594 hätte hoffen können, in Frieden gelassen zu werden. Er wurde denn auch gleich den anderen Häuptern der Ligue aus Paris verbannt, und mußte froh sein, daß ihm wenigstens der Aufenthalt in Frankreich nicht untersagt wurde. Seine Frömmigkeit ließ ihn die Karthause von Bourgfontaine, achtzehn Stunden von der Hauptstadt entfernt, zum Aufenthaltsorte wählen.

Bei der großen Liebe zu ihrem Manne war Frau von Acarie über diese Verbannung, welche sie von einander trennte, tief betrübt. Nur die Ergebung in den Willen der Vorsehung konnte ihren Schmerz lindern. Es war aber diese ihre Ergebung um so heldenmüthiger, als die Verbannung ihres Mannes die übelsten Folgen für ihr Hauswesen hatte. Die Vermögensverhältnisse des Herrn von Acarie waren damals in dem traurigsten Zustande. Er hatte zur Zeit der Ligue für die katholischen Interessen mehr als 30,000 Thaler, in jener Zeit eine sehr bedeutende Summe, geopfert und andererseits wegen der allgemeinen Verwirrung des Landes und wegen des Bürgerkrieges fast keine Einkünfte von seinen Gütern bezogen. Seine Gläubiger nahmen nun die übertriebensten Vorsichtsmaßregeln; sie legten Beschlag auf seine Einkünfte und ließen alle seine Möbel pfänden, ohne die geringste Rücksicht auf die arme Frau zu nehmen, die damals erst achtundzwanzig Jahre alt war und für sechs kleine Kinder zu sorgen hatte. Frau von Acarie war von Natur muthig und voll Ehrgefühl; ihr Unglück hätte sie jedoch zu Boden drücken müssen, wenn sie nicht eine so völlige Ergebung in den Willen Gottes gehabt hätte. Auf diese Weise begriff sie gar nicht, wie man über den Verlust zeitlicher Güter trostlos sein könne, und sie dankte Gott, daß Er ihr die Anhänglichkeit an irdischen Besitz eher genommen habe, als den Besitz selbst. Diese Losschälung war auch die Quelle ihrer Geduld; denn mit Recht bemerkt der

heilige Gregor: „Nur das verliert man ohne Schmerz, was man ohne Anhänglichkeit besaß."

Einige ihrer Verwandten, sehr reiche und hochgestellte Personen, riethen ihr, auf Gütertrennung zu klagen; sie stellten ihr vor, dieß sei der einzige Weg, ihre Mitgift zu sichern und etwas für ihren und ihrer Familie Unterhalt zu retten, und drohten ihr sogar, sich im Weigerungsfalle von ihr zurückzuziehen. Die Selige aber wollte nie etwas davon wissen, daß menschliche Rücksicht das Vermögen derjenigen theile, die Gott durch ein heiliges Band so enge verbunden habe. Sie antwortete darum ihren Verwandten, daß sie ihrem Manne nie diese Beleidigung zufügen, sondern sein Mißgeschick mit ihm theilen werde; für ihren Unterhalt vertraue sie auf die Vorsehung.

Ihre Verlegenheit konnte gleichwohl nicht größer sein. Von Allem entblößt, Nichts einnehmend, weil alle ihre Einkünfte mit Beschlag belegt waren, sah sie ihre Ausgaben sich täglich mehren, theils wegen der Entfernung ihres Mannes und der Pflege ihrer kleinen Kinder, theils wegen der Kosten, die durch die gerichtliche Betreibung ihrer Angelegenheiten verursacht wurden. Außerdem hatte sie noch für ihren Vater zu sorgen, der schon alt und dessen Vermögensverhältnisse ein gleiches Mißgeschick mit denen ihres Mannes hatten. Um das Unglück voll zu machen, hatten die Feinde ihres Gemahls seine augenblickliche Ungnade benutzt, um ihn mit seiner Frau in einen Criminalprozeß zu verwickeln, der sie beide der Gefahr aussetzte, mit dem Reste ihres Vermögens auch die Ehre und das Leben zu verlieren.

In dieser schwierigen und verwickelten Lage bewies Frau von Acarie eine Klugheit, die ihrer Ergebung nicht nachstand. Sie brachte ihren Vater und die Kinder an geeigneten Plätzen unter und nahm dann muthig die Entwirrung und Regelung ihrer Angelegenheiten in die Hand. Sie verfolgte die Sache vor den Gerichten mit einer beispiellosen Umsicht und Thätigkeit. Sie suchte alle nöthigen Actenstücke zusammen, machte die erforderlichen Auszüge, bearbeitete die Beweismittel, entwarf und schrieb die Gutachten, welche vorgelegt werden mußten. Der Thatbestand und die Entscheidungsgründe waren mit einer Klarheit und Kraft auseinandergesetzt, daß Advocaten und Richter staunend erklärten, sie fänden in denselben kein

Wort zu viel und keines zu wenig. Nichts — weder die Herzlosigkeit der Herren, noch die Roheit der Dienerschaft waren im Stande, die starkmüthige Frau von ihrem Unternehmen abzuschrecken.

Eine so vollkommene Ergebung, eine so standhafte Geduld, eine so unermüdliche Thätigkeit blieben nicht unbelohnt: die Feinde ihres Mannes mußten verstummen, und sie ging aus dem Prozeß, den Jene ihr angehängt hatten, mit Ehren hervor. Durch fortgesetzte Sparsamkeit brachte sie ihr Hauswesen wieder in guten Stand, und vermochte ihren Kindern eine ihrer Geburt angemessene Erziehung zu geben und ihnen, wenn auch nicht den früheren großen Reichthum, doch eine angemessene Stellung im Leben zu verschaffen.

Eine Gattin, die ihrem Gemahl mit einer so wohlgeordneten Liebe zugethan war, mußte auch seine Gegenliebe besitzen. Und so war es in der That. Herr von Acarie erwies ihr die größten Rücksichten und sprach immer nur in den achtungsvollsten Ausdrücken von ihr. Wenn er ihr zuwider gehandelt hatte, so währte es nicht lange, und er entschuldigte sich bei ihr; zuweilen machte er sein Unrecht sogar öffentlich wieder gut. Wenn sie krank war — und ihre Krankheiten waren häufig und fast immer gefährlich, — so verließ er sie nie, folgte mit ängstlicher Aufmerksamkeit allen Fortschritten des Leidens, stattete den Aerzten darüber persönlich Bericht ab und wohnte deren Berathungen stets bei. Er empfahl die Kranke dem Gebete aller frommen Personen seiner Bekanntschaft, und versicherte seine Freunde, er würde ihren Verlust nicht überleben. So lange die Gefahr andauerte, war er traurig und nachdenklich, und manchmal so angegriffen, daß man fürchtete, er werde selbst krank werden.

2.

Nächst den Pflichten, die sie ihrem Manne schuldete, betrachtete Frau von Acarie die Erziehung ihrer Kinder als ihre hauptsächlichste Verbindlichkeit.

So groß auch die Zahl der Geschäfte war, die sie um der Ehre Gottes willen auf sich nahm, sie ließ es doch darum nicht im Geringsten an der gehörigen Sorge für ihre Kinder fehlen. Sie zeigte diesen die lebhafteste Zärtlichkeit; aber sie

liebte sie nur in Gott, und ihre ganze Sorge ging darauf, sie zu guten, Gott wohlgefälligen Menschen zu machen. Ihre älteste Tochter erzählt: „Unsere Mutter erzog uns Kinder alle mit großer Sanftmuth und Liebe, aber für Gott und nach dem Willen Gottes, und sie hat mir oft gesagt, sie liebe uns nur in so weit, als wir Gott liebten und ihm dienten.“

Von dieser Liebe zu Gott entflammt flößte sich durch ihre Worte und durch ihr ganzes Leben ihren Kindern Frömmigkeit ein. Die Tugenden, die sie ohne Unterlaß übte, machten auf diese jungen Herzen einen so tiefen Eindruck, daß sie von Liebe und Bewunderung erfüllt, das mütterliche Beispiel nachzuahmen strebten. Von Kindheit an betrachteten sie ihre Mutter wie eine Heilige; ihre Verehrung ließ sie Alles, was dieselbe vorschrieb, gewissenhaft beobachten und in allen Dingen ohne Zaudern deren Leitung folgen.

Wohl wissend, welche Herrschaft die ersten Gewohnheiten meist über das Herz des Menschen ausüben, begann Frau von Acarie sehr früh ihre Kinder zu den Tugenden, die Gott und der Nächste von ihnen erwarteten, anzuleiten; sie bemühte sich sogar, sie diese Tugenden in aller ihrer Vollkommenheit üben zu lassen. Sobald es die geistige Entwicklung nur erlaubte, lernten ihre Kinder die Hauptwahrheiten des Glaubens; sie sprach häufig zu ihnen von der in der heiligen Taufe übernommenen Verpflichtung, Gott allein anzuhangen und Alles, was Ihn beleidigen könnte, zu vermeiden. „Oft wiederholte sie uns — erzählt ihre älteste Tochter — die Worte, daß, wenn sie ein fremdes Kind kännte, welches Gott mehr liebte, als wir, sie auch für dieses Kind mehr Liebe, als für uns haben würde.“ Früh brachte sie ihren Kindern Abscheu vor dem Lügen bei, und diesen Fehler ließ sie nie ungestraft durchgehen, so gering er auch sein mochte. Um ihnen mehr Liebe zur Wahrheit einzuflößen, sagte sie ihnen oft: „Wenn ihr Alles verlöret, oder das ganze Haus durcheinander geworfen hättet, und ihr gestehet es ein, wenn ihr darum gefragt werdet, so werde ich euch gerne verzeihen, aber ich werde euch nie die kleinste Lüge nachsehen.“ Sie schärfte ihnen auch ein, immer einig zu sein und redete ihnen oft über die Vorzüge der Eintracht und die schlimmen Folgen der Mißhelligkeiten. Ihr Wahlspruch war: „Man muß stets nachgeben, außer wenn die Ehre Gottes verlangt,

daß man widerstehe; wer nachgibt, trägt immer den Sieg über seinen Gegner davon."

Mit den Dienstboten mußten ihre Kinder stets sanft und höflich reden, und diese durften ihnen gar keine Antwort geben, wenn sie sich in einem anderen Tone ausdrückten. Darum hätten sie nicht gewagt, einem Bedienten oder einer Magd in befehlendem Tone zu sagen: „Thue dieses!" sondern sie waren verpflichtet, zu sagen: „Ich bitte darum." Die Dienerschaft war streng angewiesen, ihnen sonst nicht Folge zu leisten.

Sie verlangte auch, daß ihre Kinder allemal auf der Stelle und ohne Murren gehorchten, Alles, womit sie auch gerade beschäftigt sein mochten, auf das erste Zeichen verließen, mit Einem Worte, daß sie keinen Eigenwillen zeigten. Ihre älteste Tochter war einst mit ihr auf dem Lande und wollte gerne mit einigen Personen, die auch von der Gesellschaft waren, eine benachbarte Stadt besuchen. Frau von Acarie gab zuerst ihre Zustimmung; um aber den Gehorsam ihrer Tochter zu erproben, ließ sie dieselbe im Augenblicke der Abfahrt wieder aussteigen und ihre Sachen aus dem Wagen nehmen. Sie wiederholte diese Probe zur großen Erbauung der Gesellschaft, die ihre Absicht durchschaute und den Gehorsam der Tochter bewunderte; und dann ließ sie dieselbe erst mitfahren.

Sie bildete ihre Kinder zu dem Geiste der Abtödtung und Selbstverleugnung, der das charakteristische Kennzeichen des wahren Christen ist. Wenn sie bemerkte, daß sie lieber von diesem Dienstboten bedient wurden, als von jenem, so erhielten sie zu ihrer Aufwartung denjenigen, der ihnen am unangenehmsten war. In ihren Krankheiten mußten sie die widerlichsten Arzneien nehmen, ohne Widerwillen zu zeigen. Um sie vor Gaumenlust und Unmäßigkeit zu bewahren, erhielten sie nur gewöhnliche Speisen und meistens nur ein Gericht. Sie durften auch nie sagen, was sie gerne äßen und mußten ohne Weigerung und Zögerung essen, was ihnen vorgesetzt wurde. Ihre zweite Tochter war eine große Freundin von Obst; um sie hierin zur Selbstüberwindung anzuleiten, verlangte ihre Mutter oft die Früchte, die sie ihr gerade gegeben hatte, wieder zurück oder ließ das Obst gleich abtragen, wenn sie bemerkte, daß dieselbe zu schnell davon aß.

Endlich gab sich die Selige alle Mühe, ihren Kindern die Demuth, die sie als die Grundlage des christlichen Lebens betrachtete, tief einzuprägen. Obgleich sie von einem so edlen und durch Familienverbindungen hochstehenden Geschlechte waren, so ließ sie dieselben doch immer nur mit dem Taufnamen nennen. Ihre Bekannten kannten und unterstützten ihre deßfallsigen Grundsätze, die sie noch in Anwendung brachte, als ihre älteste Tochter schon siebenzehn bis achtzehn Jahre alt war. So gerne die Dienerschaft den Kindern zu Willen war, so mußten diese sich doch manchmal selbst bedienen. Ihre zweite Tochter, die stets einen sehr gesunden Verstand hatte, machte von ihrer zartesten Kindheit an oft die gescheidesten Bemerkungen. Um die Keime der Eigenliebe die in diesem kindlichen Herzen sprossen könnten, zu ersticken, that ihre Mutter häufig, als ob sie die Tochter gar nicht gehört habe, oder hieß sie stillschweigen.

Da ihre Töchter sie fast nie verließen, bis sie in's Kloster traten, so war diese vortreffliche Mutter um so mehr im Stande, ihre Erziehung bis in's Einzelne zu leiten. Um ihnen die Erfüllung ihrer Pflichten zu erleichtern und ihnen den Geist der Ordnung einzuflößen, schrieb sie ihnen eine Tagesordnung vor, welcher sich auch ihre Söhne, so lange sie im väterlichen Hause waren, unterwerfen mußten. Gebet, Arbeit, religiöse Uebungen und Erholung wechselten in derselben in zweckmäßigster Weise ab. In letzterer Beziehung lehrte sie die Kinder den Gebrauch des Spielzeugs, das sie ihnen kaufte, und sah Nichts lieber, als wenn sie sich während dieser Zeit ganz heiter und fröhlich gehen ließen. Denen, welche ihr dabei zu ernst vorkamen, sagte sie: „Gezwungenes Wesen dient nur dazu, die Schärfe des Geistes abzustumpfen und frühreife Verständigkeit vergeht gewöhnlich, wie sie gekommen ist.“

In der Tagesordnung, die Frau von Acarie ihren Töchtern bestimmt hatte, empfahl sie ihnen vorzüglich, die Zeit des Gebetes gut anzuwenden. Sie stellte ihnen die Augenblicke, welche der Unterhaltung mit Gott gewidmet waren, als besonders bevorzugte dar, die man ohne triftigen Grund weder abkürzen, noch auch verlegen dürfe. Die Töchter wurden jeden Tag zur heiligen Messe geführt, der sie knieend beiwohnten; wenigstens drang sie auf diese ehrerbietige Haltung

des Körpers, sobald sie sieben Jahre alt waren. An den Sonn- und Feiertagen begaben sich Alle zum Hochamte in der Pfarrkirche. Wenn sie an diesen Tagen zu den Jesuiten beichten gingen, so standen sie so früh auf, daß sie das Hochamt in der Pfarrkirche nicht versäumten; denn Frau von Acarie wollte, daß um des guten Beispiels wegen alle Personen ihres Hauses in dieser die heilige Messe hörten. Eben dahin gingen ihre Kinder Nachmittags in die Predigt und Vesper, und mußten dann am Abend, gewöhnlich während des Essens, aus der Predigt erzählen. War irgendwo ein Ablaß zu gewinnen, so hätte diese fromme Frau es nicht zugegeben, daß ihre Töchter eine Gelegenheit unbenutzt ließen, welche ihnen so große Vortheile bringen konnte. So lange ihre Gesundheit es gestattete, führte sie die Mädchen selbst zu Fuß in die betreffende Kirche. Sie sorgte auch, daß ihre Töchter an solchen Tagen der Gnade, so wie auch bei einem Jubiläum, in der Fastenzeit und an den hohen Festen immer etwas Geld zu ihrer Verfügung hatten, um Almosen austheilen zu können. Ihr süßester Trost war, zu sehen, wie dieselben sich daran gewöhnten, Gutes zu thun.

Ihre Töchter waren eilf oder zwölf Jahre alt, als sie zum ersten Male die heilige Communion empfingen, aber ihre Jugend hinderte sie nicht, die heilsamen Wirkungen dieses seligen Tages zu bewahren. Ihre Mutter gab sich alle Mühe, damit sie an allen Hauptfesten des Jahres communiziren könnten, und noch öfter in späterer Zeit, als sie Fortschritte in der Frömmigkeit gemacht hatten. Sie leitete selbst ihre Vorbereitung auf diese große Handlung, begann schon einige Tage vorher, mit ihnen davon zu reden, und schrieb ihnen verschiedene Anmuthungen nieder, deren sie sich je nach ihrer inneren Stimmung und Neigung bei der Communion bedienen sollten. Alle diese Anmuthungen, die uns erhalten sind, zeigen einen bewunderungswürdigen Geist der Andacht, einen lebendigen Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi in diesem Geheimnisse, eine Reue voll Liebe und Vertrauen, eine tiefe Demuth, eine gänzliche Losschälung von allen Geschöpfen, eine vollkommene Ergebung in alle Arten von Leiden und Abtödtungen, eine glühende Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott, einen feurigen Eifer für seine Verherrlichung, eine hinreißende Liebe und die gänzliche Selbstentäußerung einer

Seele, in der die Fülle Gottes wohnt. „O wie wichtig ist es, — pflegte die Selige zu sagen — in der Unschuld zu communiziren, besonders das erste Mal! Die Seele ist dann für die höchsten Gnaden empfänglich; Gott nimmt sie in ganz besonderer Weise in seine Hut und schirmt sie durch seine Barmherzigkeit gegen die Gefahren des ganzen späteren Lebens."

Auch die besten Kinder entfernen sich in jugendlichem Leichtsinne manchmal von dem Wege, der ihnen vorgeschrieben ist, und darum besteht ein Haupterforderniß der guten Erziehung darin, daß man die Fehler der Kinder zu ihrer Besserung gut zu benützen und zu bestrafen wisse. Frau von Acarie verstand dieses in ganz ausgezeichneter Weise.

Da ein gestandener Fehler schon halb gesühnt ist, so hatte die weise Mutter ihre Kinder gewöhnt, die begangenen Fehler ohne alle Bemäntelung einzugestehen, und zwar nicht nur, wenn sie darum fragte; sie wollte vielmehr, daß dieselben von dem Gefühle demüthiger Reue und von dem Verlangen getrieben, sich zu bessern, selbst sich anklagten. Sie erklärte ihnen alsdann die Größe des begangenen Fehlers, indem sie den lieben Gott dadurch beleidigt hätten, und machte ihnen begreiflich, daß man der Gerechtigkeit Gottes in diesem oder in dem anderen Leben genug thun müsse, und daß die Strafe, die man hier auf Erden dulde, sehr verdienstlich sei und den Zorn Gottes besänftige. Sie wußte den jugendlichen Herzen einen solchen Schmerz über derartige Unvollkommenheiten einzuflößen, daß die Kinder ihre Strafwürdigkeit erkannten, und die Mutter baten, ihnen sogleich die Züchtigung aufzulegen, die sie für passend hielt. Verstand eines derselben sich nicht dazu, sondern wollte sich entschuldigen, so strafte sie in dem Augenblicke nicht, sondern wartete, bis es ruhiger war und seinen Fehler einsah; alsdann strafte sie dasselbe mit Gerechtigkeit und Mäßigung, und legte ihm zugleich auf, den himmlischen Vater um Verzeihung zu bitten. Nichts war rührender und erbaulicher, als wenn diese Kinder nach einem begangenen Fehler zu ihrer Mutter kamen, sie mit gefalteten Händchen um ihre Strafe baten, selbst das Werkzeug derselben herbeiholten und die Züchtigung mit demselben lebendigen Glauben empfingen, der die großen Sünder und die eifrigen Christen oft gegen sich selbst bewaffnet.

Während sie gestraft wurden, beteten diese Kinder das Vater unser und den englischen Gruß und dankten darauf der Mutter für die Liebe, die sie ihnen durch die Züchtigung bewiesen hatte.

Da Frau von Acarie wohl wußte, wie empfänglich die Jugend für schlechte Eindrücke ist, so wachte sie mit großer Sorgfalt darüber, daß ihre Kinder nur mit Personen von erprobter Tugend und Klugheit zusammen kamen. Sie hielt sie von großen Gesellschaften entfernt, besonders von Hochzeiten. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wußte sie ihren deßfallsigen Vorsichtsmaßregeln alles Auffallende zu benehmen. Aus demselben Grunde wählte sie nur solche Lehrer für ihre Söhne, die Wachsamkeit und Festigkeit mit Wissenschaft und Tugend verbanden. Sie beichtete oft bei einem frommen Priester des Pensionates von Calvy, Namens Joachim. Als ihre ältesten Söhne in dieser Anstalt waren, hatte sie dieselben nicht unter dessen Leitung gestellt, sondern unter die des Direktors, Thomas Blanzy, mit dem sie in gar keiner Beziehung stand. Als Jemand ihr hierüber seine Verwunderung aussprach, entgegnete sie: „Herr Joachim ist sanft und nachsichtig, Herr Blanzy ist strenge und läßt den Schülern nichts durchgehen, und das wünsche ich für meine Kinder.“

Nicht zufrieden, ihre Söhne in so gute Hände gegeben zu haben, fuhr sie fort, selbst über sie zu wachen. Sie besuchte sie oft, um zu sehen, wie es ihnen ginge, und ob sie durch ihre Fortschritte in der Wissenschaft und in der Tugend der auf sie verwendeten Mühe entsprachen. Nachdem ihr ältester Sohn sich entschlossen hatte, die Rechte zu studiren, sendete sie ihn dem heiligen Franz von Sales zu, damit auf dessen Vermittlung der Präsident Favre, ein Mann von hoher Tugend und einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten seiner Zeit, ihn in seinen Studien leite. Sie setzte in diese beiden Männer ein großes Vertrauen und hatte bei dem ersteren, als er 1602 in Paris war, oft gebeichtet. Gleichwohl erkundigte sie sich stets mit der größten Sorgfalt nach der Aufführung ihres Sohnes, weil sie wußte, wie gebrechlich die Jugend ist und wie leicht die unschuldigsten Seelen durch gefährlichen Umgang verdorben werden.

Man darf aber nicht glauben, die Selige, welche die Erziehung ihrer Kinder so sorgfältig leitete und so reine und christliche Absichten dabei verfolgte, hätte ein allzustrenges

Benehmen gegen sie gehabt oder diese hätten sich ihr gegenüber befangen und gezwungen gefühlt. Zwar genügte ein Blick von ihr, um sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen; aber diese Herrschaft über ihre Kinder war mild und voll Liebe, weil mehr noch eine Wirkung ihrer Tugend, als ihres mütterlichen Ansehens. „Sie gab sich viele Mühe, — sagt ihre jüngste Tochter — mein Herz demüthig zu erhalten, aber sie that dieses mit so viel Freundlichkeit und Liebe, daß ich gegen diese Abtödtungen meiner Eigenliebe keinerlei Widerwillen empfand. Wenn sie mich für die Fehler, die ich in meinem Leichtsinne beging, strafte, so geschah dieß immer auf eine solche Weise, daß mir nie der Gedanke kam, die Züchtigung sei unverdient, weßhalb ich ihr auch nie deßhalb zürnte." Sie erreichte somit, was so wenige Eltern in ähnlichem Maße erreichen, weil ihr Ernst mit Sanftmuth und Milde verbunden, weil alle ihre Befehle von Liebe begleitet waren und sie so die Herzen ihrer Kinder gewann. —

War sie mit ihren Kindern zufrieden, so erwies sie ihnen ihre Liebe auf jede Weise; ihre Freude war dabei so groß, daß sich ihr Herz zu erweitern schien. Sie versprach ihnen dann, zu geben, was immer sie verlangten, und wenn die Bitten nur vernünftig waren, hielt sie ihr Versprechen auf das Getreueste. In ihren Krankheiten pflegte sie die Kinder selbst, ging auch Nachts nicht von ihrem Bette und erzeigte ihnen jeden Dienst, dessen sie bedurften. Wenn sie sich über die Anstrengungen ihrer Mutter betrübten, antwortete diese, darin bestehe ihr Trost. Eine solche Handlungsweise hatte die besten Folgen. Die Liebe, mit der diese gute Mutter ihnen diente, ermuthigte die Kinder, geduldig zu leiden, und sie ließen sich Alles gefallen, um durch ihre baldige Heilung der Mutter längere Ermüdung zu ersparen; auch lernten sie so, sich selbst zu überwinden, um später Anderen in ähnlicher Weise dienen zu können.

Sobald ihre Kinder im Stande waren, sich im Hause nützlich zu machen, gab Frau von Acarie ihnen Beschäftigungen, wie sie ihrem Verstande und ihren Kräften entsprachen. Sie zeigte ihnen selbst, wie sie diese Arbeiten verrichten müßten, überwachte sie bei der Ausführung und war die erste, ihren Erfolg zu beloben. Dieses Vertrauen schmeichelte ihnen sehr und trieb sie an, ihre Sache gut zu machen.

Unter allen ihren mütterlichen Vorzügen erglänzt besonders die Klugheit, mit der Frau von Acarie sich hinsichtlich der Standeswahl ihrer Kinder benahm. Von den ersten Jahren derselben gab sie ihrer Erziehung die Richtung, daß Nichts sie in dieser für das ganze Leben so folgenreichen Wahl hindere. Sie wollte nicht, daß ihre Söhne Geistliche oder ihre Töchter Klosterfrauen würden, als nur, wenn es der Wille Gottes sei; aber sie wollte, daß sie tugendhaft und als Christen lebten, zu welchem Stande Gott sie auch berufe. Darum machte sie dieselben zu eifrigen Christen, und unterrichtete sie gründlich in der Religion, aber nie sprach sie ihnen von einem Stande in einer Weise, der ihnen eine Vorliebe für denselben hätte einflößen können, und sie ersuchte die frommen Personen, die ihr Haus besuchten, um dieselbe Zurückhaltung. Sie begnügte sich damit, auf die Neigungen und Pläne, welche einige ihrer Kinder hinsichtlich ihrer Zukunft äußerten, mit der größten Bereitwilligkeit einzugehen.

Welche Abneigung gegen Kleiderpracht sie ihren Töchtern auch beizubringen suchte, so trug sie doch eine ganz besondere Sorge, daß dieselben in Kleidern aus einfachem Stoffe, stets sehr reinlich und ihrem Stande gemäß erschienen. Sie beförderte dadurch so wenig die Eitelkeit, daß sie vielmehr nur die Vorschrift des Apostels befolgte: „Die Weiber seien ehrbar und mit Anstand gekleidet, ohne allen Ueberfluß.“ Ihre älteste Tochter sagte hierüber: „Ich kann unmöglich die Sorge schildern, die sich unsere Mutter gab, damit wir in der Frömmigkeit und in allen Dingen, die nach unserem Stande zur guten Erziehung gehörten, Fortschritte machten. Eine Dame, die eines Tages Zeuge war, wie viel Mühe sie sich gab, daß wir gut gekleidet seien, wenn auch weder in Seide, noch nach eitlem Schnitte, wunderte sich über die große Besorgniß einer so frommen Frau, daß ihre Töchter im Aeußern ordentlich wären und besonders, daß sie sich ganz gerade hielten. Meine Mutter antwortete ihr, sie erziehe uns so, daß wir für jeden Stand, zu dem uns Gott berufe, vorbereitet seien und paßten; und wären wir zum Ordensleben berufen, so sei ihr besonders viel an unserer geraden Haltung gelegen, damit es nicht schiene, wir würden Klosterfrauen, weil wir schwächlich oder verwachsen seien, sondern man sehe, daß es nur aus reiner Liebe zu dem Herrn, und auf Antrieb des heiligen Geistes geschehe.“

Wenn Frau von Acarie zuerst ihren Töchtern nicht gestattete, Farbe und Schnitt ihrer Kleider selbst zu bestimmen, so ließ sie ihnen später hierin ihre völlige Freiheit. Besonders hielt sie es so hinsichtlich ihrer ältesten Tochter, als diese über ihre Standeswahl schwankte. Sie wollte ihrem Geschmacke durchaus keine Beschränkung auflegen, aus Furcht, auf ihre Standeswahl einzuwirken. So sah man sie am Tage nach dem Eintritte einer ihrer Töchter in das Kloster bitter weinen, weil sie fürchtete, dieselbe sei dabei mehr dem Rathe einer Freundin, als dem göttlichen Rufe gefolgt. „Der einzige Ehrgeiz, — sagte sie — den ich hinsichtlich meiner Kinder hege, ist, sie tugendhaft zu sehen. Wenn sie den Absichten, die Gott in Betreff ihrer Seele hat, getreu sind, so wird Er sie schon zu dem Stande, der sich am besten für sie eignet, zu berufen wissen."

Bei aller Freiheit, die sie ihren Kindern in der Standeswahl ließ, hielt sie es gleichwohl für ihre Pflicht, sie vor unüberlegten und schädlichen Entschlüssen zu bewahren. So brachte sie ihren ältesten Sohn von dem Gedanken, in die Armee zu treten, ab, weil damals die Zweikämpfe in derselben sehr gewöhnlich waren und sie fürchtete, ihr Sohn möchte, nach dem Beispiele der anderen Edelleute, diese verbrecherische Gewohnheit annehmen. Darum sagte sie auch: „Ich sähe ihn lieber mit einem Tragriemen auf der Schulter, als mit dem Säbel an der Seite."

Eine so sorgfältige Erziehung führte zu den Früchten, die man erwarten konnte. Die drei Töchter verdankten der Seligen ihren Eintritt bei den Carmelitinen, wo sie heilig lebten und starben. Wenn ihre Söhne, nach der Bemerkung des heiligen Franz von Sales, etwas langsamer reiften, so zeigten die ehrenvollen Stellungen, die sie später in Kirche und Staat einnahmen, und die Hoffnungen, die derselbe Heilige auf sie setzte, daß sie ebenfalls reichen Nutzen aus ihrer Erziehung gewonnen hatten.

XII.

Die Mächtigen stürzt er vom Throne, die Niedrigen hebt er empor. (Luk. 1, 52.)

Nirgends vielleicht findet sich die Wahrheit dieser Worte schlagender bestätiget, als in der Geschichte Frankreichs seit etwa siebenzig Jahren.

Betrachten wir Napoleon I.

Auf Corsika, einer selbst von den Franzosen, denen sie gehört, wenig beachteten Insel geboren, bekleidete er noch im Jahre 1794 nur den Rang eines Artillerieoffiziers und war außerhalb Frankreich nicht einmal dem Namen nach bekannt. Er galt da in der That noch als der „Niedrigen" Einer. In dem kurzen Zeitraum aber von zehn Jahren, am Ende des Jahres 1804 hatte er die Welt bereits mit seinem Ruhme erfüllt, persönlich in Asien und Afrika Krieg geführt, und ward in Paris in Gegenwart und in Begleitung von mächtigen Königen und Fürsten vom Papste selbst zum Kaiser der Franzosen gesalbt. Nach einigen Wochen legte er den bescheidenen Titel eines Präsidenten der italienischen Republik nieder und nahm den eines Königs von Italien an, obgleich er einige Jahre vorher die Italiener Haß der königlichen Würde hatte schwören lassen. Er fand nirgends Widerstand, weder bei seinen militärischen, noch politischen Unternehmungen und Europa schwieg vor ihm, denn er war jetzt Einer der Gewaltigsten geworden, die je unter den Menschen geherrscht haben. Das trieb ihn immer höher. Er ehelichte eine Erzherzogin von Oesterreich, einen Abkömmling aus einer langen Reihe von Kaisern, und verwandt mit vielen Regentenfamilien Europas, erhob seine Brüder und Schwestern auf verschiedene Throne und legte endlich im Rausche seines Glückes sogar die Hand an den Stuhl Petri, nahm den Kirchenstaat weg und befahl, den Papst als Gefangenen nach Paris zu führen, damit er ihn dort als gefügiges Werkzeug in der Hand habe und durch ihn auch die Kirche nach des Kaisers Willen regiert werde.

Aber siehe, da stand der Herr auf, als der von ihm Emporgehobene seine Macht mißbrauchte und stürzte den „Gewaltigen" vom Throne.

Im Jahre 1809, als Rom bereits in der Gewalt der

Franzosen und der Papst im Quirinal ihr Gefangener war, fand man am Morgen des 11. Juni an den vornehmsten Kirchen Roms mit höchstem Erstaunen eine Bulle angeschlagen, durch welche der Kaiser Napoleon exkommunizirt, d. i. von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen wurde. Dieses selten gehörig gewürdigte Ereigniß ist damals als die letzte Regung eines ohnmächtigen, auf's Aeußerste gebrachten Greises bemitleidet, von Vielen verspottet, selbst von wohlgesinnten Katholiken als eine unzeitige und vergebliche Nothwehr angesehen und von dem Kaiser als ein Irrthum erklärt worden, der um Tausend Jahre zu spät gekommen. In einem Briefe Napoleons an den Vicekönig von Italien Eugen liest man über Pius VII. folgende Worte: „Oder glaubt er, daß seine Exkommunikation meinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen machen werde?“ Und dem Kardinal Kaprara, mit dem Napoleon sich mehrmal über diesen Gegenstand besprach, bemerkte dieser einst mit Ironie und Spott, daß, da die Bannflüche seinen Soldaten nicht die Waffen aus den Händen schleudern würden, er selbst über dieselben lache.

Man darf aber nicht vergessen, was darauf gefolgt ist.

Am 20. Juni 1812 langte der gefangene und fast sterbende Papst in Fontainebleau an und am 22. desselben Monats überschritt Napoleon, trunken von seinem seit fünfzehn Jahren dauernden Glücke, mit einem ungeheueren Heere den Niemenfluß, um Rußland mit Krieg zu überziehen. Anfangs schien auch hier Alles glücklich von Statten zu gehen. Indessen sollte der Feldzug des Exkommunikationsjahres 1809 doch der letzte gewesen sein, in welchem der Kaiser Sieger geblieben war.

Während Napoleon in Moskau sich aufhielt, ließ er noch Denkmünzen mit seinem Bildnisse prägen. Auf der Rückseite derselben stand die furchtbare Gotteslästerung:

Der Himmel ist dein,
Die Erde ist mein.

Einige dieser Denkmünzen schickte er an den Statthalter von Orenburg im Königreich Astrachan nebst einem Unterhandlungsschreiben. Der alte, kräftige Mann schrieb auf eine dieser Münzen unter das Haupt des Kaisers mit einer Gabel:

Der Rücken ist dein,
Die Peitsche ist mein.

Und dieß sandte er dem Kaiser zur Antwort.

Nicht lange, und Gott bewirkte, daß der bittere Spott Napoleons sich erfüllte, und die Waffen den Händen der Soldaten wirklich entfielen. Mit Staunen und Verwunderung liest man in der „Geschichte Napoleons und der großen Armee des Jahres 1812“, vom Grafen Segur geschrieben, der Augenzeuge jener großen Katastrophe war, „daß die Waffen den Armen der Soldaten eine unerträgliche Last schienen. Bei dem häufigen Niederstürzen entfielen sie ihren Händen, zerbrachen oder verloren sich in dem Schnee. Wenn die Soldaten sich erhoben, so sahen sie sich derselben beraubt, weil nicht sie solche wegwarfen, sondern der Hunger und die Kälte sie ihnen entriß.“

Die Menschen vollendeten sofort den Sturz des Kaisers, den Gott begonnen und nachdem dessen Gerechtigkeit den vom Hochmuth Geblendeten noch gezwungen, eben dort in Fontainebleau seinem Reiche zu entsagen, wo er den Papst hatte zwingen wollen, auf seine Rechte und seine weltliche Herrschaft Verzicht zu leisten, wurde er, exkommunizirt von der menschlichen Gesellschaft, als Gefangener nach der Insel Elba, und da er, von hier entflohen, nochmals aber vergeblich es versucht hatte, der Weltherrschaft sich zu bemächtigen, nach St. Helena geführt. Dort starb er, der Europa zittern gemacht, in der Gewalt einer feindlichen Regierung, ohne Beistand und Trost irgend einer seiner Blutsverwandten. Dagegen bediente sich Gott der irrgläubigen Engländer, der schismatischen Russen und sogar der Erbfeinde des christlichen Namens, der Türken, um den von dem mächtigen Kaiser seiner Staaten beraubten Papst wieder in sein Eigenthum zurückzuführen.

Das ist Ein Beispiel in der neueren Geschichte Frankreichs, das ein deutliches Zeugniß für die Wahrheit der Schriftworte gibt: „Die Mächtigen stürzt Gott vom Throne, die Niedrigen hebt er empor.“

Nicht zwei Jahrzehnte später, (nach Karls X. Sturz) kam Louis Philipp auf den Thron von Frankreich. Er war der Sohn des schändlichen, am 16. November 1793 guillotinirten „Egalité“, der im Convente über Ludwig XVI. mit das Todesurtheil ausgesprochen unter dem gleißnerischen Beisatz: indem ich nur meiner Pflicht folge und überzeugt

bin, daß Alle, welche die Souveränität des Volkes verletzen, des Todes schuldig sind. In seiner Jugend ahnte Louis Philipp wohl nicht von Weitem, daß er je auf den Thron von Frankreich gelangen werde. Sehr jung trat er in die Armee, bekannte sich zu den Grundsätzen der Revolution, focht in verschiedenen Feldzügen mit Auszeichnung, erhielt aber nach der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden 1793 von dem Sicherheitsausschusse den Befehl, nach Paris zu kommen. Dort erwartete ihn der gewisse Tod; er entfloh deßhalb in das österreichische Hauptquartier zu Mons. Gleichwohl lehnte er alle Anträge, gegen Frankreich die Waffen zu ergreifen, ab, und lebte von nun an viele Jahre lang in der tiefsten Niedrigkeit, in Armuth und Verbannung. Zunächst ging er nach der Schweiz und versah dort einige Zeit unter dem Namen Chabaud die Stelle eines Lehrers der Mathematik an einem Institut zu Reichenau im Canton Graubünden. Vor seiner Anstellung hatte er sich erst noch die Demüthigung eines Examens gefallen lassen müssen. Die Nachricht von dem Tode seines Vaters bestimmte ihn, einen anderen Zufluchtsort zu suchen. Unstät irrte er in Schweden, Lappland und in den vereinigten Staaten von Nordamerika umher, bis er sich 1800 auf längere Zeit in England niederließ. Im Jahre 1807 wanderte er nach Sizilien und vermählte sich 1809 mit der Tochter des Königs von Neapel. Von da lebte er theils wieder in England, theils in Frankreich, wurde endlich nach der Julirevolution Generallieutenant des Königreichs und beschwor im Jahre 1830 am 9. August die revidirte Charte vor den Kammern, durch deren Wahl er dann als „König der Franzosen“ den Thron Frankreichs bestieg.

Die Vorsehung hat sich sichtbar dieses Mannes, dem ein klarer Verstand, eine ruhige Ueberlegung und die seltene Eigenschaft der Regentenselbstständigkeit nicht abgesprochen werden können, wie vordem des Kaisers Napoleon zu ihren Zwecken bedient und darum unverkennbar ihn vor jeglicher Gefahr beschützt, so lange sie seiner bedurfte. Sechsmal sausten die Kugeln der Meuchelmörder an ihm vorbei, ohne ihn nur im Mindesten zu verletzen; einmal stürzte, von den Feuerschlünden der Höllenmaschine getroffen, Alles rings um ihn her todt oder schwer verletzt zu Boden; der König, auf den

allein es abgesehen war, und seine Söhne blieben ungetroffen.

Dieselbe allmächtige Hand aber, die den „Bürgerkönig" aus der Niedrigkeit erhoben, stürzte den „Mächtigen" vom Throne, als dessen Mission erfüllt war, sei es um der schweren Schuld seines Vaters willen, da die Sünden der Eltern gestraft werden bis ins dritte und vierte Glied, oder weil er sich allzusehr im Geiste erhoben, oder um der Welt ein recht augenfälliges Beispiel von dem Unbestande irdischer Größe zu geben oder weil er, der „Napoleon des Friedens", wie man ihn nannte, gleich jenem des Krieges auch der Kirche Gottes auf Erden nicht gerecht geworden war und ihr die gebührende Freiheit verkümmert hatte.

Es war bei Anlaß des Namensfestes des Königs Louis Philipp am 1. Mai 1846, als der Erzbischof von Paris, Denis August d'Affre in seiner Anrede der Worte sich bedient hatte, daß die Kirche nicht Protektion, sondern nur Freiheit verlange; der König aber, über diesen Freimuth beleidigt, verhinderte die Veröffentlichung der Rede im „Moniteur". Mit Recht betrachtete der Prälat diese Maßregel als einen Tadel seiner Worte, und als es sich im folgenden Jahre 1847 wieder von einer Vorstellung in den Tuilerien handelte, begab er sich einige Tage vorher zur Königin, und erklärte ihr, daß er wohl geneigt sei, dem Könige seine Glückwünsche zu bieten, daß er aber keine Rede halten werde. Und als die Königin bestürzt ausrief: „Mein Gott, das wird den König beleidigen!" erwiederte der Prälat: „Ich bedauere es selbst am meisten, aber Ihre Majestät werden zugeben, daß ich mich und meinen Klerus nicht noch einmal einem öffentlichen Tadel aussetzen darf." — „So gehen Sie wenigstens zum Könige, sprechen Sie mit ihm; ich bin überzeugt, daß er Ihnen Genugthuung geben, und die Sache sich ausgleichen wird." — „Wenn Se. Majestät mir eine Audienz bewilligen, werde ich seiner Einladung mit Vergnügen Folge leisten." —

Die Stunde der Audienz ward festgesetzt, und der Prälat fand sich pünktlich ein. Der König — erzählte der Erzbischof — empfing mich in seinem Salon und führte mich, wie es in seiner Gewohnheit war, in eine Fensternische, wo er mich zum Sitzen einlud. Eine Zeit lang beobachteten wir beide das Stillschweigen; endlich aber ergriff ich das Wort

und sprach: „Da ich erfahren habe, daß der König mich zu sehen wünscht“ .... „Ich — rief der König aus — ich habe Ihnen Nichts zu sagen. Man hat mir vielmehr gesagt, daß Sie mich zu sprechen wünschen, und ich bin bereit, Sie zu hören.“ — „Wohlan, der König wird die Veranlassung meines Besuches kennen; da ich mich nicht noch einmal einer Beschimpfung aussetzen will, so ist es meine Absicht, bei der Namensfeier Ew. Majestät an der Spitze meines Klerus zu erscheinen, ohne indessen eine Rede zu halten.“ — „Ich begreife; das ist ein neuer Angriff, den Sie gegen mich im Schilde führen; ich glaubte, unsere Diskussionen hätten ein Ende gefunden, aber es scheint, daß Sie wieder anfangen wollen. Wenn ich die Publikation Ihrer Rede verhindert habe, so geschah es, weil Sie sich unpassende Rathschläge in derselben erlaubt hatten“. — „Ich bitte den König um Verzeihung, aber weder meine Absichten, noch meine Worte konnten diesen Sinn haben; die Freiheit fordern und nicht die Protektion, ist vielleicht die bescheidenste Bitte, welche die Kirche aussprechen kann“. — „Und ich will Nichts davon hören; Sie rufen mit Ihren Forderungen in Ihren Journalen überall Verwirrung hervor.“ — Und zu einer andern Frage übergehend fügte Louis Philipp hinzu: „So weiß ich z. B., daß Sie vor Kurzem ein Concil zu St. Germain versammelt haben.“ — „Das war kein Concil; wohl aber sind mehrere Bischöfe, meine Freunde, zu mir gekommen, und der Gegenstand unserer Besprechung waren verschiedene Punkte der Kirchendisciplin.“ — „O, ich wußte es wohl, daß Sie ein Concil berufen hatten; aber vergessen Sie nicht, daß Sie dazu kein Recht haben.“ — Bis zu diesem Augenblicke, erzählte der Erzbischof, hatte ich dem Könige mit großer Zurückhaltung und fast, ohne ihn anzublicken, geantwortet; aber bei jenem Worte heftete ich meine Blicke auf ihn und sagte ihm mit fester Stimme: „Verzeihung, Sire, wir haben das Recht dazu, denn die Kirche war zu jeder Zeit befugt, ihre Bischöfe zu versammeln, um die Angelegenheiten ihrer Diözesen zu besprechen.“ — „Das sind ihre Prätensionen, aber ich werde das zu verhindern wissen; auch hat man mir gesagt, daß Sie einen Abgeordneten an den Papst geschickt haben. Zu welchem Zwecke?“ — „Wenn dieß mein Geheimniß wäre, so würde ich es auf der Stelle dem Könige

mittheilen, aber es ist auch das meiner Collegen, und ich kann es daher Ew. Majestät nicht anvertrauen." Bei diesen Worten erhob sich der König, roth vor Zorn und rief aus: „Herr Erzbischof, nehmen Sie sich in Acht, man wird Ihnen die Mitra vom Haupte nehmen." — Sire," entgegnete gelassen der Prälat, möge Gott die Krone des Königs in seinen Schutz nehmen; denn man hat auch schon viele Kronen zertrümmert." Das war des seligen Erzbischofs letzte Audienz bei Louis Philipp.

Dieser aber dachte nicht, wie nahe der 24. Februar des Jahres 1848 mit seinem „die Mächtigen stürzt Er vom Throne" sei, auf das ihn der Erzbischof wie in prophetischem Geiste hingewiesen.

Noch wenige Wochen vor diesem denkwürdigen Tage war Louis Philipp wirklich der mächtigste Monarch des Festlandes; die allgemeine Meinung sah in ihm den klügsten Fürsten der Welt. In der That stand dieser wunderbare Mann auf dem eigentlichen Gipfelpunkte des Erfolgs, des Ansehens und der Macht. Es ist hier nicht der Platz, alle Einzelheiten seiner herrlichen Stellung aufzuzählen. Seine zahlreichen schönen und wohlerzogenen Kinder und Enkel; die glänzende Verbindung, welche die ungeheuere Länderstrecke von Antwerpen bis Cadix in einem Familieninteresse verknüpfte; die neue Aussicht auf ein Ereigniß, welches wahrscheinlich einen seiner Söhne zum Regenten, seinen Enkel zum König von Spanien gemacht haben würde; der wunde Fleck seiner Regierung eben beseitigt: Algerien nach achtzehnjährigem Kriege befriediget; sein unermeßliches Privatvermögen; seine eilf oder zwölf Paläste, die an schöner Lage und Pracht ihrer Einrichtung ihres Gleichen suchten, und auf die er erst unlängst ungeheuere Summen verwendet; sein glänzendes Heer von 400,000 Mann in höchster Manneszucht und Ausrüstung; eine befestigte und für alle Welt bis an die Zähne bewaffnete Hauptstadt; das neuerliche günstige Entgegenkommen jener Mächte, welche vorher auf den königlichen Emporkömmling stolz herabgeschaut, der wohlgewogene Stand seiner auswärtigen Verhältnisse und die festgefaßten Zügel des Staatswagens: alle diese Gaben des Glückes waren verschwenderisch auf Einen Mann gehäuft. Und die Krone von Allem war, daß all dieses dem Louis Philipp als sein Verdienst angerechnet wurde. Das

Gleichgewicht Europas, die Sache der Völker und der Könige, die Entscheidung über Krieg und Frieden lag in seiner Hand. Gab es in diesem Rosen- und Freudengarten etwas Bitteres, so waren zwanzig uneinnehmbare Forts und 100,000 Bewaffnete keine unbedeutende Wache über einige wenige unbotmäßige Unterthanen.

Aber sieh', auch die Könige der Erde sind in der Hand des Herrn und seien sie auch noch so mächtig und gewaltig; er stürzt sie vom Throne, wenn er will, und gibt ihr Reich in andere Hände, so ihre Zeit gekommen.

Es war, wie bemerkt, der 24. Februar des Jahres 1848. Ein bunter Haufe von Handwerkern, Knaben und Weibern ergießt sich durch die Straßen von Paris. Sie stürmen den königlichen Palast. 80,000 Mann Fußvolk und Reiterei stehen verstummt und verdutzt. Wenige Minuten darauf sah man ein ältliches Ehepaar aus dem Lärm und Gedränge flüchten — es ist Louis Philipp und seine königliche Gemahlin. Sie werden in eine Miethkutsche geschoben und weggefahren! — Nach langer Verzögerung eine stürmische Ueberfahrt; doch an Englands Küste fühlte sich der König heimisch; die Erinnerung und die Freunde seiner frühern Verbannung begrüßen ihn. Ein Menschenalter schwindet wie ein Traum vorüber und der greise Monarch findet sich wieder als der Herzog von Orleans, der verbannte Sohn des alten Egalité. Aber einige vorwurfsvolle Erinnerungen zogen, scheint es, durch Louis Philipps Seele; er rief wiederholt: „Wie Karl X.; wie Karl X.!" Es war, als wollte er zu sich sagen: „Wir sind sehr schuldig gegen unsern Bruder; darum ist dieses Leid uns zugestoßen!"

Gewiß, es ist wahr; „die Mächtigen stürzt Gott vom Throne, die Niedrigen hebt er empor!" — Und die Lehre, die in dieser durch tausend und tausend geschichtliche Thatsachen beurkundeten Wahrheit liegt? Sie ist einfach. Trachte nicht nach Würden und Ehren unter den Menschen; hat dich aber Gott irgendwie emporgehoben, so laß dich nicht von der Hoffart verblenden, als wenn du das, was du bist, durch dich selbst geworden seiest. „Was hast du, o Mensch, — sagt der Apostel — was du nicht empfangen hast: wenn du aber Alles empfangen hast, was rühmst du dich, als hättest du Nichts empfangen?" Wandle, trotz der Ehren, die von der

Welt dir erzeigt werden, dennoch in Demuth vor dem Herrn; denn nur dem Demüthigen gibt Gott seine Gnade, dem Hoffärtigen widersteht er. „Die Hoffart ist der Anfang aller Sünde; wer darin verharret, wird mit Fluch überhäuft und zuletzt gestürzt.“ (Eccli. 10.)

XIII.

Die Beicht — eine Anstalt der göttlichen Weisheit.

Wollte im Alten Bunde ein Aussätziger von seinen Mitmenschen für rein erkannt werden, so mußte er sich den Priestern zeigen, damit diese vorerst die Reinerklärung über ihn aussprachen. Willst du von dem Aussatze der Seele d. i. von der Sünde geheilt sein und die Reinheit deines Herzens vor Gott wieder gewinnen, so mußt du gleichfalls dem Priester dich zeigen, du mußt den Zustand deines inneren Lebens ihm offenbaren, du mußt ihm beichten.

Beichten — ein tröstliches, ein erhebendes Wort für denjenigen, der entschlossen ist, den schlüpfrigen Wegen der Sünde zu entsagen und fortan auf dem beglückenden Pfade der Tugend zu wandeln; ein Rettungsanker für Jeden, der, auf dem stürmischen Meere der Leidenschaften umhergeschleudert, nach dem wahren und bleibenden Frieden sich sehnt, der nur in Gott zu finden ist; beichten, ein widriges, ein erschreckendes Wort für Jenen, der sich die Sünde zur Freundin erwählt hat und von ihr nicht lassen will, dessen Sinnen und Trachten nur nach den Genüssen, Ehren und Gütern dieser Welt geht, der an höheren Dingen, an Dingen, die über dieser armseligen, vergänglichen Erde liegen, keine Lust und Freude hat.

Dennoch muß Jeder von uns, welchem es möglich ist, beichten, er muß aufrichtig und reumüthig beichten, wenn er von Sünden rein werden, zur Anschauung Gottes, zur ewigen Seligkeit gelangen will. Das hat die katholische Kirche zu allen Zeiten geglaubt und gelehrt, und daran wird sie festhalten bis zum Ende der Tage. — Oder möchte vielleicht Einer meinen, die Beicht sei nicht von Christus angeordnet und von den Aposteln verkündet worden? Nun, der sage uns, in welcher Zeit denn sie aufgekommen ist? —

Die Gegner der Beicht haben sich schon eine unendliche Mühe gegeben, um irgend einen Papst oder sonst Jemanden in der Geschichte ausfindig zu machen, der die Beicht in den katholischen Katechismus eingeschwärzt habe, aber bis auf den heutigen Tag haben sie vergebens nach einem derartigen Manne gesucht und werden uns auch in aller Zukunft keinen bezeichnen können. Sonderbar! die Namen der Irrlehrer, die im Laufe der Jahrhunderte auftraten, sind uns alle bekannt; wir wissen, wann sie gelebt, wir kennen die falschen, irrthümlichen Lehren, die sie ausgestreut haben. Das Alles hat uns die Geschichte aufbewahrt, obwohl diese Irrlehren der sinnlichen, sündigen Natur des Menschen keineswegs widerstrebten, ja die meisten derselben ihr sogar schmeichelten; und wie? die Einführung der Beicht, die Vielen so lästig und beschwerlich fällt, sollte man so ruhig, so geduldig hingenommen haben, daß man sogar die Zeit vergaß, in der sie eingeführt wurde und den Namen Dessen, der zuerst den Christen sie zu einer der Grundbedingnisse der Sündenvergebung machte?

Geliebte Leser! Entweder ist die Beicht von Christus dem Herrn angeordnet, oder sie hat nimmermehr eine verbindende Kraft für uns. Ist sie aber von Christus eingesetzt, so muß sie schon zu den Zeiten der Apostel bestanden haben und kann sich nicht erst von gestern oder heute datiren.

Und so ist es auch! Die Beicht ist wirklich eine Satzung Christi, des menschgewordenen Gottessohnes. Sie ist keine Menschenerfindung, wie der Un- und Irrglaube zwar oft behauptet haben, aber niemals beweisen konnten.

Ich sage noch mehr: **Die Beicht ist eine Anstalt der göttlichen Weisheit**, und dies will ich zu beweisen suchen.

Daß die Beicht eine Anstalt der göttlichen Weisheit sei, zeigt sich:

1) darin, **daß sie dem Menschen Veranlassung wird zu einer gründlichen Kenntniß seiner selbst und damit zur Lebensbesserung.**

Weise Männer der Vorzeit, denen das Licht des Evangeliums noch nicht leuchtete, haben bereits behauptet, daß der Mensch, der es in der Tugend und Vollkommenheit vorwärts bringen wolle, sich zuerst selbst kennen lernen müsse. Ueber der Pforte des Apollo-Tempels zu Delphi in Griechenland

waren die Worte zu lesen: „Kenne dich selbst“ und man hielt dafür, diese Inschrift sei vom Himmel gekommen. Im Christenthume wird die Selbstkenntniß noch viel dringender gefordert. „Würden wir uns selbst richten, — mahnt der Apostel — so würden wir nicht gerichtet werden.“ (1. Corinth. 11, 31.) Die Heiligen der Kirche und Alle, die im christlichen Leben, in der Heiligung ihrer selbst, Fortschritte gemacht haben, empfehlen die Selbstkenntniß auf das Angelegentlichste. „Was hilft es dir, — sagt der heilige Bernhard — wenn du die ganze Welt gewinnst und dich selbst verlierst? Was hilft es dir, als ein Weiser zu gelten, wenn deiner Weisheit das fehlt, daß du für dich weise bist? Wüßtest du auch alle Geheimnisse, känntest du die Weite der Erde, die Höhe des Himmels, die Tiefe des Meeres, und känntest du dich selbst nicht, so wärest du einem Menschen gleich, der ohne Fundament baut, und somit nicht einen Bau aufführt, sondern eine Ruine herrichtet.“ (St. Bernard. de considerat.) Die Selbstkenntniß zerstört die gefährlichste Seelenkrankheit des Menschen — den Stolz. Blicket fleißig und aufmerksam in euch, durchforschet sorgfältig die Beschaffenheit eures Innern, und ihr werdet der Fehler und Mängel, der Sünden und Unvollkommenheiten die Menge in euch finden. Diese Erkenntniß aber wird sicherlich den Gedanken nicht in uns aufkommen lassen, als sei es etwas Besonderes, etwas Großes mit uns; im Gegentheile — wir werden einen gerechten Abscheu vor uns selbst fassen, mit allem Eifer es uns angelegen sein lassen, besser und Gott wohlgefälliger zu werden. — Nicht minder führt die Selbstkenntniß den Menschen auf die Ursachen seiner Seelenkrankheiten, und gleichwie eine leibliche Krankheit leichter zu heilen ist, wenn man einmal den Grund ihrer Entstehung und den Ausgangspunkt derselben entdeckt hat, so sind auch die Seelenkrankheiten leichter zu beseitigen, wenn erst ihre Wurzeln gehörig erkannt sind. Durch fleißiges Nachdenken über seine Fehler erlangte der heilige Franz von Sales, der von Natur sehr heftig und zum Zorne geneigt war, jene bewunderungswürdige Sanftmuth im Umgange mit Anderen, jene unvergleichliche Liebenswürdigkeit und Milde in seinem ganzen Wesen, wodurch er Tausende und Tausende der Wahrheit und der Tugend abtrünnige, auf den Wegen des Irrglaubens und der Sünde

umherirrende Seelen wieder zu Gott zurückführte. Christen, denen es ernstlich darum zu thun ist, ihr Heil zu wirken und sich der Seligkeit des Himmels würdig zu machen, widmen darum täglich der Erkenntniß ihrer selbst oder — um einen geläufigeren Ausdruck zu gebrauchen — der Erforschung ihres Gewissens einige Zeit. Die Meisten kümmern sich freilich wenig oder gar nicht darum. Sie wissen wohl, daß sie im Interesse ihres ewigen Heils es nicht vernachlässigen sollten, sich selbst immer mehr kennen zu lernen; es ist ihnen das oft schon und bei verschiedenen Gelegenheiten an's Herz gelegt worden, aber in ihrem Leichtsinne, im Getümmel des Weltlebens, unter den Lockungen der sinnlichen Vergnügungen und Lüste, im Haschen und Jagen nach irdischem Besitz und eitler Ehre oder in hindämmernder Trägheit beachten sie das nicht, vergessen darauf, und das bedeutungsvolle Wort: „Kenne dich selbst“ macht ihnen keine Sorge. — Da schreckt sie plötzlich die Beicht auf und bringt sie zu sich selber. „Du mußt beichten,“ heißt es. Dem will man sich doch nicht entziehen, das will man doch nicht aufgeben, um nicht auch noch dieses Kennzeichens eines katholischen Christen — das wahrhaftig eines der letzten ist — sich zu entäußern. Die Beicht aber, wenn sie gültig sein soll, verlangt vor Allem eine sorgsame genaue Kenntnißnahme des eigenen Seelenzustandes, eine unparteiische, gründliche Erforschung des Gewissens; denn beichten und in Folge nachlässiger, oberflächlicher Gewissenserforschung eine schwere Sünde nicht bekennen, heißt: unwürdig beichten, das heilige Bußsakrament freventlich entweihen, und zu den alten Sünden sich noch einer neuen, schweren Sünde schuldig machen. Wer aber möchte eine so furchtbare, entsetzliche Schuld sich auf die Seele laden? — So hält die Beicht Viele zur Gewissenserforschung, zur Selbstkenntniß an, die außerdem vielleicht nie daran denken würden; und wer zählt Diejenigen alle, die auf diese Weise, nachdem sie ihre Verirrungen und Sünden erkannt hatten, mit Gottes Gnade und auf das ermunternde Wort eines liebevollen Beichtvaters ihr vergangenes Leben von Herzen bereut, den Weg der Sünde für immer verlassen haben und in die Freundschaft Gottes zurückgekehrt sind?

2) Bietet die Beicht die geeignetste Gelegenheit, um sich über die eigenen religiösen und sitt-

lichen Angelegenheiten mit Jemand zu berathen, sich Aufklärung und Belehrung hierüber zu verschaffen.

Es müßte Einer ein recht hoffärtiger, bemitleidenswerther Mensch sein, wenn er der Meinung wäre, er könne nicht irren und fehlen, er sei unfehlbar. Wie viele Fehler aber in weltlichen, wie in geistlichen Dingen würden nicht gemacht werden, wenn die Menschen, bevor sie etwas von Belang ausführten, erst bei verständigen, unterrichteten und erfahrenen Leuten sich Raths erholten. Es ist ein Zeichen tiefgewurzelten Stolzes, Alles auf eigene Einsicht hin thun zu wollen, da es doch Gottes ausdrücklicher Wille ist, daß Menschen durch Menschen belehrt und geleitet werden. Der heilige Geist spricht sich hierüber vielfältig aus. „Wenn du der Lehre der Weisheit Gehör gibst — heißt es u. A. im Buche Sirach — wirst du Belehrung erhalten; wenn du gerne hörst, wirst du weise werden. Halte dich zu der Gesellschaft der klugen Alten, und ergib dich vom Herzen ihrer Weisheit, damit du Alles hören mögest, was von Gott geredet wird, und die löblichen Sprüche dir nicht entgehen. Siehest du einen Weisen, so mache dich früh auf zu ihm, und dein Fuß betrete oft die Schwelle seiner Thüre.“ So sandte Gott den Paulus, der schon bekehrt war, und ausrief: „Herr, was willst Du, daß ich thun soll?“ an den Ananias, und sprach zu ihm: „Steh' auf und geh' in die Stadt, da wird dir gesagt werden, was du thun sollst.“ — Alle Künste und Wissenschaften, die durch menschlichen Scharfsinn erfunden wurden, und nur für das zeitliche Leben Vortheil bringen, können, obgleich man Alles hiebei mit den Händen greifen und mit dem Verstande durchschauen kann, dennoch nicht ohne den Unterricht eines Meisters recht gelernt werden. Welche Thorheit wäre es darum, zu glauben, daß die Kunst und Wissenschaft des geistlichen Lebens allein keines Lehrers bedürfe, da doch Unsichtbares und Verborgenes ihr Gegenstand ist, da man hier erst mit dem reinsten Herzen einen völligen Durchblick gewinnt, und ein Irrthum nicht zeitlichen, meist leicht zu verbessernden Nachtheil verursacht, sondern die Seele auf Ewig in's Verderben stürzen kann. „Es ist höchst lächerlich — sagt der heilige Isidor von Pelusium — wenn wir, um einen Lehrmeister in ganz gewöhnlichen mechanischen Dingen zu bekommen, dahin

und dorthin laufen; die göttliche Weisheit dagegen als etwas Geringes und Unachtbares aus uns selbst lernen wollen."

Die beste und sicherste Gelegenheit aber, in geistlichen Angelegenheiten Belehrung und Rath sich zu verschaffen, ist die Beicht; zumal da in dem Beichtstuhle alle irdischen Rücksichten wegfallen, die sonst Einen abhalten können, das Innerste seines Herzens zu offenbaren. Du findest da an dem Beichtvater einen Mann, der mit den Lehren der Religion, den Geboten und Vorschriften des Christenthums wohl bekannt ist, einen Mann, der vielfache Versuchungen und Kämpfe im Ringen nach Vollkommenheit selbst schon bestanden, und in diesem Stücke aus Büchern und den Erlebnissen Anderer mit den nöthigen Erfahrungen sich bereichert hat. Derselbe ist darum völlig im Stande, in etwaigen Zweifeln über die Wahrheiten der Religion dich aufzuklären, die Wurzeln deiner Verirrungen dir aufzudecken, auf die verschiedenen Gefahren und Abwege des Heils dich aufmerksam zu machen, und erprobte Mittel zur Lebensbesserung dir an die Hand zu geben. Du findest ferner im Beichtstuhle einen Mann, der über Alles, was du ihm gebeichtet, das tiefste und unverbrüchlichste Stillschweigen beobachten, die Geheimnisse deines Innern, die du ihm geoffenbaret hast, mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken, und dich außer dem Beichtstuhle so behandeln muß, als wenn du ihm gar nicht gebeichtet hättest. Du findest einen Mann, mit welchem du, eben weil er aus der Beicht Nichts veröffentlichen darf, Gottes Stellvertreter ist und nicht deine Person ansieht, über die schwersten Vergehungen, über die gröbsten Verbrechen deines Lebens und über sonst völlig geheim gehaltene Verhältnisse ungescheut sprechen kannst, ohne von jener natürlichen Scham und zurückhaltenden Beklommenheit beängstigt zu werden, die bei derlei Unterredungen außer dem Beichtstuhle nothwendiger Weise sich einstellen müssen. — Der Prediger darf auf der Kanzel Vieles nicht erörtern, um nicht den schwachen oder unschuldigen Seelen zum Anstoß zu sein, ihnen Aergerniß zu geben. Der Beichtvater kann das bei gewissen Verhältnissen ohne Bedenken. Nicht genug. Wie wäre der Seelsorger im Stande, auf der Kanzel die Glaubenszweifel von diesem oder jenem seiner Pfarrkinder zu lösen, deren Versuchungen, Kämpfe und Gefahren zu besprechen, da er sie im Einzelnen gar nicht einmal kennt; wie

kann er in seinen Predigten Jeden in geeigneter Rücksicht auf Alter, Geschlecht, Bildung, Einsicht u. s. w. die Wege der Tugend führen? Der Prediger kann in der Regel nur zu Allen und für Alle sprechen; gilt es aber, die Bedürfnisse des Einzelnen in Belehrung und Unterweisung, in Warnung und Tröstung zu befriedigen, dann gibt es keine geeignetere Stätte, als den Beichtstuhl.

3) Veranlaßt und fördert die Beicht die Aufhebung vieler Feindschaften. Die Lehre des Evangeliums verlangt, daß Jeder seinen Mitmenschen ohne Ausnahme lieben solle. Es ist unsere Pflicht, nicht blos Diejenigen zu lieben, die uns lieben, sondern auch unsere Feinde. Seine grimmigsten Verfolger und Peiniger hat der Stifter unserer heiligen Religion, Christus der Herr, geliebt; auch für sie hat Er geblutet; auch für sie ist Er gestorben. Liebe zu Allen, Freund und Feind, ist das große Gebot des Christenthums; ein Hauptförderungsmittel dieser Liebe aber ist die Beicht. Nicht selten schon haben Christen lange Zeit hindurch mit ihren Nebenmenschen in arger, racheglühender Feindschaft gelebt, und Manche von ihnen hätten sich vielleicht erst nach Jahren, vielleicht nie ausgesöhnt — da ist es durch die Beicht geschehen. Man hat den traurigen, haßerfüllten Zustand seiner Seele dem Beichtvater geoffenbart; der Beichtvater hat zur Eintracht, zum Frieden ermahnt; er hat gewarnt, gedroht, denn er darf um seines Amtes und Gewissens willen Keinen lossprechen, der nicht den entschiedenen und festen Willen hat, die Feindschaft mit seinem Nächsten aufzugeben, ihn nach Jesu Lehre zu lieben; und so ist Mancher von seinem Trotz und seiner Bosheit abgestanden, ist aus dem Beichtstuhl nach Hause gegangen und hat versöhnlichen Sinnes seinen beleidigten Gegner um Verzeihung gebeten. Ja, wüßten Diejenigen, welche die Beicht nicht kennen und darum sie schmähen, was dieselbe schon zur Herstellung des guten Einvernehmens nicht blos unter Einzelnen, sondern unter ganzen Familien und Ortschaften gewirkt hat, hätten sie nur einmal gesehen, wie Sterbende, die eben gebeichtet, mit Thränen der Reue im Auge ihre Hände Denen zur Versöhnung reichten, die sie in gesunden Tagen viel gehaßt und gekränkt hatten, und so getröstet in die Ewigkeit gingen, sie würden erstaunt und beschämt bekennen: „Wahrlich, die

Beicht ist doch etwas Besseres, als wir dachten; sie ist eine Werkstätte der Eintracht, ein Quell des Friedens!"

4) Die Beicht ist eine Wächterin fremden Eigenthums und fremder Ehre. Keiner hat das Recht, von dem Eigenthum des Nebenmenschen etwas zu nehmen, wenn dieser vernünftiger Weise entgegen ist. Das Eigenthum ist heilig. Dieser Satz enthält eine Grundbedingniß der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung. Wo die Sicherheit des Eigenthums aufhört, da ist der Fleiß der arbeitenden Hände gelähmt, denn für Diebe und Räuber mag Niemand arbeiten, der Verdienst mindert sich oder hört ganz und gar auf, die Nahrungsquellen der Besitzenden versiegen, Treue und Glauben schwinden, Angst und Sorge lagern sich über Städte und Dörfer, Mord und Todtschlag kommen an die Tagesordnung. Nicht umsonst hat darum Gott schon im alten Testamente die Unverletzlichkeit des Besitzes dem Volke Israel so sehr eingeschärft, indem Er in den zehn Geboten sogar zwei darauf bezügliche gegeben, das siebente und zehnte, und nicht blos den Diebstahl, sondern selbst die Begierde nach dem fremden Gute verboten hat. Das Nämliche gilt auch noch im neuen Testamente, und es haben deßhalb geistliche und weltliche Obrigkeiten von jeher mit der größten Strenge die Verletzung fremden Besitzes geahndet. — Das wirksamste Mittel aber in der Hand der Kirche, das fremde Gut zu schützen, ist die Beicht. Es kann Derjenige vom Beichtvater nicht absolvirt werden, der den Vorsatz vor ihm kund werden läßt, sich an des Nächsten Eigenthum zu vergreifen und diesen Vorsatz nicht aufgibt, und hinwiederum erlangt auch Derjenige die Absolution nicht, der, wenn er sich anklagt, einem Anderen Etwas entfremdet zu haben, nicht entschieden erklärt, den zugefügten Schaden, so weit er nur immer kann, wieder gut machen zu wollen. Viele werden schon durch den Gedanken, es beichten zu müssen, abgeschreckt, an dem fremden Eigenthum sich zu versündigen, und wer weiß nicht, daß Priester oft schon beträchtliche Summen, die gestohlen oder geraubt worden waren, manchmal mehrere Tausende, von Beichtenden erhielten, um sie mit Verschweigung des Namens den rechtmäßigen Eigenthümern zurückzugeben? Wer hat nicht schon von den zahlreichen und namhaften Rückerstattungen gehört, die in Folge der bei den Volksmissionen abgelegten Beichten Statt hatten? —

Nicht minder heilig, als das Eigenthum, ist die Ehre. Die Ehre ist die gute Meinung, die Andere von uns haben und an den Tag legen. Sie ist unumgänglich nothwendig, um mit Erfolg Etwas in der Welt wirken zu können. Nichts ist aber zarter, nichts leichter verletzt, als die Ehre; denn die meisten Menschen sind ohnedieß immer mehr geneigt, Schlimmes, als Gutes von dem Nächsten zu glauben. Ein Schandfleck ist leicht Einem angehängt, wird aber nicht eben so leicht wieder abgewischt. — Darum erweist sich die Beicht auch hier als eine höchst weise Anstalt Gottes. Sie duldet nicht, daß man dem Nächsten die Ehre nehme; duldet nicht, daß man seine Fehler unnöthiger Weise bekannt mache; sie duldet noch weniger, daß man Jemanden verläumde, d. i. ihm mehr nachrede, als wahr ist, auf ihn lüge. Nicht genug. Sie verlangt von dem Ehrabschneider, daß er Alles aufbiete, um die geraubte Ehre möglichst zu ersetzen und gibt ihm die Mittel und Wege dazu an; sie verlangt unter Umständen von dem Verleumder, d. h. von Einem, der Unwahres ausgesagt hat, daß er seine Verleumdung widerrufe. Denn nur so kann er die schlechte Meinung, die er in Andern erzeugt hat, vernichten. Der Verleumder ist schuldig, wenn er die Verzeihung seiner Sünden erlangen will, die Ehre des Unschuldigen zu retten, mag es ihm auch noch so hart fallen und die schwersten Opfer kosten.

5) Hält die Beicht den Menschen von der nächsten Gelegenheit zur Sünde zurück. Ach, wie viele Sünden würden nicht begangen worden sein, wie viel Kummer und Sorge, Angst und Schmerz, Elend und Noth würden sofort Manche sich erspart haben, wenn sie die nächste Gelegenheit zur Sünde gemieden hätten! Der Beichtende kann darum die Absolution nicht erhalten, wenn er nicht dem Beichtvater ernstlich verspricht, die nächste Gelegenheit zur Sünde nach Kräften zu fliehen, den Ort nicht mehr zu betreten, an welchem er schon öfter gefallen, und den Umgang mit jenen Personen aufzugeben, die ihm Anlaß zur Sünde geworden sind.

6) Die Beicht erleichtert und tröstet das Herz des Menschen. Die Sünde ist jederzeit eine Last auf der Seele; ihr Joch ist hart und schwer; nur das Joch Christi ist süß und seine Bürde ist leicht. Wer sich rein von der Sünde weiß, dem ist's wohl im Innern, selbst wenn Centner-

steine irdischer Sorgen ihn drücken. Wie der Fels im Meere, so steht er ruhig, fest und unerschrocken da, auch wenn die Wellen des Unglücks mit Macht über ihm zusammenschlagen und die Stürme der Noth und Drangsal ihn umbrausen. Demjenigen aber, der sich der Sünde ergeben und von ihren Ketten umstrickt ist, liegt es immerfort wie ein Gewichtstein auf dem Herzen, der ihn ängstiget und nicht ruhen läßt. Die Sünde verfolgt ihn wie ein böser Geist, er mag stehen und gehen, wo er will; er mag sich in die Einöde begeben oder im Gewühle der Menschen sich herumtreiben; er mag in Purpur und Seide, oder in einen zerrissenen Bettlerrock gekleidet sein. — Wie aber dieser Last sich entledigen? Wie das unruhig gewordene Herz zur Ruhe bringen? Läßt sich das mit einem strengen, gebieterischen Worte thun? Wahrlich nicht. Fürsten und Könige haben ein mächtiges Wort, aber ein böses Gewissen vermögen sie damit nicht einmal in sich selber, geschweige in Anderen zu beschwichtigen. Die Sündenschuld vergessen? Das geht auch nicht an; vielleicht auf eine kurze Zeit, aber nicht für immer. Bei üppigen Mahlzeiten den Mahnruf des Inneren ersticken oder bei lärmenden Trinkgelagen ihn ersäufen? Das will sich noch weniger machen; es sind dieß nur neue Sünden, so zu sagen nur neue Windstöße, welche die lodernde Flamme der Gewissensqual noch mehr anfachen. Vernehmet ein anderes Mittel, theure Leser, vernehmet ein Mittel, durch welches allein das schuldbeladene Herz des Menschen zur Ruhe zu bringen ist. Und welches ist dieses? Das offene und reumüthige Bekenntniß im Beichtstuhle. Nur auf diese Weise kömmt Trost und Friede in die sündbewußte Seele. Der Kirchenlehrer Origenes bedient sich hier eines, wenngleich nicht sehr zarten, doch treffenden Gleichnisses. „Wir sollen unsere Sünden nicht innerlich verdeckt halten — sagt er —; denn sowie ein Mensch, dessen Magen mit einer unverdaulichen Speise überladen ist, sich von der Unbehaglichkeit erleichtert fühlt, sobald er durch Erbrechen jener Speisen sich entlediget hat, ebenso ist der Sünder, der seine Fehler in sich verschließt und verbirgt, innerlich von dem Unrathe seiner Sünden gepreßt und gedrückt. Wird er aber sein eigener Ankläger und beichtet seinen Zustand, so entlediget er sich mit der Sünde zugleich des Stoffes seiner innerlichen Krankheit.“ Diese Worte verrathen eine tiefe Kenntniß des menschlichen

Herzens. Saget selbst: Wer aus euch hat je schon offen und reumüthig gebeichtet und nicht einen großen Frieden des Inneren aus dem Beichtstuhle mit hinweggenommen, den er nicht hatte, als er mit Sünden belastet in denselben trat, einen Frieden, den der Mensch sich nicht selbst geben kann, sondern der eine Gabe aus der anderen Welt, eine Gabe Gottes ist? Wer hat je schon würdig gebeichtet, und nicht nach dem Bekenntniß seiner Sünden empfunden, was der Herr mit jenen Worten sagen wollte, die Er einst zu seinen Jüngern sprach: „Den Frieden hinterlasse ich Euch. Meinen Frieden gebe ich Euch. Nicht, wie die Welt, gebe ich ihn Euch." (Joh. 14, 27.)

Sieh' das Schiff, auf welchem der Prophet Jonas dem Angesichte des Herrn entfliehen will. Es erhebt sich ein mächtiger Sturm; das Schiff wird von Wind und Wellen umhergeschleudert — schon ist es in Gefahr, zu Grunde zu gehen. Die Schiffleute kommen in ihrer Angst auf den Gedanken, es müsse ein großer Verbrecher unter ihnen sein, um dessentwillen sie dieß Unglück treffe. Sie werfen zu dessen Ermittlung das Loos; es fällt auf den Jonas. Jonas wird in's Meer geworfen, und — der Sturm schweigt, die Gewässer sind ruhig. — Die Sünde ist ein Jonas im Herzen des Menschen. Es stürmt und tobt in demselben und ist unruhig, so lange die Sünde noch allda ihren Wohnsitz hat. Nur dann erst kehrt die Ruhe wieder, wenn dieser Jonas, d. i. die Sünde, durch den Mund im Bekenntnisse aus dem Herzen gestoßen und in das Sühnwasser der Bußthränen geschleudert ist.

Haben wir Jemand schwer beleidigt, so weicht der Friede aus uns. Und wodurch gewinnen wir diesen wieder? Etwa dadurch, daß wir Demjenigen, den wir beleidiget, trotzig aus dem Wege gehen, seine Gegenwart fliehen, oder dadurch, daß wir zu ihm hintreten und sprechen: „Freund, ich habe dir Unrecht gethan; ich sehe es ein; ich bereue es; komm, reich' mir die Hand und verzeihe mir!" Sicherlich nur auf die letztgenannte Weise. Oder hat schon Jemand aus euch, geliebte Leser, Einem, dem er irgendwie zu viel gethan hatte, offen seinen Fehler bekannt, und nach diesem Geständnisse nicht eine heilige Freude in seinem Herzen empfunden? — Und wird nicht auch jeder nur einigermassen edel gesinnte Mensch willig verzeihen, wenn sein Beleidiger also sich ihm

nähert? So verzeiht uns auch Gott gerne, wenn wir die Beleidigungen, die wir Ihm durch unsere Sünden zugefügt haben, in der Beicht aufrichtig eingestehen, und das Bekenntniß unserer Missethaten vor dem Priester, seinem Stellvertreter, macht uns die Brust leicht und froh.

Man kennt wahrlich das menschliche Herz nicht, wenn man die Beicht eine Gewissenspein und nicht vielmehr eine Gewissenserleichterung, einen Gewissenstrost nennt. Jeder Schmerz wird gelindert oder gar gehoben, wenn wir ihn einem Anderen klagen können. Der Schmerz der Sünde aber in einer Menschenseele ist größer, als irgend ein anderer und muß größer sein, weil man durch die Sünde das höchste Gut, d. i. Gott, beleidigt hat. Daher auch das unabweisbare Bedürfniß eines reuevollen Sünders nach einem aufrichtigen Bekenntniß. Mehr denn einmal schon haben eingekerkerte Verbrecher urplötzlich ein Verhör vor dem Richter verlangt. Warum? Sie sagten, sie hätten Tag und Nacht keine Ruhe, bis sie sich ihrer Gewissenslast entlediget hätten. Sie suchten und fanden Ruhe; und worin? In dem Geständnisse ihrer Verbrechen und in einer sofortigen aufrichtigen und reumüthigen Beicht. „Ich war — so sprach ein gewisser Peter Maßner von Gams, der im Jahre 1843 wegen eines Mordes an seinem Schwiegersohn in St. Gallen hingerichtet wurde, zu seinem Beichtvater Pfarrer Greith daselbst — ich war gleich nach der That unaussprechlich unglücklich und schwer beängstiget. Wie glücklich lebt man, wenn man auch arm ist — wenn man nur ein reines Gewissen hat. Ich konnte nach der That weder Schlaf noch Ruhe finden; erst, als ich den Mord eingestanden und gebeichtet hatte, wurde es wieder ruhiger in mir, erst dann konnte ich wieder beten."

Dieß sind die hauptsächlichsten Gründe, um derentwillen wir die Beicht als eine Anstalt der göttlichen Weisheit bezeichnen müssen. Kann es euch nun befremden, wenn einsichtsvollere und wohlmeinendere Männer sogar unter den Irrgläubigen bisweilen von heiliger Bewunderung für dieselbe erfüllt wurden und keinen sehnlicheren Wunsch kannten, als daß die Beicht unter ihren Glaubensgenossen wieder eingeführt werden möchte? „Man kann nicht läugnen — sagt Einer der edelsten Weisen und größten Denker der protestantischen Con=

fession — daß die Anstalt der Beicht der göttlichen Weisheit vollkommen würdig sei; und gewiß gibt es in der christlichen Religion nichts Herrlicheres und Preiswürdigeres. Selbst die Chinesen und Japanesen wurden von Bewunderung darüber ergriffen. Gewiß hält die Nothwendigkeit der Beicht eine große Zahl Menschen vom Sündigen ab, und vorzüglich solche, die noch nicht verhärtet sind. Eben so gewährt sie den Gefallenen den höchsten Trost. Darum betrachte ich einen frommen, würdigen und klugen Beichtvater als ein großes Werkzeug zum Heile der Seelen in der Hand Gottes. Denn sein Rath dient dazu, unsere Neigungen zu lenken, uns über unsere Mängel zu belehren, uns die Gelegenheiten zur Sünde vermeiden zu machen, uns zur Rückgabe des Entwendeten zu bewegen, gegebenes Aergerniß wieder gut zu machen, Zweifel zu heben, die Niedergeschlagenen wieder aufzurichten, überhaupt alle Krankheiten der Seele zu heilen oder zu mildern. Und wenn man kaum etwas Herrlicheres auf der Welt finden kann, als einen treuen Freund, wie groß ist erst das Glück, einen solchen zu finden, der durch die unverletzliche Heiligkeit eines Sakramentes verbunden ist, treuen Glauben zu halten und den Seelen beizuspringen?" *)

Theure Leser! ihr seid Mitglieder der heiligen, katholischen Kirche, in welcher die Beicht nicht ein frommer Wunsch ist, sondern in der sie seit den Tagen unseres Herrn und Heilandes besteht. Danket darum Gott aus ganzem Herzen, daß Er in seiner unendlichen Liebe und Barmherzigkeit der segenvollen und heilbringenden Anstalt der heiligen Beicht euch theilhaft gemacht hat, und suchet diesen euren Dank vornehmlich dadurch kund zu geben, daß ihr euch oft den Priestern der Kirche nähert, um zu beichten. Seid fest überzeugt, daß ihr gerade auf diese Weise immer größere Fortschritte in der Kenntniß euerer selbst machen, desto leichter vor schweren Sünden, die uns den Himmel verschließen, bewahrt bleiben werdet. Ja, selbst auch der läßlichen Sünden, die immerhin den Frieden des Herzens stören und die Gnade schwächen, werden hiedurch in uns stets weniger werden. Wie könnte es auch sein, daß nach so oftmaliger und sorgsamer Selbstprüfung, die nothwendigerweise der Beicht vorangehen muß, nach so oft-

*) Leibnitz, Système de Theologie. p. 271. Paris 1819.

maliger Erwägung der Schändlichkeit und Abscheulichkeit der Sünde der Mensch noch Freude und Wohlgefallen an dieser haben sollte? — Beichtet indeß jederzeit so aufrichtig und reumüthig, so zerknirscht und vollständig, wie ihr einst vor dem Richterstuhle des allwissenden Gottes wünschen müßt, gebeichtet zu haben. Viele scheuen eine aufrichtige, vollständige Beicht; aber, o mein Gott, wie thöricht, wie bejammernswerth sind diese! Und warum? Sie nehmen Anstand, jetzt im Geheimen vor einem Priester sich anzuklagen, der obendrein ein sündiger Mensch ist, wie sie selbst und ihr Bekenntniß verschwiegen halten muß, und einst im Weltgerichte müssen sie ihre Sünden vor der ganzen Welt bekennen. Alle Menschen, Alle ohne Ausnahme, müssen einmal beichten, selbst Diejenigen, die jetzt Nichts von der Beicht wissen wollen, oder gar dieselbe schmähen und bekämpfen; sie müssen beichten, wenn der Herr kömmt, zu richten die Lebendigen und die Todten. Besser darum hier beichten, und für immer Verzeihung seiner Sünden erlangen, als dort beichten müssen und ewig verdammt werden, wovor uns die Liebe Gottes gnädigst bewahren wolle!

XIV.

Auch ein Beweis für die Wahrheit der katholischen Religion.

Lactantius, einer der ältesten Kirchenschriftsteller, († 330) hat ein Buch geschrieben, welches den Titel führt: „De morte persecutorum,“ d. h. von dem Ende der Christenverfolger. Sein Zweck dabei war, die Wahrheit der christlichen Religion und deren göttlichen Ursprung geschichtlich aus dem tragischen Ende aller Derjenigen nachzuweisen, welche die Kirche Christi verfolgt haben. Er liefert eine theilweis sehr ausführliche Beschreibung der Christenverfolgungen von Seite der römischen Kaiser: Nero, Domitian, Valerian; hält sich besonders bei denen der letzten Zeiten, des Diocletian und seiner Regierungsgenossen Galerius und Maxentius auf, und zeigt, wie Gottes strafende Gerechtigkeit sich allenthalben an ihnen geoffenbaret habe.

Wie jenen Wütherichen auf dem Kaiserthrone der heidnischen Römer, welche die Christen zu Tausend und Tausenden martern und hinschlachten ließen, ein trauriges Ende beschieden war, so ist merkwürdiger Weise bis auf den heutigen Tag noch Keiner eines ruhigen und glückseligen Todes gestorben, der die Kirche Christi verfolgt hat. Unter den vielen Beispielen hiefür wollen wir nur auf Eines derselben und zwar aus der neueren Zeit etwas ausführlicher hinweisen.

Zu den grausamsten Christenverfolgungen, die Gott in seiner unergründlichen Weisheit je zugelassen, gehört die durch den anamitischen König Minh-Menh, der im Jahre 1820 den Thron seiner Väter bestieg und mit Recht der „anamitische Nero" genannt wird. In jener Zeit zählte Anam, im Süden von Asien gelegen, nördlich an China angrenzend, bei 400,000 Gläubige. Minh-Menh war an sich schon ein grausamer Charakter. Nur Einen Beleg hiefür! Im Jahre 1833 brach eine Empörung im nördlichen Reiche aus. Alsbald begann er durch das Mordbeil des Scharfrichters alle Gefangenen, welche wegen des Aufruhrs in den Gefängnissen waren, niederzumetzeln, damit sie nicht etwa inmitten der Unordnung, die aus den revolutionären Kämpfen entstehen könnte, entfliehen möchten. Nebstdem war er noch den schändlichsten Lastern ergeben. Natürlich konnte er da das Aufblühen einer Religion nicht ertragen, die seinen schlechten Lebenswandel brandmarkte; daher seine Wuth gegen die Christen, die nachzuahmen er weder den Willen, noch die Kraft hatte. Indessen hielten den Tyrannen doch verschiedene Umstände zurück, gleich Anfangs mit der ganzen Macht seines Grimmes gegen die katholische Kirche hervorzutreten. Einzelne Hinrichtungen in den ersten Jahren seiner Regierung und die Verurtheilung von etwa 250 Bekennern zu Fesseln und Stockschlägen bildeten nur das Vorspiel zu den ungleich größeren Schrecken und Grausamkeiten, die noch kommen sollten. Der eigentliche Vertilgungskrieg gegen die Christen, wie Minh-Menh selbst ihn nannte, begann erst im Jahre 1833. Von diesem Zeitpunkte an ergehen unerbittliche Befehle an alle Statthalter; ein Preis wird auf das Haupt eines jeden Missionärs gesetzt. Die Todesstrafe wird gegen alle Diejenigen ausgesprochen, die ihren Glauben nicht abschwören wollen; Kreuze werden an alle Gassenecken gelegt, um von den Vorübergehenden mit Füßen

getreten zu werden; die sich dessen weigern, werden als Christen verhaftet; Spione durchziehen das Land, um wie Spürhunde den Aufenthalt der Priester zu erspähen und die nächtlichen Zusammenkünfte der Christen zu belauschen. Die Armee hat keine andere Bestimmung mehr, als armen Vertriebenen nachzujagen. Jeden Morgen wird ein Dorf aus dem Schlafe geweckt durch den fürchterlichen Lärm des Tam-Tam, eines kriegerischen Instrumentes, das die Gegenwart der Soldaten, die während der Nacht jenes umlagert hatten, ankündet. Dann beginnt das Suchen und Stöbern in den Häusern; sie werden durchwühlt und verwüstet. Kann man eine geächtete Person entdecken, oder irgend eines verdächtigen Gegenstandes habhaft werden, so artet das Treiben der wilden Horde in eine förmliche Verheerung aus; die frommen Verhehler werden mit Ketten beladen, die übrigen Bewohner gebrandschatzt und mit Stockschlägen mißhandelt; dann begibt sich der Zug mit dem unschuldigen Schlachtopfer im Triumphe in das Gerichtshaus, das nichts Anderes ist, als der Vorsaal zum Blutgerüste.

Die Rache Gottes für diese Gräuelthaten ließ aber nicht lange auf sich warten. Selbst das heidnische Volk, durch so vieles ungerechtes Blutvergießen aufgebracht, kam zur Einsicht und beschuldigte den König der Plagen, mit denen das Land in der furchtbarsten Weise heimgesucht wurde. Noch nie haben wohl so viele Trübsale auf einmal eine unglückliche Gegend getroffen. Man möchte glauben, alle Leiden und alles Elend hätten nur die Veröffentlichung der Verfolgungs-Edicte von Seite dieses blutgierigen Fürsten erwartet, um in Masse über dessen Reich hereinzubrechen. Zu einer sechsjährigen Hungersnoth, die überall großen Jammer verursachte, gesellen sich das Nervenfieber und die Cholera, die in jedem Hause dem Tode Opfer zuführen. Die Chinesen überfallen das Land im Norden; der König von Siam greift es im Westen an, und eine Seeräuberflotte verheert es im Süden. Orkane von unerhörter Heftigkeit verdoppeln die allgemeine Trauer. Von einem unwiderstehlichen Sturmwinde getrieben, übersteigt das Meer seine Schranken, zerschmettert auf einmal über dreihundert Schiffe an der Küste, überschwemmt weit und breit die Felder, zernichtet die Ernte und läßt bei seinem Abzuge dreißigtausend Leichen zurück. Die so hart gezüchtigte Provinz war gerade diejenige, in welcher das Blut

der Christen am häufigsten geflossen war. Dreihundert Soldaten gingen daselbst zu Grunde. Da sie eben damit beschäftigt waren, die Christen aufzusuchen, so trugen sie, ohne es zu wollen, zur Rettung Derjenigen bei, welche sie verfolgten; denn bei ihrer Ankunft hatten sich die Neubekehrten in die Berge geflüchtet und entkamen fast alle der Wuth der Meereswellen.

Was aber diesen Plagen ganz besonders den Charakter einer Strafe Gottes gab, war der Umstand, daß die grimmigsten Verfolger am schrecklichsten getroffen wurden und alle eines elenden Todes starben. Einer derselben, der Liebling des Minh-Menh, wurde von unerträglichen Schmerzen ergriffen in dem Augenblicke, in welchem er die Christen durch Drohungen zu schrecken und abfällig zu machen suchte; er mußte den Richterstuhl verlassen, um in das Grab hinabzusteigen. Der Vicekönig Trinh-Quang-Khanh, der Schlächter der Missionäre genannt, wurde endlich selbst in den Kerker geworfen, wohin er so viele Martyrer gestoßen hatte. Der Oberrichter, der mit dem dienstfertigsten Eifer die Christen überall aufsuchen und peinigen ließ, wurde dazu verurtheilt, lebendig geschunden und mitten am Leibe durchsägt zu werden. Er selbst sah sein Unglück als eine Rache des Himmels an. In dem finsteren Kerker, wo er unter der Last einer hundertvierzigpfündigen Kette schmachtete, war er so fest überzeugt, das Blut der Christen falle auf sein Haupt zurück, daß er die Gläubigen oft fragte, welchen der verklärten Martyrer sie für den mächtigsten bei Gott hielten, damit er ihn durch Opfer besänftigen und durch dessen Fürbitte die Befreiung von den vielen Uebeln, welche ihn getroffen, erhalten könne. — Andere ertranken oder verbrannten bei einem in die Luft gesprengten Pulverhause, wieder Andere kamen auf eine andere jämmerliche Weise um's Leben. Auch der Bruder des Königs ward durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft und mußte so von den unaufhörlichen Spöttereien ablassen, mit denen er die Religion der Christen beschimpfte. Fast gleichzeitig starben die beiden ältesten Söhne des Königs dahin.

Das Leben des Königs selbst blieb zwar vorläufig noch verschont; indeß dienten ihm die Schrecken und die blutigen Gesichte, womit seine Einbildungskraft gequält wurde, genugsam zur Strafe. Man glaubte einen Augenblick, er sei mit

Wahnsinn behaftet; er ließ den Schiffen, die nicht schnell genug liefen, Halsblöcke ansetzen, die Götzenbilder, die ihm nicht nach Wunsch und Willen Regen sendeten, mit Ruthen peitschen u. dgl. Sogar in seinem Palaste gab es Personen, die ihm freimüthig sagten, daß im Volke die Ueberzeugung herrsche, er bringe durch die Verfolgung nur Unglück über sich und das Land.

Als Minh-Menh diese Meinung des Volkes erfuhr, suchte er, weit entfernt, dasselbe durch ein milderes Verfahren gegen die Christen zufrieden zu stellen, es nur zu täuschen. In einer amtlichen Schrift, die er sein Sündenbekenntniß nannte, gab er zu, daß die Leiden des Volkes die gerechte Strafe seiner Vergehungen seien; er wolle demnach diese bekennen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen. Dann zählte er einige seiner Fehler auf; viele Verbrechen verschwieg er, namentlich sagte er davon kein Wort, daß er das Blut der Christen stromweise vergossen habe. — Die Demüthigung aber, der er sich mit dem theilweisen Bekenntniß seiner Sünden unterzogen hatte, wurde nur eine Veranlassung, seiner Grausamkeit von Neuem wieder vollen Lauf zu lassen. Ein abermaliges Edict gebot den Mandarinen, den Vertilgungs-Krieg gegen die Christen auf's Aeußerste zu betreiben. „Man strafe — sagte er — ohne Mitleid; man tödte Diejenigen, welche sich weigern, das Kreuz mit Füßen zu treten. Man wisse, daß diese Weigerung sie zu Aufrührern macht. Man ergreife ohne Weiteres ein Beil, einen Säbel, Alles was zuerst in die Hände kommt, um diese blinden, verstockten Menschen auszurotten, ohne daß ein Einziger verschont bleibe...."

Im Jahre 1839 ließ Minh-Menh, durch die schweren Heimsuchungen, die über sein Haus und sein Reich gekommen waren, nicht bekehrt, ein letztes Edict ergehen, welches die anamitische Kirche den härtesten Prüfungen preisgab. Er verordnete, daß man in jeder Ortschaft den Staats-Gottheiten einen neuen Tempel errichten solle. Zu diesem Zwecke mußte Jedermann ohne Ausnahme Hand anlegen. Damit sah sich jeder Neubekehrte gezwungen, entweder seinen Glauben zu verläugnen, oder sich selbst bei der Obrigkeit als Christ anzugeben. Während so die Todesangst den ärmsten Christen des geringsten Weilers heimsuchte, hatte das Schwert die Reihen der Geistlichkeit schon gelichtet. In Tong-King, dem

nördlichen Theile des Reiches, war kein einziger der fünf Bischöfe übrig geblieben, um neue Oberhirten zu weihen.

Noch nie war diese arme Mission, die doch schon so viele Kämpfe überstanden, einem so schrecklichen Gemetzel und einer so trostlosen Verlassenheit ausgesetzt gewesen, als damals, noch nie hat ihre Noth eiligere Hilfe begehrt. Sie kam in dem Augenblicke, in dem Alles verloren schien. Wo immer die Drangsale der Kirche am größten waren, war Gottes Beistand ja stets am nächsten. Der allgemeine Vater der Gläubigen, Papst Gregor XVI., rief durch ein Breve vom 4. August 1839 seinen anamitischen Söhnen Worte der Ermunterung zu, und lud im Frühlinge des Jahres 1840 die ganze katholische Welt ein zum Gebete und zur Theilnahme an jenen furchtbaren Prüfungen.

Während so an beiden Grenzen der Erde die Herzen der Christen des Aufgangs und des Niedergangs in heiliger Liebe und in heißen Gebeten sich umfaßten, war der Arm Gottes schon ausgestreckt, den Grausamkeiten und der Blutgier des anamitischen Tyrannen endlich ein Ziel zu setzen. Minh-Menh starb fast plötzlich durch einen Sturz vom Pferde am 21. Januar 1841 im fünfzigsten Jahre seines Lebens.

Mit dem unseligen Tode dieses Christenverfolgers und seiner Helfershelfer war der Welt ein neuer Beweis gegeben, daß die christliche Religion, wie sie die katholische Kirche lehrt, nicht menschlichen, sondern göttlichen Ursprunges ist. Wäre dem nicht so, und die *katholische* Kirche nicht jene Kirche, die Christus der Sohn Gottes gegründet hat und die der heilige Geist durch die Bischöfe leitet und vor allem Irrthume bewahrt — wie ließe sich dann denken, daß Gott meist so *sichtbar* sie beschütze, fast jederzeit *augenfällig* die Frevelthaten räche, die an derselben begangen werden und Keinem noch ein rühmliches Ende beschieden hat, der sie bedrängte und quälte?

Ist aber die katholische Kirche und nur sie allein die Kirche Christi, dann ist auch Jeder, der zur Heiligung und Beseligung durch Christus gelangen will, nothwendig an dieselbe angewiesen, und es ist für Jeden, der außer ihr sich befindet, die heiligste Pflicht, in sie einzutreten und in ihr sein Heil zu suchen, gleichwie ein Jeder, der in ihr erzogen ist, sich bestreben soll, die Wahrheiten, die sie prediget, mit immer

größerer Liebe hinzunehmen und zu befolgen. Wer daher dieser Pflicht nicht mit allen Kräften nachzukommen sich bestrebt und entweder in Folge eines schuldbaren Irrthums außer der katholischen Kirche stehen bleibt, oder, falls er den Namen eines Katholiken trägt, dennoch in stolzer Verblendung des Geistes den Verstand vor den Lehren, welche die Kirche als Gottes Wort verkündet, nicht beugen will, der schließt sich eben damit vom Heile aus; denn „Jeder, der abweicht und nicht bleibt in der Lehre Christi, der hat Gott nicht; wer bleibt in dieser Lehre, der hat den Vater und den Sohn." (II. Joh. 9.)

XV.

Das heilige Frohnleichnamsfest.

(Nach F. W. Faber.)

Wenn wir nach einer Offenbarung der göttlichen Liebe suchen, wo sollten wir sie auffallender und rührender finden, als in dem hochheiligen Sakrament des Altars? Christus liebte uns bis an's Ende, wie der heilige Johannes schreibt, wo er von der Einsetzung des heiligen Abendmahles spricht, d. i. nicht blos bis an's Ende seines Lebens, sondern bis an's Ende der Möglichkeiten der göttlichen Freigebigkeit, bis zu den äußersten Grenzen, welche die Liebe erreichen konnte, sogar die Liebe Dessen, der Gott und Mensch zugleich war. Er gibt uns hier nicht blos Gaben und Gnaden, sondern Er ist selbst die Gabe, selbst die Gnade. Der Kalvarienberg war ihm nicht genug. Die sieben Blutvergießungen entsprachen seinen erbarmungsreichen Absichten noch nicht. Unser Undank hinderte Ihn nicht. Wir haben sein Kreuz verachtet und Ihn von Neuem gekreuziget. Wir haben sein Blut mit Füßen getreten und es mit dem Schmutze der Sünde vermischt. Jetzt gibt er uns ein anderes Geheimniß, worin wir Ihn auch noch mißhandeln können, während Er sich dennoch bemüht, uns für seine Liebe zu gewinnen. War je eine Liebe dieser gleich? Blieb je eine Liebe so schmerzlich unerwidert?

O süßes Sakrament der Liebe! Wir gehören Dir an,

denn Du bist unsere lebendige Liebe selbst. Du bist unser Lebensborn, denn in Dir ist das göttliche Leben selber, unermeßbar, voll Erbarmen, in Ewigkeit. Heute ist Dein Tag, und an ihm soll nicht Ein Gedanke, Eine Hoffnung, Ein Wunsch in unseren Herzen sein, die nicht ganz für Dich wären!

O Freude, die an diesem Tage auf dem Antlitze der heiligen Kirche strahlt! Wahrhaftig, es ist, wie wenn die Welt noch nicht gefallen wäre. Wie viele Prozessionen, auf deren Bannern sich die Sonne spiegelt, ziehen heute um die Hauptplätze mächtiger Städte, durch die reich geschmückten Straßen christlicher Dörfer, durch die hochaufstrebenden Hallen berühmter Dome, und die mannigfaltigen Farben der Gesichter und die verschiedenen Sprachen der Völker sind nur eben so viele neue Beweise von der Einheit des Glaubens an das allerheiligste Sakrament, den sie Alle in der katholischen Kirche bekennen. Auf wie viele Altäre von der mannigfaltigsten Struktur, die mit lieblichen Blumen geziert, mit einem Sternenkranze von Lichtern umgeben, und in Wolken von Weihrauch gehüllt sind, wird vor Tausenden, die anbetend auf den Knieen liegen, das hochheilige Sakrament zur Aussetzung erhoben, oder zum Segen herabgenommen, während die Jubeltöne heiliger Lieder die Herzen ergreifen. Tausend und abermal Tausend Thautropfen glänzen in der Morgensonne wie Edelsteine, an jedem Gräschen, an jeder Blume, als wollte auch die Erde sich blicken lassen im Brautgewande bei der Erscheinung ihres Herrn. Die Vögel in dem Garten, auf den nahen Bäumen und Sträuchen sind so geschäftig, so munter, so unermüdet, als hätten sie des Festes Bedeutung erkannt. Die ganze Natur erscheint als würdiger Tempel für ihren Schöpfer, der heute durch sie seinen Triumphzug halten will; der blaue Himmel als Gewölbe, die Sonne als ewiges Licht, die fernen Berge als Säulen, die Hügel als Altäre, vom Sonnenschein der Frühe wie Gold und Silber strahlend, die grüne, von Blumen durchwirkte Flur als Teppich, Bäume als Fahnen, Blütenduft als Weihrauch, Vögel als Sänger, der Mensch als Priester. — Die Kirchenthürme zittern von dem Schalle der Glocken; Kanonen donnern von den Höhen der Festungen; die Armeen der Könige wie der Republiken salutiren im Waffenschmucke vor dem König der Könige. Jungfrauen folgen ihm in weißen Gewändern — in der Farbe der Freude

und Unschuld; sie erklären, daß sie ihre Jungfräulichkeit aus Liebe und mit Hilfe des im Sakramente gegenwärtigen Gottes treulich bewahren wollen. — Der Papst auf seinem Throne wie das Schulmädchen im Dorfe, die Nonne im Kloster und der Einsiedler im Walde, Bischöfe und hohe Würdenträger der Kirche, wie einfache Priester, Kaiser und Fürsten — Alle haben heute ihre Gedanken nach dem hochheiligen Sakramente gerichtet und fühlen sich gehoben von heiliger Freude. Die Freude ist so überschwenglich, daß man sich freut, ohne sich so recht bewußt zu werden warum, und diese Freude strömt selbst in betrübte Herzen über und theilt sich dem Armen mit und dem Gefangenen, dem einsamen Wanderer, dem Verwaisten, dem heimwehkranken Verbannten. Alle die Millionen Seelen, welche zu der königlichen Familie des heiligen Petrus gehören, sind heute mehr oder weniger mit dem allerheiligsten Sakramente beschäftigt, so daß die ganze streitende Kirche vor freudiger Rührung bebt, wie der Fels von den mächtigen Wogen der See erzittert. Die Sünde scheint vergessen, Thränen fließen, die eher das Entzücken, als die Buße weint. Es ist, wie der Seele erster Tag im Himmel, oder wie wenn die Erde selbst in den Himmel überginge aus lauter Freude über das hochheilige Sakrament. —

Die nächste Veranlassung zur Einführung des Frohnleichnams-Festes ist Juliana von Retinne, Klosterfrau im Bisthume Lüttich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Juliana, keusch und heilig, hatte eine Vision, die auf die Einführung des genannten Festes abzielte und den Mond in vollem Glanze, jedoch mit einer Lücke an seiner Rundung, darstellte. Sie entdeckte die Offenbarung, deren sie gewürdiget worden, dem Bischofe von Lüttich und mehreren Gottesgelehrten, unter Anderen dem Jakob von Troyes, Erzdiakon zu Lüttich, und dem gelehrten Dominikaner Hugo. Der Bischof war anfänglich, vielleicht Täuschung der Einbildungskraft bei ihr voraussetzend, nicht geneigt, in die Pläne der frommen Jungfrau einzugehen. Sie hatte sogar lange Zeit Spott, ja Verfolgung wegen ihrer Angaben zu erdulden. Selbst bedeutende Gottesgelehrte erklärten sich gegen sie. Der Bischof indeß änderte seine Gesinnungen, nahm den Antrag mehrerer seiner Amtsbrüder und Theologen hinsichtlich der Anordnung der Frohnleichnamsfestlichkeiten an, ließ zu diesem Zwecke ein Rundschreiben an seine Geistlichkeit ergehen, und schon wurden

von ihm Maßregeln getroffen, im folgenden Jahre, 1247, die Feier zu begehen, als ihn der Herr am 16. Oktober 1246 in die Ewigkeit rief. Sein Tod verzögerte die Ausführung; aber jetzt nahm sich der genannte Hugo, nunmehr zur Würde eines Cardinals und Legaten erhoben, der heiligen Sache mit Eifer an. Schon hatten Lüttich und die benachbarten Bisthümer das hohe Fest einige Jahre begangen, als im Jahre 1264 Papst Urban IV. durch eine noch jetzt vorhandene Bulle es der ganzen Kirche zu feiern vorschrieb. Gottes Fürsehung hatte es nemlich gefügt, daß gerade Jakob von Troyes den Stuhl Petri bestieg, er, der früher als Erzdiakon zu Lüttich an den auf das Fest bezüglichen Berathungen Antheil genommen. Auch der Einfluß des ebenso frommen als gelehrten Thomas von Aquin hatte auf die Bestimmung des kirchlichen Oberhauptes gewirkt. Bald darauf starb jedoch Urban, und die Execution der Bulle unterblieb bis zum Jahre 1311, wo sie Clemens V. auf der Kirchenversammlung zu Vienne neuerdings einschärfte. Der heilige Thomas von Aquin verfaßte dazu das herrlichste aller Officien mit unvergleichlichen Hymnen. Nur der festeste Glaube, die höchste religiöse Begeisterung und die innigste Frömmigkeit konnten ein derartiges Werk zu Stande bringen. Der Beifall, den das hohe Fest sogleich fand, ist aus der Glaubensfreudigkeit der Vorzeit, aus dem Drange und Bedürfnisse, die innere Hochachtung und Anbetung auch äußerlich kund zu thun, leicht erklärlich. —

Das Frohnleichnamsfest ist ein Tag der Freude. Es ist noch mehr; es ist ein Tag des Triumphes, ein Tag der Macht, ein Tag furchtlosen öffentlichen Bekenntnisses des Glaubens und himmlischen Sieges der Wahrheit über den Zweifel, den Irrglauben, die Lüge, den Frevel am Heiligen und über die Gotteslästerung. „Es ist ein frommer und heiliger Brauch — sagt die allgemeine Kirchenversammlung von Trient — daß dieses erhabene und hochwürdige Sakrament alle Jahre an einem besonderen und feierlichen Tage mit ausgezeichneter Verehrung und Festlichkeit gefeiert und in Prozessionen ehrerbietig und ehrfurchtsvoll durch die Straßen und an öffentlichen Plätzen umhergetragen werde; denn es ist sehr billig, daß einige geheiligte Tage festgesetzt sind, an denen sich alle Christen besonders dankbar und eingedenk beweisen ihrem gemeinsamen Herrn und Erlöser für eine so unaussprechliche

und wahrhaft göttliche Wohlthat, wodurch sein Sieg und Triumph über den Tod dargestellt wird. Und so war es allerdings ziemlich, daß die siegende Wahrheit über Lüge und Irrlehre triumphire, auf daß ihre Widersacher beim Anblicke so vielen Glanzes und einer so großen Freude der ganzen Kirche gegenüber gestellt, entweder kraftlos und gebrochen vergehen, oder von Scham ergriffen und zu Schanden gemacht mit der Zeit Buße thun."

Das heilige Sakrament ist der Triumph der Kirche über die Welt und Alles, was von ihr ist, der Triumph des Geistes über die Materie, der Gnade über die Natur, des Glaubens über das Schauen. Die Kirche triumphirt, weil Jesus, der lebendige Gott, im heiligen Sakramente selber bei ihr ist. Das heilige Sakrament ist ja Alles für uns. Alle Lehren der christlichen Offenbarung, die Schöpfung, die Menschwerdung, die Gnade, die Sakramente fließen in der Lehre von dem allerheiligsten Sakramente zusammen, und lassen sich daraus herrlich entwickeln. Die ganze Kunst und die Ceremonien der Kirche, Alles, was sie in ihrer Liturgie an Weisheit, in ihren Rubriken Erhebendes und Bewunderungswürdiges besitzt, schließt sich wie in einem Kranze um das heilige Sakrament. Alle Andachten sind in dieser einzigen vereinigt und befriedigt. Alles, was die Andacht Freudiges, Muthiges, Beharrliches, Anstrebendes und Vollendetes, Kühnes und Zuversichtliches hat, kömmt vom Glauben und wird durch die Anbetung des heiligsten Sakramentes in die Seele eingeführt und darin gepflegt. Es ist das Geheimniß von dem Starkmuthe der Heiligen. Um dasselbe drehen sich alle übrigen Geheimnisse, wie um ihren Schwerpunkt, und es setzt allen anderen die Krone auf. Nirgends sind die wunderbaren Vollkommenheiten des unsichtbaren Gottes so nach dem Leben abgebildet und so für seine Geschöpfe entfaltet, als hier. Alle Geheimnisse der Menschwerdung stellen sich in dem heiligen Sakramente vereinigt dar. Das ganze Leben und alle Handlungen Jesu finden wir darin wieder. Alle anderen Sakramente sind diesem untergeordnet. Es ist Jesu mächtigstes Hilfsmittel zu unserem Heile und Nichts entspricht besser seinen göttlichen Absichten mit uns. Mit dem Leibe und dem Blute und der Seele Jesu bringt es seine göttliche Person mit sich und die Personen des Vaters

und des heiligen Geistes, wie wenn die heiligste Dreieinigkeit im Gefolge des Leibes unseres Erlösers käme, um Ihm das Ehrengeleite zu geben. Es ist das größte Werk Gottes und der Sabbat aller seiner Werke; denn darin finden die Liebe, die Macht und Weisheit des Schöpfers ihre Ruhe. Die Kirche kann nie triumphiren, außer in dem, was der unermeßlichen Natur einer unsterblichen Seele ihre Vollendung und Befriedigung verleiht; war aber je ein Triumph dem des heiligsten Sakramentes gleich? Es ist der Triumph der Schöpfung, der Triumph der Erlösung, der Triumph der heiligen Menschheit Jesu, der Triumph der heiligsten und unzertrennlichen Dreieinigkeit.

Daß das Frohnleichnamsfest unmittelbar auf den Dreifaltigkeitssonntag folgt, ist gleichsam ein Beweis hiefür. Es kömmt nicht in ununterbrochener Reihe nach der Himmelfahrt, wie ein Fest des Herrn auf das andere folgt, nicht einmal sogleich nach Pfingsten, wo die Herabkunft des heiligen Geistes die Frucht der Himmelfahrt und der tröstliche Beweis für die seltsame Wahrheit gewesen war, daß es nur zum Vortheil für uns sein konnte, wenn unser Herr hinwegging; sondern es wartet, bis die Kirche alle ihre Geheimnisse zu dem verborgenen Gnadenquell, zu dem Muttergeheimnisse der heiligsten Dreifaltigkeit zurückgeführt hat, wie wenn die ganze Andacht des Jahres zu dem unnahbaren Lichte hinaufstiege, und dann wieder in Strömen von Herrlichkeit, von himmlischer Macht und Schönheit auf die Menschen herabfiele, in dem erhabenen und allumfassenden Geheimniß des allerheiligsten Sakraments. Daher das Frohnleichnamsfest ein Tag des Triumphes. Es ist ein Tag, an dem wir nicht stille sein können, daher ein Tag der Prozessionen. Die streitende Kirche ist für einen Augenblick mit der triumphirenden verbunden; sie vergißt ihre Verbannung und ihren Zustand des Kampfes, und die Anbetung der heiligsten Dreifaltigkeit, die gewissermassen ein Vorgeschmack des Himmels ist, findet ihren angemessensten Ausdruck in der freudigen Verehrung des hochheiligen Sakramentes.

All' der Jubel des heutigen Tages enthüllt uns aber eine innere Welt tiefer Anbetung und zahlloser übernatürlicher Wirkungen des heiligen Geistes, und der überreichen Thätigkeit und unerschöpflichen Kraft des kostbaren Blutes

Jesu Christi. Ein einziger übernatürlicher Akt — wie viel theurer ist er Gott, als Ihm tausend Sünden verhaßt sind! Denn der Wohlgeruch Christi und die Salbung seiner Gnade und das Siegel seiner Verdienste liegen in diesem einzigen Akte. Die Gnade wirkt thätiger in den Gläubigen, wenn große Feste herannahen, und es ist ein schlimmes Zeichen, wie der heilige Philippus Neri sagt, wenn Einer an diesen Tagen nicht eine bemerkbare Andacht und Freudigkeit in sich wahrnimmt. Die Vorbereitung auf diese Feste bringt viele Seelen zu den Füßen ihrer geistlichen Aerzte. Das ist auch gestern wieder geschehen. Schaaren von Menschen, die da noch in der Nacht der Sünde lagen, hat die Liebe zu Jesus zur Buße getrieben und die Sonne des heutigen Tages — des heiligen Frohnleichnamsfestes — geht über reuige Sünder auf, und über jeden Einzelnen freuen sich die Engel des Himmels mehr, als über eine neuerschaffene Welt. Tausende und Tausende haben sich zur heiligen Communion vorbereitet, und der am Mindesten Eifrige unter ihnen that wenigstens etwas für Gott, was er sonst nicht gethan hätte. Dieselben Tausende und Tausende empfingen die heilige Communion; und was hat Jesus in ihnen, mit ihnen und für sie gewirkt, so lange die sakramentale Vereinigung währte! Diese Alle brachten ihre Danksagungen dar, und was war dieß für ein Chor des Lobes und Preises. Wie viele Männer und Jünglinge wird der Abend weniger weltlich gesinnt finden, als der Morgen sie sah! In wie vielen Kinderseelen ist nicht der Glaube aufgesproßt und hat starke, saftige Schoße getrieben, in Einem kurzen Tage mehr, als in einem ganzen Jahre! Und was ist es Herrliches um jedes Wachsthum des Glaubens in einer Kindesseele, das eine so reiche Hoffnung für die Ewigkeit mit sich bringt! Was sollen wir erst von jenen tieferen Seelen sagen, von den Seelen abgetödteter, innerlich lebender Menschen? Schon die bloße Uebung des Glaubens, Nichts zu sagen von der Liebe, ist in einem Heiligen etwas so Großes und Erhabenes, etwas so Weitreichendes, das volle Einigung mit Christo bewirkt, so daß wir gewöhnliche Christen Nichts davon wissen können. — Das stille Kloster hat den Tag über tausend süße Wohlgerüche der Andacht von den verlobten Seelen zu Gott hinaufgesandt; Akte des Glaubens, die hinreichen, um Gnade für unbekehrte Völkerstämme zu erlangen; Akte

der Liebe, die ein Meer von Gotteslästerungen sühnen können; Akte der Vereinigung, welche die ganze Kirche gestärkt und gekräftiget und den Pulsschlag ihres Lebens in Gegenden beschleunigt haben, die in weiter Ferne von den Zellen liegen, wo diese Akte in geräuschloser Einsamkeit unter Gebet und Abtödtung vollbracht wurden. Wer kann die Berufungen zählen, die heute begonnen oder vollendet, die Bekehrungen, die angeregt oder wirklich vollzogen, die ersten Streiche, die einer sündhaften Gewohnheit versetzt wurden, oder die Tugendakte, die einen frommen Entschluß krönten, die Sünden, die verlassen, oder die sündhaften Vorsätze, die aufgegeben wurden? die Kranken, die auf dem Todbette eine himmlische Gnade erleuchtete, oder die Seelen, welche durch die frisch angeregte Fürbitte aus dem Fegfeuer befreit wurden? Ein ungeheures, unermüdet thätiges Reich innerer Akte liegt heute offen da vor dem Auge Gottes, so schön, so glorreich, so gottselig, so gottangenehm, daß das Fest der äußeren Welt nur der dürftigste Ausdruck des inneren Festes der Geisterwelt ist.

Was sollen wir sagen? Selbst gottentfremdete Seelen können sich nicht allzeit des Eindrucks der heutigen Festesfeier erwehren! Im Jahre 1750 ging der französische Philosoph Diderot, der Schöpfer der Encyclopädie, Diderot, der Ungläubige, Diderot, der Fatalist, am Tage des Frohnleichnamsfestes in der Straße St. Louis in Versailles umher und betrachtete mit gleichgültigen Blicken den Ruhealtar, den man eben dem hochwürdigsten Gute errichtete. Der Philosoph hatte vor Kurzem drei Monate im Schloßthurme zu Vincennes gesessen, was seine Laune verbittert, und den Haß, den er wider heilige Dinge hegte, vermehrt hatte. Plötzlich läßt sich inmitten der tiefsten Stille der heilige Gesang „Lauda Sion" vernehmen, der Klerus erscheint, Weihrauchwolken steigen empor, Rosenblätter fliegen in die Luft, von ehrwürdigen Händen getragen funkelt die Monstranz in den Sonnenstrahlen, auf allen Seiten flattern Fahnen, der Boden ist mit Blumen bestreut, und sanfte Freude strahlt auf allen Gesichtern. Bei diesem erhabenen Schauspiele fühlt sich der verwegene Philosoph erregt, er zwingt sich, ruhig zu erscheinen. Der Baldachin hält an, die Priester steigen zum Altare, auf einem Blumenthrone wird der ewige Gott niedergesetzt. Diderot kann

sich kaum auf den Füßen halten; er kniet, wie Jeder thut, nieder, wider seinen Willen senkt sich seine Stirne. Der Moment der Segnung erscheint, aus der knieenden Menge ertönen die Worte: „Pater et Filius et Spiritus sanctus.“ Der Philosoph macht eine letzte Anstrengung, den Kopf zu erheben. Er sinkt in Ohnmacht. Man eilt, ihm beizustehen. Als er wieder die Augen öffnet, wird er in ein nahes Haus geführt, wo ihn einer seiner Freunde erwartet, mit dem er nach Paris gekommen war. „Was ist Ihnen begegnet, mein lieber Diderot?“ ruft dieser, als er ihn so blaß und schwankend sieht. „Ich weiß es nicht, mein Freund; aber Alles war so wahrhaft majestätisch. Ich bin bewegt, ja gerührt worden. . .“

Was ist diese, wenn auch nur momentane Erschütterung eines Ungläubigen anders, als ein Triumph unseres im Sakramente verborgenen Gottes und Herrn? —

Nun aber eine andere Frage! — Oft schon hat am heiligen Frohnleichnamsfeste, wo der menschgewordene Gottessohn unter der unscheinbaren Brodsgestalt triumphirend die Straßen unserer Dörfer und Städte durchzieht, die Gnade unser Herz getroffen; wir waren tief bewegt; es erwachten die glühendsten Vorsätze in uns, unserem Herrn im heiligsten Sakramente mit allen Kräften der Seele zu dienen, ihn zu ehren, wo und wie wir können, ihm zu leben, ihm zu sterben. Aber — wie schnell ließen wir den Gnadenfunken wieder erkalten, den Gott an diesem Tage uns in die Seele warf? Wie lange hielten unsere guten Vorsätze Stand? — Nur wenige Wochen, vielleicht nur wenige Stunden, und wir standen wieder matt und lau dem allerheiligsten Sakramente gegenüber.

Ach, welch' eine unaussprechliche Süßigkeit liegt in Jesus! Die Erde hat Nichts, was damit zu vergleichen wäre, und welkt dahin, wenn Er nahe kommt, wie die Blumen vor den sengenden Strahlen der Sonne. Schon der Wohlgeruch seines Namens ist wie ausgegossener Balsam, schon das Zeichen seines Kreuzes ist stärker, als die Hölle, schon der Saum seines Kleides vermag Krankheiten zu heilen. Was muß es erst mit Jenen sein, die ihm nahe und theuer sind, auf welchen das goldene Licht seiner Liebe und Auserwählung immerdar ruht, gleich einem Diademe, z. B. seine gebenedeite Mutter,

sein großer Vorläufer, sein Nährvater, seine glorreichen Apostel, die unschuldigen Kindlein, die statt seiner starben? Hat die Welt eine Liebe oder eine Andacht, die für den Geringsten aus ihnen genügte? Was für ein Meer voll himmlischer Schönheit ist um Jesus versammelt, und wie glücklich, wie innig glücklich werden dadurch gläubige Seelen! Aber wenn wir darüber hinausgehen, wenn wir durch den Kreis der Engel und Heiligen zu Jesus selbst gelangen, was können wir thun, als weinen vor lauter Freude über die Höhe und Tiefe seiner unvergleichlichen Süßigkeit, und was ist diese Anderes, als das heiligste Sakrament? Das heiligste Sakrament ist nicht Eines aus Vielen, sondern es ist Alles, und Alles in Einem, und Alles besser, als alle Dinge an sich selber sind; es ist ein Schatz, der ganz uns gehört und für uns ist, mit Einem Worte — es ist der menschgewordene Gottessohn.

Ihn rufen wir im heiligsten Sakramente entweder selbst vom Himmel herab, wenn wir Priester sind, oder wir sind Zeugen jenes unaussprechlichen Geheimnisses, oder wir nähren uns mit Ihm und sehen unsere Mitgeschöpfe das Gleiche thun, oder wir betrachten Ihn in seiner Verhüllung oder empfangen seinen Segen, oder verrichten unsere Andacht vor den Stufen seiner Altäre.

Was ist aber unser gewöhnliches Betragen gegen Ihn in diesem Geheimnisse?

Wir haben den rechten Glauben; das ist kein Zweifel. Jedes Wort jener Königin der Concilien, der heiligen und glorreichen Kirchenversammlung zu Trient, ist uns kostbarer, als eine Goldmine. War aber die Innigkeit unserer Liebe vor dem allerheiligsten Sakramente, die athemlose Stille unserer Ehrfurcht, der Ernst unserer Gebete, die Kraft unseres Glaubens, das sprachlose Sehnen unseres Herzens ganz und allzeit das, was es hätte sein sollen, oder nur zur Hälfte das, was es gewesen wäre, wenn wir der Gnade entsprochen hätten, die uns von dort verliehen wird? Es gibt kein untrüglicheres Zeichen von Lauigkeit, als wenn wir in Betreff des heiligsten Sakramentes gedankenlos werden, und wenn uns dieß zur Gewohnheit wird, ohne daß wir es fühlen. Obgleich die Jünger auf dem Wege nach Emaus Jesum nicht kannten, bis Er ihren Augen ent-

schwand, so brannten wenigstens ihre Herzen in ihnen, sie wußten nicht warum, während sie mit Ihm des Weges dahinwandelten und sich mit Ihm unterhielten. Aber wie oft sind wir an der Thüre des Tabernakels gewesen, ohne weder seine Gegenwart, noch unser Elend mehr zu fühlen, als ein Bettler, der in der Sonne an dem Hofthore eines reichen Mannes sitzt? Heilige Dinge und heilige Ceremonien können uns, eben weil sie Dinge und Ceremonien sind, gewöhnlich werden, obwohl sie das nicht sollten. Sie können aufhören, einen Eindruck auf uns zu machen, und es mag für uns schwierig sein, jederzeit in ihrer Gegenwart innerlich gesammelt zu bleiben, ohne daß diese Schwierigkeit das Merkmal einer schweren geistlichen Krankheit wäre; aber mit der Gegenwart unseres Herrn im heiligsten Sakramente verhält es sich nicht so. Wir können uns mit derselben nicht so vertraut machen, daß wir dabei gedankenlos und dafür unempfindlich werden, ohne daß dieß einen höchst beklagenswerthen und gefährlichen Zustand geistlicher Lauigkeit beurkundet. Es ist sogar bei Andersgläubigen ganz gewöhnlich, daß in katholischen Kirchen, in denen das hochwürdigste Gut sich befindet, ein eigenthümliches Gefühl über sie kömmt, das sie nicht verstehen und das sie nicht sich erklären können. Sollten wir weniger bewegt werden, als sie? — Aber ach, wenn wir von den großen Dingen, die das heiligste Sakrament betreffen, lesen oder hören, kömmt uns da nicht oft plötzlich der Gedanke, daß unser Betragen mit unserem Glauben nicht zusammenstimmt? Und wenn wir auf eine lange, traurige Reihe von gleichgültigen Communionen, von heiligen Messen, denen wir zerstreut beiwohnten, und von unehrerbietigen Besuchen des Allerheiligsten zurückblicken, müssen wir da nicht zuweilen mit Schrecken sagen: „Glaube ich wirklich Alles dieses?“ O wie Viele von uns könnten ihr geistliches Leben vereinfachen und so große Fortschritte in der Vollkommenheit machen, wenn sie nur auf das heiligste Sakrament, auf ihre Gefühle und ihr Betragen dagegen, und auf den Eindruck sehen wollten, den es auf sie macht! Es wäre das gleichsam der Prüfstein ihres geistlichen Zustandes. Es ist wahr; ein recht fühlbares Verlangen nach Jesus im heiligsten Sakramente steht nicht immer in unserer Gewalt. Wie in der physischen Natur, so gibt es auch in der geistigen einen Jahreswechsel. Es kömmt ein Frühling, wo in

der Seele Alles schmilzt und fließt, wie heißes Wachs, wo sie in süßer Wonne schwelgt; es kömmt ein Sommer, wo das Innere Funken sprüht und Flammen schlägt, wo es erglüht in heiliger Liebe zu Gott und dem Nächsten; es tritt aber auch Herbst ein, wo nur starke Geister sich noch behaglich fühlen und die schwächeren schon von Fieberkälte angefallen werden; es tritt endlich auch Winter ein, wo die Seele in die starren und kalten Fesseln des Eises sich geschlagen wähnt, und wie todt im Körper zu liegen glaubt. In wiefern diese Veränderungen von Gott selbst herbeigeführt sind, weil sie eben zur Erhaltung und Vervollkommnung des inneren Menschen gehören, berauben sie die Seele der Gnadenfülle nicht, die im allerheiligsten Sakramente uns geboten ist; denn auch die scheinbare Kälte, wenn sie von Gott erzeugt ist, schließt die Liebe zu Christus und das Verlangen nach ihm nicht aus; nur ist sich die erstarrte Seele derselben nicht bewußt. Aber es ist nicht selten der Fall, daß der Mensch aus eigener Schuld in seiner Seele Herbst und Winter hat, weil er nicht heilsbegierig, entschlossen, aus ganzem Herzen zur Geistersonne, dem Herrn im allerheiligsten Sakramente, sich wendet, sondern ihr vielmehr den Zugang in sein Inneres mehr oder weniger verschlossen hält. Und dieses verkehrten, strafbaren Verhaltens machten wir uns oft schuldig. —

Ach Herr! die Erde hat kein Maß, das Wunder der Liebe zu messen, das Du im heiligsten Sakramente uns kundgegeben hast, und wir waren seither so kalt gegen diese Gabe Deiner brennendsten, zärtlichsten Liebe, worin Du Dich selbst gibst, Dein theuerstes göttliches Leben. O entflamme unsere Herzen am heutigen Tage an dem Feuer Deines Tabernakels zur kindlichen Gegenliebe! Stärke, kräftige unsere Liebe, daß sie nie mehr erkalte, sondern täglich inniger, reiner, glühender, werkthätiger werde!

XVI.
Strafe und Lohn.

Die sogenannte Reformation des sechzehnten Jahrhunderts verleitete den größten Theil der Gemeinde zu Santa Maria in dem Schweizer-Canton Graubündten zum Abfall von der katholischen Kirche. Die wenigen katholisch gebliebenen Familien dieses Ortes mußten sich mit einem Seitenaltar der gemeinschaftlichen Kirche begnügen und überdieß den Revers ausstellen, daß die Kirche nebst dem katholischen Pfarrhof ausschließlich der Gemeinde zufallen solle, insofern jene katholischen Familien früher oder später aussterben würden.

Dieser Fall traf nun im Laufe des Jahres 1837 wirklich ein.

Sogleich betrieben Mehrere der eifrigsten Calvinisten gegen die Neigung und Meinung so mancher edelmüthiger gesinnten Nachbarn die gänzliche Abschaffung des katholischen Gottesdienstes und die Entfernung des uralten Gnadenbildes der unbefleckten Gottesmutter aus der dortigen Kirche beim kleinen Rathe zu Chur. Dieser fand für gut, dem Verlangen der calvinischen Gemeinde nach Inhalt des geschlossenen Vertrages Folge zu geben, ohne die zu Gunsten der zu Santa Maria fortan sich aufhaltenden achtzig bis hundert katholischen Pächter und Dienstboten versuchte Gegenvorstellung des bischöflichen Ordinariats Chur zu berücksichtigen, was um so mehr befremden mußte, als im Orte vorzugsweise katholische Dienstboten aus dem benachbarten Tirol gesucht werden.

In Folge einer getroffenen Ordinariatsverfügung sollte das Marienbild nach Münster, dem ersten und nächsten Dorfe in Tirol, übertragen werden. An dem dazu bestimmten Tage versammelte sich eine Menge von sieben- bis achttausend Menschen. Die guten Leute wateten, da der enge Weg die Menge nicht fassen konnte, weinend und betend durch den hohen Schnee. Es blieb vielleicht nicht ein Auge trocken, theils vor Rührung, die der inbrünstige, allgemeine Eifer der Gläubigen, die Gottesmutter zu verehren, erweckte, theils vor Wehmuth, die der Anblick des Dorfes verursachte, das so eben das theuerste Bild Derjenigen ausstieß, von der es seinen Namen führt.

Während der ganzen vorhergehenden Nacht beteten die Leute in der Kirche, die am kommenden Tage für allzeit ihrer Andacht verschlossen werden sollte. Um sieben Uhr früh wurde das letzte Mal das heiligste Opfer entrichtet, und sofort trug man das Bild aus der Kirche und dem Dorfe hinweg, wo ihm jeder längere Aufenthalt versagt ward. Während des Auszuges blieben der getroffenen Verabredung gemäß, um unangenehmen Auftritten vorzubeugen, die Calvinisten in ihren Häusern verschlossen. Man sah jedoch Manche an den Fenstern sich die Thränen trocknen. Eine Viertelstunde unter Santa Maria an der Münsterer Grenze wurde das Bild von der katholischen Priesterschaft empfangen und weiter getragen. In Münster unter dem Geläute der Glocken und Donner der Mörser angelangt, hielt man auf freiem mit Schnee bedecktem Felde feierlichen Gottesdienst. Kein Lüftchen regte sich; aber bald nach vollendeter Feierlichkeit fing es an zu schneien. Das Bild wurde hierauf in der Seitenkapelle der Klosterfrauenkirche zu Münster ausgesetzt.

Das Bild der Mutter des Herrn war somit aus Santa Maria entfernt; aber, merkwürdig! nur wenige Tage nach diesem Ereignisse wurde gerade derjenige Bürger des genannten Ortes, der die Hinwegschaffung des Marienbildes am eifrigsten betrieben, auf der Straße nach Bormio von einer herabstürzenden Schneelavine erfaßt und in einen Abgrund geschleudert, wo er eines elenden Todes starb.

Man sah das allgemein als Strafe seiner bösen That an!

Dagegen mag die Geschichte eines anderen Bildes zeigen, wie ein frommer Sinn von Gott nicht unbelohnt bleibt!

Es war in der Revolution Frankreichs in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als das Volk einmal nach Versailles zog, wo der königliche Hof war, in das Schloß drang, und Thaten verübte, die dermalen nicht leicht Jemand nacherzählen mag. Damals wurde gestohlen und geraubt, und Mancher, der dabei war, hat sich später geschämt, ist aber seines Raubes dennoch nicht froh geworden, wie denn unrecht Gut nie gedeiht, weil es den Fluch Gottes in sich trägt.

Einer dieser Leute hatte unter anderen Dingen ein in Koth getretenes Cruzifix aufgerafft und mitgenommen. Anfangs hatte er gemeint, er hätte was Rechtes damit erhascht;

aber zu Hause schien es ihm doch nichts werth, und er warf es, wüthend, daß er sich mit dem schmutzigen Ding geplagt, in eine Ecke unter altes Gerölle, und da lag es bis zum Jahre 1834, in welchem der alte Sünder, seines Zeichens ein Gewürzkrämer in einer der Pariser Vorstädte, starb. Frau und Kinder hatte er nicht; daher ließen denn seine Anverwandten Hab und Gut durch einen Notar versteigern. Die Leute aus der Vorstadt kamen zusammen und die Versteigerung begann.

In dieser Vorstadt wohnte ein blutarmer, junger Maler, dem es gar hinderlich ging. Er war sehr geschickt, aber er hatte kein Geld; er hatte keine vornehmen guten Freunde, die ihn empfehlen konnten — denn ohne das geht's in Paris nicht — und er saß brodlos in seinem engen Dachkämmerlein in der Vorstadt Saint Antoine, und verzweifelte schier. Erst in der letzten Zeit hatte ein Wirth seinen Tanzsaal ausmalen lassen, und da der Arme fast verhungert war, so dünkte es ihm nicht zu geringe, diesem Auftrage sich zu unterziehen.

Eine fromme Mutter hatte den Maler in seiner Kindheit beten gelehrt, und die Noth, die er litt, setzte das gute Werk in ihm fort. Er war fromm und blieb es, und bewahrte ein reines, gottesfürchtiges Herz. Zwar spotteten seine Bekannten über ihn, daß er den Sonntag heiligte, daß er in die Kirche ging, Gott zu verehren, aber das machte ihn nicht irre.

Er hatte bis jetzt jede Nacht auf einem Strohsack ohne Leintuch geschlafen, weil es seine Armuth nicht anders zuließ. Nun hatte er an dem Ausmalen des Saales Geld verdient, und wollte es nützlich anwenden. Er hörte von der Versteigerung in seiner Nachbarschaft, erkundigte sich, und vernahm, der Gewürzkrämer sei ein sehr reinlicher Mann gewesen, habe noch ein neues, gutes Bett und auch Leintücher dazu, die er wohlfeil würde ersteigern können. Der junge Mann stürzte seine Kasse. Er hatte an dem Saale dreihundert Franken verdient, dafür hatte er sich Kleider und Hemden, Schuhe und Stiefel gekauft. Er fand noch hundert Franken und seufzte. „Wirst du dafür ein Bett bekommen?“ fragte er sich mit schweren Sorgen und Aengsten. Auf solchen Versteigerungen aber, die alle Tage zu Hunderten in der großen Stadt vorkommen, geht's manchmal ganz curios. Sind viele Liebhaber da, so wird das alte Gerölle theuer; fehlt's daran,

so kommt das Gute um einen Bettel weg. So war's bei der Versteigerung bei dem alten Gewürzkrämer auch. Unser braver Maler steigerte das gute Bett nebst dazu gehörigem Weißzeuge für das Wenige von fünfundsiebenzig Franken. Sein Herz jubelte. Sogleich bezahlte er aus und ließ sich Alles in seine Wohnung tragen. Kein König war reicher und glücklicher wie er! Nun blieben ihm noch fünfundzwanzig Franken. „Geh' noch einmal auf die Versteigerung — sagte er zu sich selbst — vielleicht kannst du noch Etwas, was du brauchen kannst, wohlfeil an dich bringen!" Gedacht, gethan! Er geht wieder hin; aber die Versteigerung ist nahe zu Ende. Nur noch altes Gerölle, was in der Ecke des Speichers liegt, wird unter Spott und Lachen ausgeboten.

Da kommt auch ein Cruzifix, das ganz mit angedörrtem Koth bedeckt ist, an die Reihe. Es geht von Hand zu Hand in der Versammlung. „Es ist von Blei — ruft Einer — ich gebe einen halben Franken dafür!" — „Einen Franken" — ruft ein Anderer.

Den Maler durchrieselte es eiskalt. „Entziehe der Rohheit das Bild des Heilandes, das Zeichen des Kreuzes!" dachte er und bot laut: „Fünf Franken!" — Der Notar reichte es ihm mit einer spöttischen Verbeugung; der Maler zahlt sein Geld, nimmt unter allgemeinem Lachen das Cruzifix in Empfang und geht, voll Unmuth über die Rohheit und Entartung dieser Menschen, heim.

Seine Wirthin hatte ihm unterdessen sein Bett frisch überzogen und hergerichtet. Er stellt sein Cruzifix auf einen Ecktisch und macht noch einen Spaziergang, legt sich dann bei Zeit nieder, und schläft wie ein König. Als er am andern Morgen erwacht, fällt sein Blick auf das schmutzbedeckte Cruzifix. Er denkt: „Reinige es einmal!" Nun nimmt er eine Bürste, und beginnt von dem Fuße desselben den Koth zu entfernen. Da sieht er Buchstaben. Er reinigt sie vollends, und — es ist der Name: Benvenuto Cellini, den er mit großem Erstaunen liest.

Dieser Benvenuto Cellini war in Florenz in Toskana geboren und ein großer Künstler, besonders in getriebener Arbeit. Er hatte meist nur für Fürsten und Könige gearbeitet, und seine Arbeiten wurden als wahre Kunstwerke ungeheuer theuer bezahlt. Da er ursprünglich Goldschmied war, so

arbeitete er vornehmlich in Gold und Silber. Auch dieses Cruzifix war durch eine Königin von Frankreich nach Paris und dann in das Schloß von Versailles gekommen, wo es bei dem schon gedachten Ueberfall des Volkes Einer stahl, der es auf der Straße, im Gedränge wahrscheinlich, verlor. Im Straßenkoth herumgewälzt und getreten, fand es der Gewürzkrämer, nahm es mit, und da er es für unwerth hielt, warf er es in die Rumpelkammer. Wäre es nur aus Kupfer gewesen, so hätte es als eine Arbeit des berühmten Benvenuto Cellini einen hohen Werth gehabt! Der arme Maler wußte aber, daß der hochangesehene Benvenuto Cellini meist nur in Gold und Silber gearbeitet hatte, und dachte gleich, da stecke was dahinter. Nun machte er sich, vor Freude zitternd, daran, das Cruzifix zu reinigen, und bald glänzte ihm ein wunderherrlich Kunstwerk aus gediegenem Golde entgegen. Wer beschreibt seinen freudigen Schrecken? Ihm gegenüber wohnt ein Goldschmied. Zu dem geht er und zeigt ihm sein Cruzifix. „Herr — ruft dieser — Ihr habt da einen doppelten Schatz; denn einmal ist es ein kostbares Kunstwerk von außerordentlicher Schönheit, und dann ist es gediegenes reines Gold! Laßt es uns einmal wiegen!" Mit Staunen sah alsbald der Maler, daß es zwanzig Pfund wog. „Ihr seid ein reicher Mann, Herr! — hob darauf der Goldschmied wieder an — denn der alleinige Werth des Goldes ist etwa fünfzigtausend Franken. Die will ich Euch heute noch dafür liefern! Wird aber auch der Kunstwerth bezahlt, so mögt Ihr ohne Zweifel sechzigtausend Franken zählen, und selbst noch mehr, je nachdem der Liebhaber ist! — Ich habe — sagte er noch — mancherlei Verbindungen am Hofe, und ich will Euch behilflich sein!"

Das nahm der Maler dankbar an, und schon am Nachmittage wurde er zu dem Könige beschieden. Er nahm sein Kunstwerk unter den Arm und wanderte frohen Muthes in das Schloß.

Als der König das herrliche Cruzifix sah, war er ganz außer sich vor Verwunderung, und kaufte es sogleich für sechzigtausend Franken.

Nun aber mußte ihm der Maler erzählen, wie er dazu gekommen, was er auch offen und ehrlich that. Mit großer

Theilnahme hörte ihm der König zu, und belobte ihn höchlich über seinen frommen Sinn. Er sprach aber auch mit ihm über die Malerei, und hörte bald, daß er es mit einem wohlunterrichteten jungen Manne zu thun habe. „Wißt Ihr was — sagte der König — Ihr könnt Morgen wieder kommen und mein Bild malen!“ — Dieß galt dem Maler fast noch mehr, als die sechzigtausend Franken; denn nun konnte er einmal seine Kunst zeigen und an den Mann bringen. Genügte er dem Könige, so war sein Glück am Hofe und in Paris gemacht. Also, er kam am andern Tage um die Stunde, welche ihm der König bestimmt, zeichnete vorerst die Umrisse des königlichen Gesichtes und vollendete dann in der gehörigen Zeit das Bild zu des Königs größter Zufriedenheit.

Dieß wurde bekannt, und bald war nun der Name des Malers in aller Leute Mund. Er bekam Bestellungen auf Bilder, und sein Glück war gemacht. —

Das ist eine von jenen Thatsachen, die einem vernünftigen Menschen viel zu denken geben können! Wer wollte den Finger Gottes darin verkennen? Der ist aber in vielen tausend Begebenheiten sichtbar, wenn wir ihn nur sehen wollen! —

XVII.

Priesterleben eines Dorfkaplans.

Nicht selten sterben Diejenigen in den besten Jahren dahin, die am eifrigsten und ersprießlichsten für die Erhöhung des Reiches Gottes auf Erden wirken — das lehrt die Erfahrung. Vielleicht nimmt der Herr derlei Gottesmänner darum so früh hinweg aus dieser Welt, weil Er sie als zu gut für die sündige Erde achtet; vielleicht will der Herr hiedurch darthun, daß eigentlich Er, und Er allein es sei, der sein Reich auf Erden lenke und leite, erhalte und fördere, und daß Er seine Zwecke erreichen könne unabhängig von der Beschaffenheit seiner Werkzeuge; — doch es steht uns nicht zu, den Allweisen zu fragen: Warum thust Du das? — Genug, die Diöcese Würzburg hat auf diese Weise am 26. September des Jahres 1854 einen ihrer würdigsten Geistlichen, einen ihrer frömmsten Priester, einen ihrer thätigsten Arbeiter ver-

loren — den hochwürdigen Local=Kaplan Augustin Gundermann*).

Es dürfte nicht ungeeignet sein, wenn ich das liebliche Bild seines priesterlichen Lebens und Wirkens diesem Buche einfüge; und ich thue dieß um so freudiger, weil ich mit dem Verblichenen seit der Zeit, in der wir zugleich die süße Bürde des heiligen Priesterthums auf uns genommen, im innigsten Freundschaftsverhältnisse gestanden, und häufiger persönlicher Verkehr, ein lebhafter Briefwechsel, sowie Mittheilungen seiner Verwandten und Bekannten mich mit seinem Denken und Handeln vertraut machten.

Wenn es wahr ist, und die ewige Wahrheit sagt es ja, daß die wahre Weisheit nur bei der Demuth gefunden wird (Spr. 11, 2.), und wenn überhaupt die Demuth als das unentbehrliche Fundament der Tugend für jeden Christen gilt, so ist das gewiß vor Allen bei dem Priester der Fall. Und eben diese Mutter der Weisheit, die Grundtugend der Demuth besaß Gundermann in einem vorzüglichen Grade. Sie war bei ihm nicht bloße Aeußerlichkeit, nicht affectirtes Wesen, sondern man sah es deutlich, daß sie tief in seinem Herzen wurzelte, und daß er selbst am wenigsten dieser herrlichen Tugend sich bewußt war. In seinem ganzen Benehmen war auch nicht das geringste Auffallende; er war weder schüchtern, noch unbescheiden; mit aller Natürlichkeit und Unbefangenheit bewegte er sich wie unter dem gewöhnlichen Volke, so unter seinen Freunden, so unter Vornehmen, so unter den Augen seiner Vorgesetzten. Sein kindliches Herz spiegelte sich auf seinem Antlitze ab, und sein helles, klares Auge ließ weit hinabsehen in sein offenes und anspruchsloses Gemüth.

Die Aechtheit seiner Demuth bestand jede Probe. Leicht ertrug er es, wenn er irgendwie nicht die Beachtung oder Berücksichtigung fand, die er verdiente, und eine freundschaftliche Zurechtweisung wegen eines Fehlers oder Mißgriffs nahm er unbeleidigt, ja freundlich hin. Gern hörte er die Meinung

*) Er war geboren zu Burgwindheim als der Sohn eines sehr würdigen Schullehrers am 13. Juni 1818, absolvirte seine Studien zu Bamberg und Würzburg und empfing die heilige Priesterweihe am 24. August 1844. Er war zuerst Kaplan zu Dingolshausen, dann zu Forst, hernach zu Aidhausen und seit 1848 Local=Kaplan zu Mainberg, Filiale von Schonungen, Landgerichts Schweinfurt.

eines Anderen an und war sogleich entschlossen, dieselbe zur Richtschnur zu nehmen, sobald er sie als die richtigere erkannt hatte. Es schrieb ihm einst ein Freund: er würde eine gewisse Sache anders angreifen, als er (Gundermann) es zu thun gedenke. Sogleich entgegnete er: „Für Deinen aufrichtig gutmeinenden Rath im Betreff . . . meinen herzlichen Dank! Sei versichert, Du hättest ihn auch ganz kategorisch aussprechen dürfen, und ich bitte Dich, daß Du es bei möglichen anderen Gelegenheiten thust; ich würde dennoch Deine freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich erkannt und Deinen Rath mit aller Bereitwilligkeit dankbar angenommen haben" — Er dachte so bescheiden von seinem eigenen Urtheile, daß er bei irgend wichtigen Angelegenheiten auch fremden Rathes sich erholte, wo es anging.

Mit der nämlichen Bereitwilligkeit, mit der er fremde Meinung anhörte, sprach er auch die seinige aus, wo man ihn dazu veranlaßte, wie denn auch manche seiner Freunde öfter Aufschluß und Belehrung von ihm erhalten haben. Ja, bei vorkommenden ernsteren Mißgriffen, besonders wo es sich um öffentliches Aergerniß handelte, trug er kein Bedenken, seinem Liebes- und Gewissens-Drange zu folgen und seine ihm näher stehenden Mitbrüder „angemessen zu tadeln und energisch aufzufordern", das Fragliche abzuändern. Bei alldem war er äußerst vorsichtig und bedächtig in seinem Urtheil über Andere. Sprach er sich je einmal über Andere aus, so geschah es immer mit schonender Liebe und ohne alle Bitterkeit und Heftigkeit. Wie schön sind die Worte, welche er einst über einen gefallenen Priester äußerte: „Beten wir, daß Gott nach der Menge seiner Erbarmungen auch ihn zur Umkehr und Buße führen möge. Dominus humiliavit eum, ut discat justificationes suas. Oremus et vigilemus! (Der Herr hat ihn gedemüthiget, damit er seine Satzungen lerne. Ps. 118. — Laßt uns beten und wachen!) Der Herr rette und erhalte uns!"

War Gundermann in der Demuth seines Herzens nicht darauf bedacht, den Menschen zu gefallen, so lag ihm um so mehr daran, als eifriger Diener des Herrn erfunden zu werden. Darum war ihm nicht nur jede Gelegenheit willkommen, wenn er Etwas zu Gottes Ehre oder zum Heile der Seelen wirken konnte, sondern er suchte solche Gelegenheiten förmlich auf. Nicht zufrieden, in dem ihm zugewiesenen

seelsorgerlichen Wirkungskreise mehr gearbeitet zu haben, als die strenge Pflicht ihm auferlegte, oder man nur billiger Weise von ihm fordern konnte, eilte er auch noch seinen Mitbrüdern zu Hilfe, besonders bei Beichtconcursen u. dergl., um an den Früchten ihres Eifers Antheil zu haben. Dabei nahm er so wenig Rücksicht auf seine Gesundheit, daß man geradezu annehmen darf, sein unbegrenzter Eifer in der Erfüllung seines heiligen Berufes sei die eigentliche Ursache seines frühen Todes gewesen. Man darf dieß um so mehr sagen, da er von Natur gar nicht stark, und namentlich seine Brust so schwach war, daß sie ihm sogar öfter Schmerzen verursachte. Das konnte ihn aber nicht bewegen, seinem gewohnten Eifer irgendwie Einhalt zu thun. So reiste er im Winter 1852 zu der Mission, welche damals in dem sieben Poststunden entfernten Münnerstadt von Jesuitenvätern abgehalten wurde, wo er trotz einem Missionär zehn Tage Beichten hörte. Und am Ende dieser erschöpfenden Anstrengung äußerte er: „Die Tage, die ich in Münnerstadt verlebte, waren die schönsten meines Lebens. Ich bedauere nur, daß ich nicht schon die ersten fünf Tage dort war, denn es waren wahrhaft himmlische Tage. Und was ließe sich erst sagen von einem solch' trostvollen Beichtstuhle!“ Ungeachtet dieser anstrengenden Arbeit lag er auch noch seinen gewohnten besonderen täglichen Andachten ob. Der mit ihm damals das Zimmer theilende Herr Pfarrer K. äußerte einmal, Gundermann habe nach ausgelöschtem Lichte jedesmal noch eine gute Weile am Bette knieend gebetet — wahrscheinlich den Rosenkranz, den er täglich zu beten pflegte. — Im Beichtstuhle nahm er es mit dem Sündenbekenntnisse der Pönitenten sehr genau, zog aber mächtig an durch die innige Theilnahme, die er für die Gewissenszustände derselben an den Tag legte, und durch den Trost und Muth, der aus seinen Worten in die Seelen der Beichtenden strömte. Er hatte sich nicht blos durch Studium und Gebet, sondern auch durch eigenes Ringen und vielseitige Kämpfe im innern Leben zum erfahrenen Beichtvater und Seelenführer gebildet.

Der Eifer, der vom Geiste der Demuth getragen ist, hat noch allezeit den Priester beredt und seine Predigten fruchtbringend gemacht. „Wer mag zweifeln, daß der Geist der Liebe, die brennende Sehnsucht nach der Verherrlichung Gottes und dem Heile der Menschen der erste und vorzüglichste

Lehrmeister der Predigtkunst sei? Alle Schulen der Rhetoren und alle ihre Vorschriften werden den Dienern der Kirche niemals so wirksame Hilfe gewähren, wie der heilige Eifer, der die Seele ihres Berufes ist. Der Eifer verleiht ihnen die Mittel und die rechte Weise, von allen Dingen so zu reden, daß ihre Zuhörer wie sie selbst Nutzen davon haben. Der Eifer lehrt sie, Alles zu vernachlässigen, was weniger dazu dient, das Herz zu bewegen, als den Geist zu unterhalten und den Ohren zu schmeicheln; der Eifer legt jene Flammenworte auf ihre Lippen, welche die Trägen ermuntern und die Hochmüthigen schrecken, und es ist der Eifer, der die Todten erweckt, die Erde und das Meer bewegt und, vom Geiste getrieben, den Völkern ohne Aufhören die Mahnung an die unendliche Barmherzigkeit und an die ewige Strafe zuruft." (Ludwig v. Granada: die Rhetorik der Kirche.)

Gundermann war von diesem Eifer beseelt, und man könnte schon daraus schließen, daß er mit großer Freude und mit reichem Segen das Gotteswort verkündet habe, wenn es auch nicht bekannt wäre, daß er öfter auf der Kanzel erschienen, als es die gewöhnliche Kirchenordnung mit sich bringt, und daß die tiefe Ueberzeugung, die er von der Wahrheit und beseligenden Kraft der christkatholischen Lehre im Herzen trug, ihn angetrieben, keine passende Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um die Herzen seiner Zuhörer, die jedesmal mit Aufmerksamkeit und frommer Hingebung um ihn versammelt waren, in seinen einfachen, wohldurchdachten, ruhigen, von heiliger Salbung durchwehten Vorträgen zum Glauben an Christus und zur Vollziehung seines heiligen Willens zu bewegen und zu entflammen.

Zur Zeit der Eisenbahnbauten zwischen Bamberg und Schweinfurt machte ihm die religiöse und sittliche Verkommenheit der dortigen Arbeiter großen Kummer. Da die kleine Kirche zu Mainberg nicht Alle zu fassen vermochte, so veranstaltete er in Verbindung mit dem Bauunternehmer S. im Freien einen Gottesdienst, ließ Altar und Kanzel errichten, alle Arbeiter einladen, und legte ihnen in einem ausführlichen und eindringlichen Vortrage ihre Pflichten und die Sorge für ihr Seelenheil so nachdrücklich an das Herz, daß von dieser Zeit an eine heilsame Umwandlung unter den Arbeitern wahrgenommen und manches sündhafte Verhältniß hiedurch

zerstört wurde. Im letzten Jahre vor seinem Tode, als die Wirthe und Brauer des Landgerichtsbezirks Schweinfurt in der Kirche zu Mainberg ihren Jahrtag hielten, legte er nach dem Evangelium das Meßgewand ab und hielt vom Altare aus eine ergreifende Anrede an die Versammelten, daß sie doch bei ihrem Geschäfte nicht blos auf ihren zeitlichen Vortheil sehen, sondern auch ihr eigenes und ihrer Mitmenschen ewiges Heil im Auge haben sollten. Dasselbe sagte er auch den Wirthen einzeln, so oft er dazu Gelegenheit hatte, und stellte ihnen namentlich vor Augen, welch' schwerer Verantwortung sie sich durch eine zu häufige Abhaltung von Tanzmusiken aussetzten und wie viele Sünden bei derlei Belustigungen sie durch eine besonnene Handhabung der Hauspolizei verhüten könnten. — Er durfte Allen Alles sagen, und es nahm ihm dieß Niemand übel, so sehr war man überzeugt, daß er nur das Beste eines Jeden wolle.

Den jungen Leuten, die noch zu schwach waren und den Muth nicht hatten, sich ganz und gar von den Tanzplätzen ferne zu halten, gab er wenigstens die Mittel an die Hand, durch die sie an derlei Orten vor Sünde und Verführung sich schützen könnten. Er hatte es in Mainberg dahin gebracht, daß mit dem Schlage der Polizeistunde die etwa noch anwesenden Mädchen sogleich und in Gemeinschaft den Tanzboden verließen.

Derselbe Eifer, der Gundermann antrieb, im Beichtstuhle die Sünder mit Gott zu versöhnen und auf der Kanzel die Worte des Heiles zu verkünden, trieb ihn auch fast täglich in die Schule, um dort die unschuldigen Kleinen, die ihm seine Liebe waren, mit der Milch der göttlichen Lehre zu nähren; denn er war zu sehr überzeugt, und die Erfahrung hatte es ihn oft genug gelehrt, daß, je fester in den zarten Kinderherzen Religion und Tugend begründet worden, desto schwerer es später der Versuchung halte, den Jüngling oder die Jungfrau, die aus dem Kinde geworden, zu verführen, und daß, wenn diese selbst das Unglück gehabt hätten, einmal vom rechten Wege abzuirren, sie desto leichter wieder zu sich und zu Gott zurückgeführt werden könnten, je tiefer in den Tagen ihrer Kindheit die guten Lehren der Schule in ihren Herzen Wurzel geschlagen hätten. — Dafür hingen aber auch die Kinder an ihm — fast mehr als an ihren Eltern. Das

wurde recht offenbar bei seiner Beerdigung. „Ich kann Weinen und Weinen unterscheiden,“ — schrieb mir ein Freund — „aber ich hätte Sie an seinem Grabe gewünscht und die Kinder um ihn weinen sehen. Sie waren förmlich trostlos; ich befürchtete, sie würden krank.“ — Und mit welcher Liebe, Geduld und Ausdauer unterrichtete er die Kinder, die zum ersten Male die heilige Communion empfangen sollten! Mit welcher Inständigkeit suchte er ihnen die hohe Bedeutung dieses Schrittes klar zu machen! Wie war er bestrebt, die Andacht zum heiligsten Altarssakramente in den jugendlichen Herzen zu beleben und zu befestigen, und sie zur Bewahrung ihrer Unschuld zu bestimmen, ohne welche die Liebe zu diesem hochheiligen Sakramente bald erkalten muß! Mit welcher Emsigkeit schmückte er das Haus Gottes, um die Feier der ersten heiligen Communion zu erhöhen und das Andenken daran den Neucommunicanten tiefer einzuprägen!

Wo ist endlich ein Seelsorgspriester, der fleißiger die Kranken besucht und mit innigerer Theilnahme ihnen Trost zuspricht, wo ist ein Priester, der mit einer größeren Sorgfalt sich der Armen annimmt, als es Gundermann gethan? — Nicht nur, daß er mit seinen eigenen geringen Mitteln die Nothleidenden, besonders verschämte Hausarme, nach Kräften unterstützte und bei Freunden und Gutthätern milde Beiträge für dieselben einsammelte, er gab sich auch alle Mühe und reiste selbst öfter nach Würzburg, um Armen die Wohlthaten öffentlicher Stiftungen, des Juliusspitals und des Waisenhauses daselbst, zuzuwenden, oder arme Kinder zu braven Handwerksleuten in die Lehre zu bringen.

*

„Te ipsum castum custodi!“ — „Halte dich selbst keusch!“ (1. Timoth. 5, 22.) Dieser inhaltschwere Zuruf des Apostels stand tief in dem Herzen Gundermann's eingeschrieben. Die Flamme des Gotteseifers, die in seiner Seele loderte, hätte erlöschen müssen, wäre sie nicht immer wieder von Neuem durch das heilige Oel unbefleckter Reinigkeit genährt und angefacht worden. Denn Das muß als eine ausgemachte Sache betrachtet werden, daß nirgends ein Priester mit wahrem Eifer wirkt und wirken kann, der nicht ein reines Herz sich bewahrt, so wie auch unmöglich auf dem Wirken

eines befleckten Priesters die volle Weihe und der volle Segen Gottes liegen können. Mit ängstlicher Sorgfalt wachte Gundermann über die Reinheit seines Herzens von jeder Sünde. Deßhalb ging er wöchentlich zur heiligen Beicht, bisweilen noch öfter; und um dieses zu können, scheute er, wenn er seinen näheren Beichtvater nicht haben konnte, einen Weg von 1—2 Stunden und die schlimmste Witterung nicht, um nur ja möglichst würdig jedesmal die heilige Messe zu feiern und nie unvorbereitet zu sein auf die Stunde, in welcher ihn der Herr zu sich rufen würde, nicht weniger, um immer neuen Muth und frische Kraft aus dem heiligen Bußsakrament sich zu schöpfen auf dem schlüpfrigen und steilen Pfade zum ewigen Leben. Die stete Jungfräulichkeit, die er einst vor Uebernahme der höheren Weihen in die jungfräuliche Hand des von der Jungfrau gebornen Gottessohnes gelobt, bewahrte er mit einer so unverbrüchlichen Treue, daß man weder in seinem Hause, wo er nur eine seiner Schwestern um sich hatte, noch außer demselben den leisesten Schatten einer Sünde gegen diese Tugend, die den Priester des Neuen Bundes am meisten ziert und zieren muß, wahrnehmen konnte. Ihren Abdruck fand diese Herzensreinheit in seinem ganzen äußeren Auftreten. Ohne auch nur eine Spur von Eitelkeit zu verrathen, war er doch bedacht, daß sein Körper, die Hülle und das Instrument der Seele, rein sei, und niemals sah man ihn in schmutzigen Kleidern oder in vernachläßigtem Anzuge daher kommen. — Wahrlich, an Gundermann sah man jenes Engelsbild ausgeprägt, welches die „Nachfolge Christi" so bewundernswürdig zeichnet: „O wie groß und ehrwürdig ist das Amt der Priester, denen es vergönnt ist, den Herrn des Himmels und der Erde mit heiligen Worten zu consecriren, mit den Lippen zu segnen, mit den Händen zu berühren, mit eigenem Munde zu empfangen und Anderen darzureichen! — O wie rein müssen die Hände, wie lauter der Mund, wie heilig der Körper, wie makellos das Herz eines Priesters sein, zu welchem der Urheber aller Reinheit so oft einkehrt! Aus dem Munde eines Priesters, der so oft das heilige Sakrament empfängt, soll Nichts, als heilige, ehrbare und erbauliche Worte hervorkommen. Seine Augen, die den Leib Christi anzuschauen pflegen, sollen einfach und züchtig sein, und in Unschuld sollen seine Hände, die so oft

den Schöpfer des Himmels und der Erde berühren, sich zum Himmel erheben."

Die besonderen Mittel aber, um rein zu bleiben, waren ihm nebst den täglichen und regelmäßigen Gebeten, denen er mit großer Sammlung oblag, die kindliche Verehrung Mariens und der häufige Besuch Jesu im heiligsten Altarssakramente. Er hatte nicht blos mit verschiedenen Abbildungen Mariens sein Wohnzimmer geziert, um durch den Anblick derselben immer von Neuem wieder zu gottinnigen und keuschen Gedanken erweckt zu werden, sondern er trug auch das Bild der jungfräulichen Gottesmutter stets in seinem Herzen, um an ihrem gottseligen Leben das seinige zu erbauen und sich ihrer Fürsprache bei ihrem geliebten Sohne zu versichern. Und mit welcher Lust und Freude ging er nach seiner kleinen Kirche, um dort vor dem heiligsten Altarssakramente sich niederzuwerfen und es anzubeten! Nicht selten verließ er noch am späten Abend im Drange der Sehnsucht nach dem göttlichen Erlöser sein Betpolster, auf dem sich in Folge des häufigen Gebrauches seine Kniee tief eingedrückt hatten, eilte aus dem Hause, dem in der Brodsgestalt verborgenen Gottmenschen entgegen, um ihm entweder ein Leid zu klagen, das auf ihm lag, oder sich seine Hilfe zu erbitten in seinen Anliegen, oder sein dankerfülltes Herz vor ihm auszugießen. Die priesterlichen Tageszeiten, die er nie versäumte, betete er in der Regel in der Kirche.

Aus der Liebe, die er zu Jesus im heiligsten Altarssakramente hatte, erklärt sich auch, warum er so sorgsam auf die Zierde des Gotteshauses und die Reinlichkeit an all' den heiligen Utensilien bedacht war, die mit diesem heiligsten Sakramente in nähere Beziehung kommen. Die Kirche Mainbergs, die arm war, ließ er durch Concurrenzbeiträge, zu deren schnellerer Erlangung er wiederholt selbst nach Würzburg reiste, ausweißen und herrichten; er sorgte für Vergoldung der Kelche und für Beischaffung würdiger Paramente; die Kirchenwäsche, die seine Schwester unentgeltlich besorgen mußte, war immer in einem so sauberen Zustande, im Besonderen die Corporalien, Purificatorien &c., daß jeder fremde Priester, der sich derselben bei der heiligen Messe bediente, unwillkürlich auf den innig-gläubigen Sinn Desjenigen schloß, der die ordnende Hand von allem Dem war, was Einen hier freundlich ansprach und erbaute.

Es ist wohl überflüssig, zu bemerken, daß Gundermann bei seinem regen und aufrichtigen Streben nach innerer Durchbildung auch das außergewöhnliche und von der Kirche den Priestern so sehr empfohlene Mittel der „geistlichen Uebungen“, wie sie alljährlich in der Diöcese Würzburg abgehalten werden, nur willkommen war. Er wohnte denselben jedesmal bei, so oft er vom Hause abkommen konnte, und nahm immer einen reichen Fond frommer Erhebung und frischer Stärkung von denselben mit zurück. Namentlich gedachte er gerne jener Exercitien, welche P. Lamezan S. J. im Oktober 1852 im Seminar zum guten Hirten zu Würzburg geleitet hatte.

In einem Briefe äußerte sich Gundermann über P. Lamezan als Exercitienmeister unter Anderem: „Was den Inhalt seiner Reden betrifft, so kann man sie ohne Zweifel ausgezeichnet nennen. Ein Thema bearbeitete er oft lange mit einer großen Klarheit und Einfachheit, so wenig abschweifend, daß man wahre Gründlichkeit von ihm lernen konnte. Zu dieser Alles erschöpfenden Gründlichkeit benützte er aber auch Alles: Bilder aus der Natur, Gleichnisse, Historien u. s. w. — Alles mußte dazu dienen, den Verstand zu überzeugen, den Willen zu bewegen. Dabei sprach er so menschenfurchtlos und doch so demüthig, äußerlich so ruhig und doch innerlich so warm und begeistert, daß er unwillkürlich mit sich fortriß. Wer seinen Vortrag über die Nothwendigkeit der täglichen Meditation gehört, wird eher Alles, als dieselbe, unterlassen.“

Diese Exercitien waren es auch, die den schon früher von ihm genährten Gedanken, in einen geistlichen Orden zu treten, wieder neu belebten. „Die Exercitien“ — fügte er obigen Worten bei — „haben meine Neigung, in einen Orden zu treten, wieder sehr wach gerufen. O hätte ich die Eigenschaften zu einem Jesuiten; sogleich würde ich diesem Orden zueilen!“ Diesem Verlangen, einem religiösen Orden anzugehören, kam er später insoferne wenigstens nach, als er sich am 18. August 1853 in den dritten Orden des heiligen Franziscus aufnehmen ließ. „Da ich auch große Freude an der Landseelsorge habe,“ — äußerte er sich dabei gegen einen Freund — „glaube ich einigermaßen so den Ordensstand mit dem Weltpriesterstand verbinden zu können, um so mehr,

da der dritte Orden nach dem Ausspruche so vieler Heiligen fast dieselben Gnaden der ersten Orden gewährt." *)

Wollte Gundermann sich auch eine körperliche Erholung gönnen, dann machte er entweder einen Spaziergang in die freie Natur, für deren Schönheiten er sehr empfänglich war, oder er besuchte einen benachbarten Geistlichen, mit dem er eine Stunde in Gesprächen entweder über die theologische Wissenschaft, die er nie vernachlässigte, oder über seelsorgerliche Vorkommnisse, wo er in seinem eigentlichen Elemente war, oder über sonstige nützliche oder lehrreiche Gegenstände dahinstreichen ließ. Dazu brachte er immer jenen kindlich-heiteren Sinn mit, der allen reinen Seelen eigen ist, und verleidete niemals einem seiner Mitbrüder durch trübselige Kopfhängerei auch nur einen Augenblick. In der Regel unternahm er auch alljährlich eine größere Reise; mehrmals zu seinem Onkel und Taufpathen P. Augustin im Kloster Reisach. — „Eine solche größere Reise," — meinte er — „wenn man sie mit der gehörigen Geistessammlung macht und die Gefahren, die uns bei solchen Veranlassungen entgegentreten, wachsam beseitigt, täglich recht mit Vertrauen betet: Averte oculos meos, ne videant vanitatem (Wende ab meine Augen, auf daß sie nicht Eitelkeit sehen) (Ps. 118.) — kann recht heilsam für uns werden."

Die Wirthshäuser mit ihren Magneten hatten für ihn keine Anziehungskraft, und wer ihn hätte bestimmen wollen, auf Felsenkellern und Kegelbahnen sich Vergnügen zu machen, würde sich die Mühe umsonst gegeben haben.

Bedarf es wohl noch eines Wortes, um zu sagen, daß Gundermann, der kein anderes Streben hatte, als die Ehre Gottes, und der sich von Herzen freute, wenn Etwas zu diesem Zwecke geschah, es mochte ausgehen, von wem es wollte,

---

*) Ueberhaupt zeigte sich in der Familie Gundermann's ein besonderer Drang zum Klosterleben. Vier Geschwister seines Vaters, welcher selbst durch einen ächt christlichen Sinn und Wandel sich auszeichnete, gehörten dem Ordensstande an: ein Bruder war regulirter Chorherr zu Klosterheidenfeld (er starb vor den übrigen Geschwistern), ein zweiter, P. Gregor, war Bernardiner zu Klosterebrach († 1850), ein dritter, P. Augustin, gehörte dem Orden der unbeschuhten Carmeliten an und starb 1853 im Kloster zu Reisach (Urfarn), und eine Schwester war Dominicanerin im Kloster zum heiligen Grab bei Bamberg. Alle galten als wahre Zierden ihrer Klöster.

auch mit den ihm vorgesetzten Pfarrern im besten Einverständnisse lebte? Um von den früheren Pfarrern, bei denen er Kaplan war, nicht zu reden, die auch später noch immer mit Liebe seiner gedachten und ihm dieß bei mancherlei Veranlassungen zu erkennen gaben, genügt es zu bemerken, daß bei Gelegenheit seiner Beerdigung ein anwesender Priester mit Recht das Verhältniß zu seinem letzten Pfarrer Herrn B. in Schonungen „ein wahrhaft rührendes“ nennen konnte. „Pfarrer B. ist sehr gut mit mir“ — äußerte er mehrmals. Es wußte B. aber auch den Werth seines Kaplans — oder vielmehr des „Freundes“, den er an Gundermann hatte — zu schätzen. Manchmal erklärte ihm dieser, es könne aus gewissen Gründen, die er näher bezeichnete, räthlich sein, wenn er eine andere Stelle suche, und daß er dieß thun wolle. Aber jedesmal bat ihn Pfarrer B., zu bleiben, und dankte ihm herzlich für das Opfer, das er ihm zu bringen gesonnen sei.

Und mit welcher aufrichtigen Liebe und Zärtlichkeit hing Gundermann an seinen Freunden! Jeder Auftrag, den diese ihm gaben, wurde schnellstens und mit Freuden erledigt, jede Bitte gewährt, insofern dieß nur immer in seiner Macht stand. „Trotz Sturm und Wetter“ machte er sich auf den Weg, wenn es galt, ihnen einen Dienst zu erweisen. „Ich gedenke und denke täglich Deiner,“ — schreibt er einmal — „dafür bürgt der Anblick so vieler Orte von hier bis S.“ „Ich schicke Dir hier das Blatt,“ — bemerkt er ein andermal — „aber ich bitte Dich, daß Du diesen meinen Namen nicht sowohl in Dein Album, als vielmehr in's Memento und in's Gebet einlegst.“ Mit Freuden begrüßte er stets den Namenstag seiner ihm näher stehenden Mitbrüder, um ihnen die Wünsche seines reichen und liebevollen Herzens auszusprechen. Nur einige Stellen aus einem derartigen Briefe! „Ich habe mich in dieser Woche“ — schreibt er — „schon vielfach mit dem heiligen Laurentius, resp. mit seinem heiligen, heldenmüthigen Leben beschäftigt, weil ich dieß morgen auf der Kanzel zu W. auszulegen habe — dieses ist die Ursache, daß ich erst heute dazu komme, an einen anderen Laurentius zwar nicht erst zu denken, aber doch zu schreiben. — Wieder ein Jahr, und wieder Laurenti ist da. — Hoffentlich wirst Du bisher in harmloser Zufriedenheit gelebt haben, und so möge auch Dein morgiger heiliger Namenstag, und so alle, welche

Dir Gott noch beschieden, in wahrer Ruhe und Frieden des Herzens, auch in Gesundheit und Wohlsein für Dich vorübergehen!"

Im Uebrigen entging es auch den Vorgesetzten Gundermann's nicht, welch' ein gewandter, brauchbarer und unermüdet thätiger Priester er sei. Im Jahre 1851 erhielt er durch Decret des hochwürdigsten bischöflichen Ordinariats die ehrende Anweisung, provisorisch während der Sommerzeit in der Seelsorge zu Schweinfurt Aushilfe zu leisten, abwechselnd an allen Sonn- und Feiertagen dort zu predigen, wobei er sich viel Achtung und Beifall erwarb, und am Gymnasium den katholischen Schülern des unteren Curses, sowie den Lateinschülern den Unterricht in der Geschichte zu ertheilen. Im vorhergehenden Jahre schon hatte er aushilfsweise die katholischen Lateinschüler zu Schweinfurt in der Religion unterrichtet. — Der damalige Vorstand des königlichen Landgerichts Schweinfurt fühlte sich gedrungen, der königlichen Regierung Mittheilung zu machen, mit welcher Rastlosigkeit, Umsicht und mit welch' gesegnetem Erfolge sich Gundermann der Armen von Mainberg und Schonungen annehme und wie er wesentlich zur Linderung der dortigen Nothstände beigetragen.

Von Natur nicht robust gebaut und brustkränkelnd konnte Gundermann bei der Strenge, die er gegen seinen Körper übte, und dem Eifer, mit dem er seinem Berufe oblag — er stand z. B. in der Regel um halb fünf, höchstens fünf Uhr Morgens auf, an Festtagen eine Stunde früher, um recht bald im Beichtstuhle sein zu können; an Mittwochen, Freitagen und Samstagen enthielt er sich der Fleischspeisen, und auch im Uebrigen lebte er sehr enthaltsam — auf die Dauer mit seiner Gesundheit nicht bestehen, und so ließ er schon seit mehr als einem Jahre manchmal merken, wie sehr er dieselbe angegriffen fühle, sowie die Ahnung eines baldigen Todes ihn seit mehreren Monaten beschlichen zu haben scheint.

Da trafen ihn noch zwei schwere Heimsuchungen, die ohne Zweifel sein auf eine schwächliche Gesundheit gebautes Leben auf's Tiefste erschütterten.

Die erste dieser Prüfungen war der Brand Schonungens. Es mögen einzelne Stellen aus dem Briefe, in welchem er diese Calamität bespricht, um so lieber hier einen Platz finden, weil uns in denselben zugleich ein rührender Zug

seiner Liebe zu Jesus im heiligsten Altarssakramente begegnet, auf dessen Rettung aus dem Gotteshause er vor Allem bedacht war. „Der 26. vorigen Monats“ — schreibt er am 12. Oktober 1853 — „war ein verhängnißvoller Tag für Schonungen. Vormittags neun ein halb Uhr war ich auf meinem Zimmer beschäftigt mit Ordnen meiner Papiere, wie man gerne an Montagen etwas nicht sehr Anstrengendes vornimmt, als der Feuerruf dahier erscholl und unsere Kirchenglocken stürmten. Fragend, wo es brenne, erfuhr ich: In Schonungen bei S. Mit Schrecken vernahm ich es, und den wüthenden Wind bemerkend, sagte ich in meinem Zimmer: „„Schonungen ist verloren!““ Und so war es auch. Ich begab mich sogleich auf den Weg, und als ich mich Schonungen näherte, brannte bereits die rechte und linke Seite an der Hauptstraße. Ich eilte auf die Kirche zu und kam ihr noch ganz nahe. Aber gerade die an die Kirche angrenzenden Häuser brannten schon und wälzten durch die engen Gäßchen einen solch' erstickenden Dampf, daß Alles flüchten mußte. Väter begegneten mir, ihre Kinder hinausschleppend und sonst Nichts von ihrer Habe. O welch' herzzerreißender Jammer! Zweimal ging ich die Kirchentreppe hinauf, und zweimal bebte ich wieder zurück vor dem fürchterlichen Dampfe, der Einem den Athem nahm. Ich mußte zurück, um nicht vermessen zu handeln. Ich wollte nur sehen, ob das hochwürdigste Gut schon gerettet sei. Dieses hatte Pfarrer B. gerade in dem letzten Augenblicke glücklich noch gethan. Ich ging zurück und wollte durch die Hauptstraße auf den Pfarrhof zu. Die Ziegel flogen schon von allen Seiten und drohten mir den Kopf zu zerschmettern. Als ich auf dem Platze vor der Schule ankam, brannte Alles ringsum. „„Hinaus! Hinaus!““ — schrie Alles, und so konnte ich nichts Anderes thun, als aus dem Dorfe hinauseilen und dasselbe seinem Schicksal überlassen. . . . . Ich ging gegen die Mühle zu, wo Menschen und Vieh jammernd und heulend umherliefen. . . . . Ich konnte mir nun denken, daß Pfarrer B. nur durch seinen Garten sich habe retten können. Deßhalb ging ich um das brennende Dorf herum — eben stand der Kirchthurm in Flammen — gegen Mainberg, und fand dann Pfarrer B. oberhalb des Gartens auf dem Felde mit dem Allerheiligsten, der Monstranz, dem Speisekelche, den Taufbüchern, Kelchen ꝛc. Ich

trug dann sogleich den Speisekelch, in welchen Pfarrer B. auch das Sanctissimum aus der Monstranz gelegt hatte, nebst den Kelchen, hieher in die Kirche. Dann ging ich wieder hinauf, und so sahen wir in dieses Flammenmeer hinein, ohnmächtig zu helfen. . . . . Pfarrer B. zog dann mit hieher und wohnt seit jener Zeit bei mir. . . . Bete, daß uns Gott vor einem ähnlichen Unglück bewahre. Mainberg steckt bis zu den Dächern voll; schrecklich, wenn hier jetzt ein Feuer auskäme, und gerade unter diesen Umständen — wie leicht ist es möglich!"

Das Unglück, welches auf diese Weise über Schonungen gekommen war, lastete aber nicht blos an sich schon schwer auf Gundermann's theilnehmendem und mitfühlendem Herzen, sondern brachte ihm auch noch manches „schwere Stück Arbeit", worunter seine angegriffene Gesundheit nichts weniger als sich erholen konnte. Um nur Eines zu erwähnen, so hatte er das gewiß nicht angenehme und dabei sehr mühsame Geschäft der Vertheilung der für die abgebrannten Schonunger eingegangenen Kleider allein besorgt, und war dabei mit einer so zarten Gewissenhaftigkeit verfahren, daß er bei der strengsten Kälte des Winters oft noch des Nachts an den Häusern herumging und nachfragte, ob Alle mit den nöthigen Kleidern versehen seien.

Hätte er es übrigens nur dabei bewenden lassen! Er glaubte aber, er müsse nun um so eifriger für die Seelen der Abgebrannten sorgen, je mehr sie an zeitlichen Gütern verloren hatten. Daher wuchs von Tag zu Tag sein Seeleneifer. In den Frühpredigten wechselte er zwar mit seinem nach Mainberg übergesiedelten Pfarrer ab, die Besorgung der Christenlehren aber und der Casualien, auch in Schonungen, hatte er sich von diesem für sich allein erbeten. Natürlich schmerzte es ihn immer von Neuem wieder, wenn ihn seine Pflicht nach diesem Orte der Verwüstung rief. „Eigenthümlich ist es," — schreibt er — „wenn ich von hier nach Schonungen zu einer der vierzehn bis fünfzehn Haushaltungen, die theils blieben, theils unter Nothdächern wohnen, Provisur gehen muß — an den öden Kirchenmauern dort vorüber, wie an einem Leichnam ohne Seele. Besonders Nachts, wenn man durch Schonungen geht, ist es schauerlich; man glaubt durch eine Todtengruft zu gehen, wo rechts und links Schädel

mit hohlen Augen stehen — so die Häusermauern mit den leeren Fensterstöcken. Wenn man vollends ein Leichenbegängniß dort zu halten hat, was mir jetzt schon einigemal vorkam, und ohne Geläute durch diese Ruinen zur Ruhestätte der todten Schonunger kommt, die allein das wüthende Element aus ihrem Schlafe nicht aufgescheucht hat, so möchte Einem das Herz erstarren."

In eben diesem Winter harrte er an Sonn- und Feiertagen gewöhnlich drei Stunden im Beichtstuhle aus, es mochten nun von den vielen Beichtkindern, die aus Nah und Ferne zu ihm ihr Vertrauen hatten, sich welche einfinden, oder nicht. Er fror dabei so zusammen, daß ihm die Hände aufbrachen. Regelmäßig wohnte er auch an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste seines Pfarrers bei. In der Fastenzeit hielt er noch besondere Abendbetstunden mit Fastenpredigten. Seine Predigten schrieb er in der Regel vor dem Kreuzbilde knieend; oft ging er auch zuvor in die Kirche, um dort vor dem Allerheiligsten die rechte Salbung einzuathmen. Diese Abendbetstunden setzte er auch den ganzen Sommer über fort.

Was Wunder, wenn er krank wurde? In einem Briefe vom 14. Februar 1854, der es nicht undeutlich zu erkennen gibt, wie sehr er bereits die Kraft seines Körpers im Wanken sah, schrieb er: „Ich bin seit acht Tagen unwohl, so daß ich morgen einen Arzt um Rath fragen will. . . . . In diesen Tagen meines Unwohlseins, in denen ich bisher die heilige Messe nur einmal aussetzte, dachte ich mehr als je an Tod und Ewigkeit, und insofern danke ich Gott für diese Schickung. Auch der Wunsch, in einem heiligen Orden Gott dienen und sterben zu können, trat wieder lebendiger als je hervor. So ist es. Der Körper muß dahingeworfen werden, dann kann die Seele freier und reiner zu Gott aufblicken, und in diesem Aufblicke erfaßt sie eine Sehnsucht nach dem wahren Vaterlande, von dem wir noch verbannt sind. Insofern wird Einem klar, daß endlich der Körper ganz zermalmt werden muß, damit die Seele völlig zu ihrem Schöpfer sich erschwingen kann."

Wieder genesen erfuhr er bald eine andere Heimsuchung, die schwerste, die über einen Sohn kommen kann, der seine Eltern so zärtlich und mit so dankbarem Herzen liebt, als es

Gundermann gethan hat; es starb am 5. Mai 1854 eines plötzlichen Todes sein Vater, Schullehrer zu Burgwindheim, eines der eifrigsten und gutgesinntesten Mitglieder seines Standes. „Der Zeitraum," — klagte er in christlicher Ergebung — „in welchem ich den theuern Namen „„Vater"" aussprechen konnte, ist für mich abgelaufen; wir haben unseren guten Vater verloren. Der Fall ist für mich um so schmerzlicher, als er plötzlich starb, nachdem er früh noch in der Kirche war und den Tag hindurch mit dem Unterrichte eines Schullehrlings sich beschäftigt hatte. Nur die Generalabsolution konnte ihm in der Eile noch ertheilt werden, so schnell verschied er. Unser Trost ist, daß er sich selbst schon länger fühlte, und daher, wie er überhaupt in seinem ganzen Leben die heiligen Sakramente öfter empfing, seit einem Jahre jeden ersten Monatssonntag in der Kirche beichtete und communicirte. Vier Wochen vor seinem Tode legte er noch einmal eine Generalbeicht ab, als hätte er es geahnt, daß dieses seine letzte Beicht sei. Wir vertrauen daher, daß seine Seele nicht verloren gegangen sein wird. . . . Ich bitte Dich, gedenke seiner in der heiligen Messe. Wir müssen freilich Gott danken, daß Er uns denselben so lange gelassen hat, und daß wir noch unsere Mutter haben, die uns der Herr noch lange erhalten möge!" — „Da ich nun meinen irdischen Vater verloren habe," — fügt er einem Freunde bei, dem er gleichfalls die Trauernachricht mitgetheilt hatte — „so bin ich jetzt desto mehr und will es auch sein — ein Kind des himmlischen Vaters. Man fühlt es: je mehr sich die irdischen Bande lösen, desto mehr wird man zu Gott hingezogen, der allein unser Trost und unsere Hoffnung ist."

Es lauten diese Worte jenen ähnlich, welche einst der heilige Franz von Assisi sprach, als er seinem Vater „Alles, was sein war," zurückgegeben hatte, um sich ungehindert und mit ganzer Seele dem Dienste des Herrn weihen zu können. Aehnlich jenem großen Heiligen lebte nun Gundermann mit gesteigerter Hingabe seinem Berufe. Das in Mainberg ausgebrochene Schleimfieber eröffnete seinem glühenden Seeleneifer ein weites Feld der Thätigkeit. Es war, als wenn eine unsichtbare Macht ihn triebe, schnellstens seine noch übrige Körperkraft im Dienste der Liebe zu verzehren, um desto früher zu dem Heiland zu gelangen, nach dessen Vereinigung

er im Stillen oft geseufzt hatte. Täglich besuchte er die Kranken, deren es Viele waren, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, half ihrer Noth ab, wo er konnte, tröstete sie und verband ihnen die Wunden der Seele. Die Sterbenden betete er gewöhnlich in die Ewigkeit und drückte ihrer Hülle die Augen zu.

Endlich klopfte das tückische Schleimfieber und mit ihm der Tod auch an seine Thüre. Schon in der zweiten Hälfte des August sah er sehr leidend aus. Am 27. August hielt er seine letzte Predigt, und zwar von der Ergebung in den göttlichen Willen. Der Tod — sagte er unter Anderem — gehe in Gestalt der seuchhaften Krankheit umher wie ein Dieb; es solle darum Jeder sich bereit halten. Am 30. August, zwei Tage nach der Gedächtnißfeier des heiligen Bischofs Augustin, las er zum letzten Male die heilige Messe. An demselben Tage schrieb er einem Freunde: „Ich bin seit drei Tagen krank, schreibe dieses matt und elend. Heute ließ ich einen Arzt rufen; der meinte, was auch ich meine: ein Schleim-, vielleicht auch ein Nervenfieber könne im Anzuge sein. Ist dieses der Fall, so weiß Gott allein, was Er über mich verfügt. Gefaßt muß ich auf Alles sein; möge Er mir denn gnädig sein in seinem Gerichte!" Einem anderen Freunde bemerkt er um diese Zeit bei Uebersendung eines Buches: „Ich bin unwohl. Das Schleimfieber scheint auch mir nahen zu wollen. Ruft mich Gott von dieser Welt ab, so behalten Sie dieses Buch und gedenken Sie meiner!"

Man sieht aus diesen Briefen, wie er ein Vorgefühl seines nahen Todes hatte, und wie vertrauensvoll sein Blick auf Gott gerichtet war, der in Kurzem sein Richter für die Ewigkeit sein sollte. Darum zögerte er auch nicht, alsbald und schon am 3. September sich die heiligen Sterbsakramente reichen zu lassen. Er empfing sie mit dem gläubigsten Herzen und der rührendsten Andacht. Als Pfarrer B., der ihm beistand und ihn nicht für bedenklich krank hielt, zögerte, ihm auch die heilige Oelung zu ertheilen, entgegnete er: „Spenden Sie mir dieselbe als körperliche Stärkung!" Als die heilige Handlung vollendet war, sagte er: „Jetzt bin ich gefaßt. Gott mache es mit mir, wie Er will!"

Das Schleimfieber schien indessen gelinde vorüberzugehen. Der Kranke konnte täglich einige Stunden außer dem Bette

sein. Er ordnete seine Sachen und bezeichnete Dasjenige, was nicht sein eigen war. In jedes geliehene Buch legte er einen Zettel mit dem Namen des Eigenthümers bezeichnet. Als er sich etwas besser fühlte, drängte es ihn nach seinem Brevier, dessen Abbetung ihm längst Bedürfniß geworden war. Das gewohnte Rosenkranzgebet wurde ohnedieß nicht außer Acht gelassen. Immer wieder machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes auf seine Stirne und besprengte sich von Zeit zu Zeit mit geweihtem Wasser. Jeden Abend mußte ihm seine Schwester, die ihn pflegte, verschiedene Gebete, als Glaube, Hoffnung, Liebe u. dgl. vorbeten. — Am meisten aber lagen ihm noch, dem treuen Hirten, seine erkrankten Schäflein in Mainberg am Herzen, und mit rührender Sorgfalt fragte er täglich bald nach Dem, bald nach Jenem, wie es mit ihnen wohl gehen möge. — Als seine Verwandten ihn in einer Angelegenheit um Rath fragten, so schrieb er: „Verschont mich jetzt mit weltlichen Dingen, damit ich mich ausschließlich mit dem Ewigen beschäftigen kann; wendet Euch an den Vetter E., der meine Stelle vertreten wird. Kommt auch nicht, mich zu besuchen; ich will allein sein."

Da trat eine Wendung seiner Krankheit zum Schlimmsten ein! — Am 23. September hatte er nach nochmaliger Beicht wiederholt die heilige Communion verlangt und empfangen. Es war das letzte Mal, daß Derjenige unter der Brodsgestalt Einkehr bei ihm nahm, den er nach einer „kleinen Weile" von Angesicht zu Angesicht schauen sollte. Tags darauf verlor er das Bewußtsein; es hatte ihn eine Gehirnlähmung befallen. Die drastischen Mittel, welche die Aerzte anwendeten, um das sinkende Leben aufrecht zu erhalten, waren ohne Erfolg. Am 26. September Nachmittags 3½ Uhr gab Augustin Gundermann seine reine Seele in die Hand Gottes zurück — merkwürdiger Weise gerade 365 Tage und 6 Stunden später, als das verheerende Feuer ausgebrochen war, welches Schonungen einäscherte! —

Allgemein sprach man: er ist wie ein Heiliger gestorben! — und die schmerzliche und tiefe Trauer der Gemeinde und der Umgegend bei dem Leichenbegängnisse that kund, daß man einen Priester nach dem Herzen Gottes, der „seine erste Liebe nicht verlassen" (Offenb. 2, 4.), zu Grabe trage. „Das war ein Weinen und Schluchzen, wie man es noch nie gehört." —

Man könnte mit voller Wahrheit auf sein Grabeskreuz die Worte Sirach's (45, 1.) schreiben:

„Er ward von Gott und Menschen geliebt;
sein Andenken ist im Segen."

XVIII.

Häuslicher Gottesdienst und Familienandachten.

(Nach dem „Salzburger Kirchenblatt".)

Der häusliche Gottesdienst ist nichts Anderes, als der öffentliche, gemeinsame Gottesdienst in kleinerem Maßstab; in ihm soll das Bild der Kirche im Kleinen, nemlich in der Familie, sich wiederholen.

Es verhält sich demnach mit dem häuslichen Gottesdienste, wie mit der Lebenskraft, die unsern Körper durchströmt und belebt. Gleichwie die Thätigkeit des Herzens mit der Thätigkeit der entferntesten und kleinsten Theile des Leibes in der innigsten Verbindung steht, so daß der Schlag jeder Ader eigentlich nichts Anderes ist, als eine Wiederholung der Bewegung, die im Mittelpunkte des Organismus, im Herzen geschieht; so ist oder wenigstens so soll der häusliche Gottesdienst nichts Anderes sein, als die Wiederholung der Thätigkeit und Lebenskraft der Kirche.

Auf das Naturgemäße dieses Verhältnisses weiset Alles hin, was in dem häuslichen Gottesdienste vorkömmt: Personen und Weisen des Gottesdienstes. Wir haben auch hier ein Nachbild des Priesters — den Hausvater; ein Nachbild der Gemeinde — die gesammte Familie. In häuslicher Andacht und Gottesverehrung erscheinen nemlich auch die Dienstboten als Miterlöste und als Kinder desselben Vaters, der im Himmel ist, und werden aufgefordert, ihm zu dienen mit Freudigkeit des Geistes. (Ephes. 6.) Auch hier sollen keine andern Akte vorkommen, als diejenigen, welche sich als die Wiederholung der Akte des öffentlichen Gottesdienstes ausweisen können: Gebet, Gesang, fromme Lesungen und Besprechungen, Wiederholung der Christenlehren und der Predigten. Insbesondere schließt die häusliche Andacht ein: das gemeinschaftliche Morgengebet,

die Gebete vor und nach dem Tische, den „Engel des Herrn“, das gemeinschaftliche Abend- oder Nachtgebet, das Rosenkranzgebet, wenn nicht täglich, wenigstens im Advent, in der heiligen Fastenzeit und an den Vorabenden der Sonn- und Festtage, das Absingen von Advent-, Weihnachts-, Fasten-, Ostern- und Marienliedern, und dieß Alles zu bestimmten Zeiten und Stunden.

Ueber die Wichtigkeit und den heilsamen Einfluß der Hausandachten auf das religiöse und sittliche Leben des ganzen Hauses kann wohl kein Zweifel sein. Sie gehören zu den hauptsächlichsten Mitteln, die Familie, diese Grundlage und erste Gliederung der socialen Gesellschaft, in christlicher Zucht, Ehrbarkeit und Gottesfurcht zu erhalten, und jene, die davon sich entfernt hatten, wieder dahin zurückzuführen. Sie sind der Puls, welcher den gesunden oder kranken Zustand der Familie anzeigt und überhaupt Etwas, wodurch andere Mittel ersetzt, was aber selbst durch kein anderes ersetzt werden kann. Es ist dieß auch ganz in der Natur der Sache gegründet, denn es bringt nothwendiger Weise die Uebung des häuslichen Gottesdienstes die Mitglieder der Familie näher an einander und macht, daß das ganze Familienleben ein festeres, innigeres, und in Gott geheiligteres wird. Häuslicher Unfriede, eheliche Zwiste u. s. f. können da nicht aufkommen oder doch nicht auf die Dauer bestehen, wo man gemeinsam zu beten gewöhnt ist. Und gleichwie der häusliche Gottesdienst die beste Vorbereitung für eine andächtige und gesammelte Theilnahme an dem öffentlichen ist, so kann wiederum auch dieser von keiner bleibenden Wirkung sein, wenn er nicht durch häusliche Andacht unterstützt wird. Denn in der Kirche kann doch nicht so leicht auf die Bedürfnisse Einzelner Rücksicht genommen werden, wie im häuslichen Gottesdienste; und dann, wie leicht werden unter dem Einflusse des Alltagslebens die wohlthätigen Eindrücke, die man in der Kirche an Sonn- und Festtagen erhalten, wieder verwischt, wenn sie nicht durch die häusliche Andacht gepflegt und weiter gefördert werden. Und wie es gewisse Tugenden gibt, die nur durch den warmen Hauch der häuslichen Andacht zum Leben geweckt werden, z. B. Gottesfurcht, Gehorsam, Sinn für Häuslichkeit und Ordnungsliebe u. s. w., ebenso gibt es auf der andern Seite gewisse Mißbräuche, die sich nur durch dieses

Mittel heben lassen, wie z. B. Nachtschwärmereien ꝛc. Man kann hier das Wort des Heilandes anwenden: „Diese Art böser Geister wird durch nichts Anderes ausgetrieben, als durch das Gebet.“ Wo könnte aber das Gebet wirksamer sein, als gerade in der gemeinsamen Familienandacht nach den Worten Christi: „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Endlich läßt sich, um noch Eines hervorzuheben, kein anderes und wirksameres Mittel ausfindig machen, die Dienstboten in die Gemeinschaft des Hauses zu ziehen, sie an Treue, Ordnung und Frömmigkeit zu gewöhnen, als die gemeinsame häusliche Andacht, und wenn die Herrschaften häufig über die entgegengesetzten Eigenschaften ihrer Knechte und Mägde Klage führen, so liegt die Schuld nicht sowohl an diesen, als an den Herrschaften selbst, die es verabsäumen, ihre Dienstboten regelmäßig zum häuslichen Gottesdienste zu versammeln.

Sehen wir uns aber in den Familien der Jetztzeit um, um uns zu überzeugen, wie gewissenhaft man da in der Uebung einer so wichtigen Sache ist, von welcher nicht allein die Tugend und Frömmigkeit, sondern auch das Wohl und Glück, ja sogar die Ehre, die Würde der Familie abhängt, so müssen wir gestehen, daß hierin eine auffallende Veränderung gegen die früheren Zeiten, und wahrlich nicht zum Besseren, sondern zum Schlimmern eingetreten ist. Wir können behaupten, daß sich in unseren Zeiten nur Trümmer der alten guten Sitte erhalten haben. Und worin sind die Ursachen dieser traurigen Erscheinung zu suchen? Die **Hauptursache** liegt jedenfalls in der Abnahme des kirchlichen Sinnes überhaupt. Unsere Voreltern waren treuere Kinder ihrer Mutter, der Kirche, als wir, und diese Treue spiegelte sich vornemlich auch in ihrem häuslichen Leben ab. Daher wiederholten sie auch so gerne zu Hause, was sie öffentlich in der Kirche gethan. Mit der Abnahme gläubiger Hingebung an die Kirche erlahmte auch das christliche Leben in den Familien. Es ist dieß ganz natürlich. Der Geist der Kirche ist der Geist der Gemeinschaft; so wie der Geist der Welt Trennung ist und Zerstreuung. Wo also jener abnimmt und dieser zunimmt, müssen sich die gemeinschaftlichen Bande im Großen und Kleinen, im Centrum und in der Peripherie, in der Kirche und in der Familie lockern und auflösen. In

den Tagen, als der heilige Geist eine Anzahl von Auserwählten aus der alten Zeit in die neue umgesetzt und so recht sichtbar neugeschaffen hat, war es vorzüglich jener Geist der Welt (die Hab- und Selbstsucht, diese Mutter aller Trennungen), welcher durch ihn vernichtet worden ist. Und daher das schöne Bild der ersten christlichen Gemeinde, wie es die Apostelgeschichte entwirft: „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele.“ Was ist folgerichtiger, als daß mit der Ablösung und Lostrennung von jenem ursprünglichen Geiste auch die christlichen Familien ein ganz anderes, aber freilich widerwärtiges Bild der Auflösung und Zersetzung darbieten? — Zu den mehr untergeordneten und zufälligen Ursachen der verfallenden häuslichen Andacht muß man rechnen: den Unglauben, die Irreligiosität, den Indifferentismus und einen ausschweifenden, liederlichen, unsittlichen Lebenswandel. Menschen, die an ihrem Glauben und an ihren guten Sitten Schiffbruch gelitten haben, beten nicht gerne; am wenigsten lieben sie, dieß in Gemeinschaft zu thun. Weitere deßfallsige Ursachen sind tiefeingewurzelte häusliche Uneinigkeiten, Zerrüttungen, die zum Theil in mißrathenen, unglücklichen Ehen (gemischten Ehen!) ihren Grund haben und ein gewisser falscher Ton, der besonders in hohen Häusern herrscht, und nach welchem es nicht für modern gilt, vor oder nach dem Tische, Früh und Abends sein Gebet zu verrichten. Es folgt aber hier Eines aus dem Anderen. Schämt man sich, beim Aveläuten das Haupt zu entblößen, die Hände zu falten und Gott die Ehre zu geben, so wird man bald dahin kommen, dieß auch vor dem Schlafengehen zu unterlassen.

Wie soll nun die Hausandacht wieder zu größerer Aufnahme und Uebung gebracht werden? Die Seelsorger versäumen es sicherlich nicht, in Predigten und Christenlehren, in der Schule, im Beichtstuhle, beim Brautunterrichte diesen so wichtigen Gegenstand zu erörtern und auf dessen Erfüllung hinzuwirken. Auch die Volksmissionen thun in dieser Beziehung sehr viel, indem sie den Leuten meist eine Tagesordnung für das gewöhnliche Leben mit der Unterweisung ertheilen, wie man einzelne Andachten abhält, die gute Meinung erweckt, die Gewissenserforschung vornimmt und überhaupt den Tag in christlichem Sinne zubringen soll. Es ist darum vornemlich an den Familienvätern gelegen, für die Einführung und

pünktliche Einhaltung der Hausandacht Sorge zu tragen. Sie sind es, welche die Stelle Gottes und Jesu Christi in ihrem Hause vertreten, auf welche die Augen der übrigen Glieder der Familie gerichtet sind und nach deren Muster diese ihr Betragen einzurichten pflegen; sie sind es darum auch, die einst vor Gott strenge Rechenschaft darüber ablegen müssen, wie sie den Ihrigen in der Uebung des Gebetes vorgeleuchtet haben. Möchten deßhalb die Familienväter diesen ernsten Gegenstand mit aller Liebe ergreifen, mit Eifer und Ausdauer die Hausandacht pflegen, wo sie bereits besteht, sie einführen, wo sie noch nicht besteht, und sich dabei durch keinerlei Hindernisse abschrecken lassen. Gottes Segen wird ihnen dafür nicht ausbleiben, ja es werden sicherlich noch späte Geschlechter Denen es danken, die den Geist gemeinsamer Andacht, mit den köstlichsten Früchten der Gottseligkeit, des Friedens und der Eintracht in einem Hause erweckt haben und durch die er sich so auf Kinder und Kindeskinder fortgeerbt hat.

XIX.

Ehre Vater und Mutter!

„Wer seinen Vater betrübt und seine Mutter von sich stößt, — sagt die heilige Schrift — der ist ein schändlicher und unglücklicher Mensch.“ Und wieder: „Ein Auge, das seinen Vater verspottet, und den Gehorsam seiner Mutter verachtet, das sollen die Bachraben aushacken und die jungen Adler fressen.“ Schreckliche Drohungen gegen Diejenigen, die gegen ihre Eltern sich versündigen! Die schrecklichste indeß spricht der Herr durch Moses aus: „Verflucht sei, wer seinen Vater und seine Mutter nicht ehrt; und alles Volk soll sagen: Amen!“ Also verflucht von Gott und von allen Menschen, verflucht im Himmel und auf Erden! Kann der Herr seinen Abscheu vor dieser Sünde, seinen Zorn gegen solche Uebelthäter deutlicher aussprechen, als Er es in diesen schauerlichen Worten thut?

Dagegen kann die heilige Schrift nicht Segenswünsche

genug für Diejenigen finden, die ihre Eltern ehren, sie lieben und ihnen willig gehorchen. Hören wir nur Eine Stelle! „Wer seine Mutter ehrt, der ist wie Einer, der Schätze sammelt. Wer seinen Vater ehrt, wird Freude an seinen Kindern haben, und an dem Tage, da er betet, erhört werden; er wird lange leben und der Trost seiner Mutter sein. Mit Wort und That und in aller Geduld ehre deinen Vater, damit sein Segen über dich komme und daure bis an's Ende. Der Segen des Vaters befestiget die Häuser der Kinder; der Mutter Fluch zerstöret sie vom Grunde aus. Ehre deine Eltern, und am Tage der Trübsal wird deiner gedacht werden, und wie das Eis an der Sonne bei schönem Wetter, so werden schmelzen deine Sünden."

Diese Verheißung ist durch tausend und tausend Beispiele in der Geschichte aller Zeiten bestätiget!

Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts lebte in Polen ein Edelmann, Namens Stanislaus, aus der Familie Rupniew-Ujeyski, die eine der angesehensten des Landes war. Als derselbe von seinem Könige Sigismund III., dem er als Geheimrath diente, mit einer wichtigen Botschaft an den Kaiser gesendet wurde, wollte er die Heimath nicht verlassen, bevor er sein elterliches Haus noch einmal besucht und von seiner verwittweten Mutter Abschied genommen. Als er nun nach Landessitte die Kniee vor ihr beugte, um ihre Hand zu küssen, befestigte sie einen kostbaren Ring an seinem Finger und sprach: „Bewahre diesen Ring sorgfältig zu meinem Angedenken und als Unterpfand, worauf ich meinen mütterlichen Segen gelegt habe." Der junge Mann, der, wenn schon in mancher Unordnung befangen, doch seiner Kindespflichten gewissenhaft eingedenk war, setzte nun getrost seine Reise fort, die ihn wenige Tage hernach am späten Abend vor dem Schlosse einer wohlbefreundeten Familie vorbeiführte, wo er Einkehr nahm. So gastlich aber und so ehrenvoll die Aufnahme war, die ihm zu Theil wurde, sollte er dennoch ein herbes Leid erfahren. Mit Schrecken bemerkte er am nächsten Morgen, daß sein Ring ihm abhanden gekommen, und da alles Nachsuchen fruchtlos blieb, so mußte er weiter ziehen, und sich mit der

schwachen Hoffnung vertrösten, das Kleinod bei der Rückkehr wieder zu finden.

Daß diese Hoffnung nicht grundlos gewesen, ergab sich zu seiner innigsten Freude, als er nach Beendigung seiner Mission, worüber mehrere Monate verstrichen, auf der Rückreise wieder in diesem Schlosse übernachtete. Denn nachdem er auf seinem Lager über die verschiedenen Plätze und Winkel nachgesonnen, die er am nächsten Morgen noch einmal sorglich durchsuchen könnte, erinnerte er sich mit einem Male einer Kluft oder Spalte im Gebälke der Fensterbekleidung, die er in der Eile, als er den Ring dort niedergelegt, gar wohl bemerkt hatte, so wie einer leisen Anwandlung von Besorgniß, die ihn damals gemahnt, daß sein Kleinod hier nicht zum Besten aufgehoben sei. Eilig machte er sich auf, zündete ein Licht an, untersuchte die Spalte und fand auch sogleich den Ring, der hineingefallen und seither unberührt darin verwahrt geblieben war.

Aber zu der Freude des glücklichen Fundes gesellte sich in seinem Herzen sofort ein anderer Gedanke. Er fing an, mit sich zu Rathe zu gehen, worin wohl eigentlich der Segen bestehen möchte, den seine Mutter, ihrer Versicherung nach, an diesen Ring geknüpft, und ob er denselben nicht etwa deßhalb in diesem Hause verloren und wiedergefunden, weil auch der darauf gelegte Segen hier seiner harrte? Sein Nachsinnen blieb nicht vergeblich; es war ihm, als ginge ein klares Licht auf in seiner Seele, und in diesem Lichte stand die Tochter des Hauses, die er bisher nur flüchtig beachtet hatte. Um sie warb er gleich am nächsten Tage, als ein den Eltern willkommener Freier; mit ihr vermählte er sich durch eben jenen Ring, und sie war es, die ihn durch ihre Sanftmuth und Güte vom Unglauben und mancher Unsitte zu einem ächt christlichen Lebenswandel führte; auch erzog sie ihm Söhne, welche dem Vaterlande zur Zierde gereichten und von denen Einer als Bischof und Reichsrath zu hohen Ehren gelangte.

Oftmals, noch im Greisenalter, pflegte Stanislaus mit Thränen der Rührung von den großen Dingen zu erzählen, welche die Kraft des Muttersegens in seinem Leben zu Stande gebracht.

„Ehre Vater und Mutter, so wird es dir wohlergeh'n

auf Erden!" Diese göttliche Verheißung hat auch der wackere Vukassovich an sich selbst zu seinem Glücke und zur ermunternden Lehre für Andere erfahren.

Die Kaiserin Maria Theresia war eine wahrhafte Mutter ihres Volkes. Keine wohlthätige oder wissenschaftliche Anstalt entging ihrer wachen, freundlichen Sorge. Sie besuchte unter Anderen mehrere Male im Jahre die Militär-Akademie in Wien, in welcher größtentheils Söhne armer und verdienter Offiziere auf kaiserliche Kosten für den Militärstand erzogen und musterhaft gebildet wurden. Mit zärtlicher Theilnahme forschte sie stets nach dem Stande dieser Anstalt, nach den Verhältnissen der Zöglinge und ihrer Aufführung. „Welcher von meinen lieben Söhnen — fragte sie einst wieder den würdigen Vorsteher der Akademie — führt sich am besten auf?" — „Eure Majestät, — antwortete dieser — sie sind Alle brav, Alle würdig Höchstihres Schutzes; der junge Vukassovich aber ist der Bravste von Allen." So pries der Vorsteher, so priesen alle Lehren den wackeren Jüngling. „Ich höre das Lob des jungen Menschen nun schon öfter — fuhr die edle Monarchin fort, und sah den Dalmatiner, der vor ihr ehrerbietig und erröthend stand, mit freundlichem Blicke an — ich wünsche ihn fechten zu sehen; er nehme das Rapier!" — So unkriegerisch der Jüngling früher vor der Monarchin gestanden, so majestätisch war sein Antlitz, so feurig sein blitzendes Augenpaar, so stolz und sicher seine Stellung, als er sich zum Kampfe bereitet hatte. Er war des Sieges gewiß, und alle Mitschüler senkten, bezwungen von seiner Kraft und Geschicklichkeit, nach vergeblichen Anstrengungen das Rapier. — Die gute Kaiserin fand an der Gewandtheit und schönen Haltung des Jünglings ein sichtbares Vergnügen. „Nimm hier — sprach sie zu ihm, indem sie ihm zwölf Dukaten übergab — eine Gratisgage, kleiner Soldat, und mache dir nach so hitzigem Gefecht irgend ein Vergnügen damit." Der Jüngling sank der gütigen Fürstin zu Füßen; sie aber hieß ihn aufstehen und reichte ihm die Hand zum Kusse! —

Nach einer Woche fuhr die Kaiserin wieder vor. Sie ließ sich den jungen Vukassovich abermals vorstellen und fragte, was für eine Freude er sich mit dem Gelde gemacht habe. Da ward dieser kleinmüthig und stockte in seiner Rede.

„Hast du das Geld verspielt, oder worauf ist's verwendet worden?" sprach die Monarchin etwas finster und rasch. „Ich habe es meinem armen Vater gesandt!" — versetzte der Jüngling bescheiden. „Wer ist Dein Vater?" — „Er war Lieutenant in Eurer Majestät Diensten, hat seine Stelle verlassen und lebt ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien. Ich glaubte, dem huldreichen Sinne, in dem mir jene gnädige Gabe gewährt worden, nicht zweckmäßiger entsprechen und von der Gnade Eurer Majestät keinen besseren Gebrauch machen zu können, als sie zur Unterstützung meines Vaters zu verwenden; denn dieß war die größte Freude, die ich mir damals verschaffen konnte." — „Du bist ein wackerer Junge — sagte die gerührte Kaiserin: — Dinte, Feder und Papier her! Setze Dich und schreib'!" Zitternd und mit klopfendem Herzen that der junge Vukassovich, wie die Monarchin befohlen. Die gnädige Landesmutter diktirte: „Liebster Vater! Den Brief, welchen ich hier schreibe, diktirt mir die Kaiserin selbst. — Mein Fleiß, meine Aufführung, und besonders meine kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen Sie, mein Vater! haben der Landesfürstin so wohl gefallen, daß Sie von dieser Stunde an eine jährliche Pension von fünfhundert Gulden erhalten werden, und ich so eben wieder ein Geschenk von vierundzwanzig Dukaten bekomme." —

Man denke sich die Freude des guten Vukassovich. Die Schrift an diesem Freudenbriefe war wohl die unsicherste und schlechteste, wie er in seinem Leben sie noch nie geschrieben, auch war das Papier von seinen Thränen ganz durchnäßt.

Auf diese Art ward Dankbarkeit und kindliche Liebe zugleich belohnt. Größer aber noch war der Lohn, welchen die Zukunft brachte. Vukassovich kam bei seinem Austritt aus der Akademie als Offizier zur Armee, stieg von Grad zu Grad, und leistete in verschiedenen Kriegen, die unter der Regierung Maria Theresia's und ihrer Nachfolger geführt werden mußten, die erheblichsten Dienste. Er brachte es bis zum Feldmarschall-Lieutenant, eine der höchsten Würden im militärischen Range.

Groß ist der Segen, der auf guten, dankbaren Söhnen ruht!

XX.

Der selige Bischof Wittmann von Regensburg als Freund der Schule und der Kinder. *)

(Nach R. Mittermüller.)

Wie allen erleuchteten Menschenfreunden, so lag auch dem seligen Bischof Wittmann zumeist das Wohl der Kinder am Herzen. Niemals war er glücklicher als im Kreise der Kinder, und der liebliche, trauliche Umgang mit ihnen war wohl die einzige Erholung und Freude, die der entsagende Mann sich gönnte. Einstimmig rühmen Alle, die ihn kannten, daß er den Kindern eine von himmlischer Anmuth durchleuchtete Freundlichkeit erwies und daß er bei Kinderfesten häufig wie verklärt aussah.

Um unter den Kindern zu wirken, suchte er so viel als möglich selbst Kind zu sein und zu werden. Er machte deßhalb oft den Vorsatz, in der Katechese auf kindliche Weise — mit zarter und schwacher Stimme zu sprechen. Geschrei billigte er nicht und glaubte, daß es nicht vom heiligen Geiste komme, auch die jugendlichen Gemüther nur verwildere, und die Ungehorsamen verhärte. Ohne Furcht, seinem Ansehen zu schaden, dehnte er sein Bestreben, in allen Aemtern der Knecht Anderer zu sein, auch auf die Kinder aus und dachte stets auf Mittel, ungehorsame Schüler oder Schülerinen durch Dienstleistungen zu gewinnen, was bei ärmeren so weit ging, daß er sie reinigte, kleidete, speiste. Ungesittete Kinder wollte er mit derselben Liebe behandeln und strafen, mit der er sie heimsuchen würde, wenn sie krank darnieder lägen, und überhaupt war dieß sein Bemühen, jedes Schulkind so zu lieben, als wenn es auf dem Todbette wäre und er es für den Himmel gewinnen müßte. Um die Aufmerksamkeit zu erhalten,

---

*) Michael Wittmann war auf dem Hammergute Finkenhammer, nicht weit von dem oberpfälzischen Städtchen Pleistein, am 22. Januar 1760 geboren. Am 21. Dezember 1782 wurde er zum Priester geweiht. Fünf Jahre später zum Subregens des bischöflichen Clerikalseminars ernannt, leitete er von da gegen sechsundvierzig Jahre lang, seit 1802 zum Regens befördert, die Erziehung des Regensburger Clerus. Von 1804 bis 1829 verwaltete er zugleich die Dompfarrei zu Regensburg. In letzterem Jahre wurde er Weihbischof und starb als ernannter Bischof von Regensburg im Jahre 1833.

befliß er sich, die Christenlehre mit vielen Erzählungen auszustatten und vor Abhandlung jeder Frage auf's Neue wieder die Ordnung der Plätze, die Sittsamkeit des Körpers und das Stillschweigen einzuschärfen. Er fing seinen Unterricht nicht an, bis gänzliches Schweigen hergestellt war. Stellte sich eine allgemeine Unruhe ein, so begann er alsbald ein passendes Geschichtchen zu erzählen, deren er eine Menge zusammen geschrieben und seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Für die Lehrer und Lehrerinen betete er täglich im Allgemeinen und für alle Einzelnen insbesondere, wie seine geistlichen Aufzeichnungen es bezeugen. Geschwätzige Kinder gefielen ihm nicht. „Unsere Pädagogen, — klagt er — halten Nichts auf das Stillschweigen. Da müssen die Kinder schon frühzeitig schwätzen lernen, Gedichte deklamiren u. dgl. Unser König kam einmal in eine Mädchenschule, und man wollte einige Kinder deklamiren lassen. Da sagte er: „„Nichts da; brave Hausmütter sollen die Mädchen werden."" — Als eines vorzüglichen Mittels seiner Wirksamkeit unter den Kindern bediente er sich der Privatunterhaltungen oder Konferenzen. „Ich muß, — schreibt er in seinen Regeln von der pfarrlichen Dienstbarkeit — von jedem Schulkinde wissen, wie es mit ihm steht 1) im Morgen- Abend- und Tischgebet, 2) im Hausfrieden, 3) in der Bewahrung der häuslichen Zurückgezogenheit, 4) in seinen Hausgenossen und Gespielen, 5) in seiner Arbeit und Nahrung, 6) in der Länge des Schlafes, 7) in den Fehlern der Aussprache, 8) in der Liegerstätte oder den Bettgefährten." Um sich diese Kenntniß, die er sich bis in's Kleinste in ein Buch eintrug, zu verschaffen, trachtete er dahin, wo möglich mit jedem einzelnen Kinde eine Privatzusammenkunft zu halten. Daß er jedes seiner fünf- bis sechshundert Schulkinder mit dem Taufnamen zu nennen wußte, war hauptsächlich eine Folge jener Unterredungen. Vorzüglich benützte er die letzten zwei Monate vor der ersten heiligen Communion zu diesem mühsamen und verdrießlichen Geschäfte. Damit verband er meistens eine besondere achttägige Vorbereitung der Erstcommunicanten, bestehend in Vorträgen, Andachten u. s. w. Wie sehr er bemüht war, die Kinder nur wohl vorbereitet zur ersten heiligen Communion hintreten zu lassen, geht auch daraus hervor, daß er rücksichtlich der Kurse und Schulen, in denen er nicht selbst den Religionsunterricht

ertheilte, nicht auf das bloße Zeugniß des Katecheten sich verließ, sondern jedesmal einige Tage vor der heiligen Communion in die Schule kam, und selbst jedes Kind einzeln und genau prüfte.

„Dem Satan in den Schulkindern, — bemerkt er in den obenangeführten Regeln — will ich nicht mit Zorn und Schlägen widerstehen, sondern mit Gebet und Thränen. Die erste Sorge in der Katechese sei die äußerliche Ruhe . . . . Auch die ganz Kleinen müssen schon an eine deutliche Aussprache gewöhnt werden u. s. w." Die gute Aussprache schien ihm so wichtig, daß er eigene Studien machte, wie er diesen Punkt fördern könne. „Hat ein Kind nicht richtig vorgetragen, — sagte er — so sollen seine Worte als gar nicht gesprochen behandelt werden."

Weitläufiger spricht er sich über die Erziehungsweise in einem Aufsatze aus, den er zur Heranbildung von Lehrern und Lehrerinen geschrieben. „Die Erziehung — heißt es da u. A. — geschieht theils durch Geschicklichkeit des Geistes, theils durch Thätigkeit und Einwirkung des Gemüthes. Was letztere betrifft, so haben und bilden zornmüthige Eltern in der Regel Kinder von derselben Gemüthsbeschaffenheit. Die Schulkinder haben einen sehr feinen Sinn und unterscheiden wohl, wer sie liebt, wer gegen sie mißgestimmt ist. Man muß sie daher mit einem mehr als mütterlichen Herzen behandeln, und Nichts macht unfähiger zum Erziehen, als ein unruhiges, stürmisches oder gar boshaftes Gemüth. Wer von Natur sanft, von Mühsalen gebeugt, ohne Hochmuth ist, der taugt zum Erziehen; ein Anderer verzweifelt . . . Jede Sünde im Herzen des Erziehers ärgert die Kleinen. Der Friede des Gemüthes, der dem Lehrer und Bildner der Kleinen am meisten nothwendig ist, findet sich nur im Gefolge der Frömmigkeit. Man muß auch die boshaften Kinder lieben und sie so behandeln, daß sie nicht glauben können, der Lehrer sei gegen sie eingenommen. Darum muß eine strengere Strafe nicht rasch gegeben und jederzeit von der Angabe des Grundes ihrer Nothwendigkeit begleitet sein. Wie soll man aber die verschiedenen Hindernisse der Schule und der Erziehung ertragen und überwinden? Es gibt Hindernisse 1) von Seite des Zeitgeistes, 2) der Ortsverhältnisse, 3) der Eltern. Was die ersteren betrifft, so suche man sie genau zu

erkennen, trage Leid darüber, seufze, bete und vertraue wegen der Engel, die ihre Kinder nicht verlassen werden. Von Seite der Eltern schadet ihre Armuth, ihre Irreligiosität und ihr häuslicher Unfriede. Bei den Armen begnüge man sich, wenn ihre Kinder nur in der Schule sind, viel kann man nicht erwarten, und die bloße Anwesenheit nützt schon viel."

Was die Schulen und die Erziehung der Mädchen insbesondere angeht, so war er sehr dafür, weibliche Klöster damit betraut zu sehen. Lehrerinen würden nirgends so wohlfeil unterhalten, — sagte er — als beim religiösen Zusammenleben, nirgends so leicht ersetzt und so einfach pensionirt, als in einem Kloster. Eine sittlich-religiöse Heranbildung und Vorbereitung junger jungfräulicher Lehrerinen sei fast nur in Klöstern möglich. Nur klösterliche Lehrerinen machten die Kleinen zum eigenen Gegenstande ihres Herzens, ihrer Gebete und Betrachtungen, und wirkten mit Geist, Kopf und Herz auf sie, wie auf ihre Kinder. Bei weltlichen Lehrerinen sei wegen ihres Wechsels und ihrer Ungleichheit kein eigentliches Zusammenwirken möglich, ohne welches doch kein Unterricht gedeihe. Weibliche Frömmigkeit und Andacht sei mehr, als je nöthig; denn das weibliche Geschlecht bestimme die Sittlichkeit der Städte und Nationen. Daß in diesem Betrachte klösterliche Lehrerinen ohne Vergleich mehr als weltliche leisten, sei nicht zu bezweifeln u. s. w.

Die große Liebe, die der selige Wittmann zu den Schulkindern hatte, macht es begreiflich, warum er fast alle seine Kräfte denselben widmete, alle Tage drei bis vier und noch mehr Stunden bis zur gänzlichen Mattigkeit in der Schule zubrachte, und außerdem noch so manche Zeit verwendete, um sie privatim zu unterrichten, zu prüfen, vorzubereiten. Nach Aufhebung des Klosters Notre Dame in Stadtamhof — der Vorstadt Regensburgs — im Jahre 1809 traf er die Anordnung, daß einer seiner Cooperatoren sechs Jahre lang ganz allein die verwaiste Mädchenschule daselbst besorgte, wodurch natürlich für den Pfarrvikar und die übrigen Pfarrgeistlichen die seelsorgerlichen Arbeiten sich beträchtlich mehrten. Erst allmählig suchte er einige fähige Mädchen zu Lehrerinen heranzubilden, die später die Schule übernahmen.

Der Selige begnügte sich übrigens nicht damit, blos in der Religionslehre zu unterrichten und die Aufsicht über die

Schule zu führen, sondern befaßte sich auch mit andern Lehrgegenständen. Namentlich ging er gerne Geographie und Geschichte mit den Kindern durch und machte sich hiezu gedrängte Auszüge. Ebenso gab er ihnen Anweisung zum Briefschreiben und Verfertigen von Aufsätzen, zu welchem Behufe er die wesentlichsten Regeln in kleine Verse brachte, damit sie von den Kindern leichter dem Gedächtnisse eingeprägt und behalten würden. Der Kinder wegen versuchte er sich auch bei Schul- und Kirchenfeierlichkeiten, bei Namensfesten, bei Durchreisen fürstlicher Personen, bei Prozessionen ꝛc. in Liedern und Gelegenheitsgedichten, welche allerdings in formeller Beziehung keinen besonderen Werth haben, die aber doch von seiner Demuth und Einfalt in so ferne Zeugniß geben, als er sich durch den zu fürchtenden Tadel der kritischen Welt nicht abhalten ließ, solche kunst- und prunklose Erzeugnisse seines Geistes durch den Druck zu veröffentlichen.

Sein Eifer bewog ihn, sich selbst in der Militärschule Zutritt zu verschaffen, um wöchentlich einmal Christenlehre zu halten, an der namentlich die jüngeren Tambours und andere wenig unterrichtete Soldaten Antheil nehmen mußten und wobei immer ein Hauptmann zugegen war.

Die Vorliebe für die Kinder veranlaßte ihn, den Zugang zu seinem Zimmer stets offen zu lassen; denn die Kleinen erwiderten ihm treu seine Liebe und Zuneigung. Wenn man ihn schnellen Schrittes durch die Gassen und Straßen eilen sah, so geschah es gewöhnlich in Begleitung vieler Kinder, welche ihn um Almosen so ungestüm baten und neben und vor seinen Füßen einherliefen, daß ihm manchmal Gefahr drohte, zu fallen. Staatsbeamte und Offiziere blieben nicht selten stehen, um mit lächelnder Miene die Plage zu betrachten, welche ihm die Kinder auf offenem Wege machten. Manchmal gab aber seine Herablassung und sein zutrauliches Verhältniß zu den Kleinen Anlaß, daß gemeine Seelen ihn verachteten. Als er einst mit den Kindern auf der Straße in der beschriebenen Weise sich abgab und unterhielt, fuhr einer der höchsten, weltlichen Beamten der Stadt vorüber und begann bei diesem Anblick ein lautes spöttisches Gelächter. Der den Regens begleitende Geistliche drückte seinen Aerger darüber aus; der verlachte Mann jedoch entgegnete: „Freuen wir uns, wenn uns die Menschen verachten, sie haben ja auch

Christus verachtet. Je mehr uns die Welt verachtet, desto mehr können wir uns Christo anschließen.“ — Dagegen machte sein Benehmen gegen die Kinder oft auch wieder den heilsamsten Eindruck. Ein ziemlich ungläubiger Mann aus Westphalen erblickte aus dem Fenster eines Gasthauses, in welchem er wohnte, den alten „Pater Regens“ (mit diesem Namen wurde in Regensburg der selige Wittmann gewöhnlich bezeichnet) auf der Straße, wie er von Kindern, die sich so zu sagen an seinen Rücken und an seine Schultern gehängt hatten, umgeben und eingeschlossen sich bemühte, jedem zu willfahren oder sonstwie mit ihnen fertig zu werden. Dieses Schauspiel rührte ihn in dem Maße, daß er sogleich sich erkundigte, wer dieser ehrwürdige Mann sei, sich dann zu ihm begab, von ihm Belehrung erbat, fortan eine andere Gesinnung annahm und sein Leben änderte. — Wittmanns Freude im Umgange mit den Kindern bewog ihn, mit jedem Kurs der vielen Schulen im Sommer einen Spaziergang zu machen und dabei freie Verpflegung zu geben. Wie anständig es bei diesen gemeinsamen Erholungen zuging, erhellet daraus, daß er in seinem Tagebuche einmal bemerkt, die Mädchen des zweiten Kurses hätten sich bei der Einkehr und Erquickung so ordentlich benommen, daß protestantische Frauen, welche Zuschauerinen waren, darüber Thränen vergossen. Freilich konnte er so etwas nur von den Mädchen, nicht auch — wie dieß zum Theil in der Natur der Sache liegt — von den Knaben rühmen, wie er denn von diesen öfter Klagen als Lob niederzuschreiben hatte. Im Uebrigen blieb es auch bei den Mädchen nicht ohne allen Anlaß zum Tadel oder zur Strafe.

Bei solchen Umständen leuchtet von selbst ein, daß unser Seliger, ungeachtet er gegen die Kinder ganz Liebe zu sein schien, doch auch zu Zeiten strenge Zucht üben und mitunter die Ruthe anwenden mußte, ja daß er sie eben wegen seiner Liebe gebrauchen wollte und recht gebrauchen konnte. Die faulen Kinder, welche ihren Communion-Unterricht nicht lernten, schrieb er auf einen mit breitem oder doppelt schwarzem Rande eingefaßten Zettel, welchen er an einem Allen sichtbaren Orte in der Schule befestigte. Den Namen war die Bemerkung beigefügt, daß diesen Kindern bis zur Erlangung eines hinlänglichen Unterrichts die heilige Communion verweigert werde. Er ließ auch das Bild eines erwachsenen

Mädchens malen, das sich vor Elend die Haare ausreißt und hängte es in der Schule auf. Wer Strafe verdiente, mußte zu diesem gefürchteten Bilde hinstehen. Hingegen hatte er auf der ersten Bank, wo die Fleißigsten und Bravsten saßen, ein Muttergottesbild an einer eisernen Stange anbringen lassen, damit es den Kindern stets vor Augen sei.

Nichts konnte den Seligen abhalten, die Arznei ernster Strafen den Kindern reichen zu lassen, wenn er es für nothwendig oder heilsam fand. Er ließ sich hierin weder durch die ihm nicht selten widerfahrenen öffentlichen Beschimpfungen und Schmähungen von Seite roher Eltern oder anderer Angehöriger der Kinder, noch durch weltliche und polizeiliche Gerichte, bei denen man gegen ihn Klage führte, irre machen. Wegen vorgeblich unmäßiger Strenge in Handhabung der Zucht wurde er öfter von den Gerichten zur Rede gestellt; er setzte sich aber fest zur Wehre und meistens gab die Polizei nach. — Auch sein Lehrerpersonal nahm er kräftig in Schutz, wenn seine Strafgewalt beschränkt werden wollte. Einige Eltern, welche ihre Kinder verzärtelten, beklagten sich im Schuljahre 1823 bei dem königlichen Regierungs-Schulkommissär, daß ihre Kinder von einem und dem andern Schullehrer körperliche Strafen erdulden müßten. Der Schulkommissär erstattete Bericht, und die königliche Kreisregierung verfügte, daß nicht nur den Schullehrern, sondern auch den Lokal-Schul-Inspektoren die Disciplinar-Strafgewalt sehr eingeschränkt und dieselbe vielmehr der örtlichen Polizeibehörde eingeräumt wurde. Diese Verfügung machte natürlich großes Aufsehen, um so mehr, weil der königliche Schul-Commissär dieselbe persönlich in den Schulen publizirte. Wittmann schwieg anfänglich, bald aber äußerte er sich, hiedurch wäre die väterliche Gewalt der Schullehrer unvorsichtig untergraben und die göttlichen Anordnungen, die Ruthe betreffend, wären benachtheiligt; auch wäre der Grund und Boden, worauf der Gehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit aufwachsen müsse, völlig verderbt. Er redete aber nicht nur, sondern handelte auch auf seine Weise. Ein Schulknabe erzählte seinen Kameraden, jetzt dürfe der Lehrer ihn nicht mehr schlagen, sonst würde er ihn auf der Polizei verklagen. Der Schullehrer ward dieses inne und beklagte sich hierüber bei dem betreffenden Lokal-Inspektor. Dieser aber getraute sich nicht,

einen Bescheid zu geben. Er wandte sich deßwegen an seinen Pfarrer Wittmann. Dieser untersuchte die Sache, ließ sich ein Röhrlein kaufen und hieb den muthwilligen Knaben tüchtig durch mit der Aeußerung: „Sieh, nach göttlicher Anordnung muß dich jetzt der Pfarrer peitschen, da es dein Vater unterläßt und dem Schullehrer und dem Lokal-Inspektor dasselbe verboten ist."

Wenn man von mancher Seite her den Seligen aus der Schule oder aus der Katechese mehr oder weniger zu verdrängen suchte, schrieb er mit großen Buchstaben in sein Tagebuch: „Großer Gott! Du allein bist Herr und Du siegst. Amen!"

Obgleich Wittmann hin und wieder durch Strenge zu erzielen suchte, was Milde nicht zu erreichen vermochte, so gab er sich doch weit mehr Mühe, durch Einpflanzung eines frommen, religiösen und andächtigen Sinnes der Nothwendigkeit des Strafens zu begegnen und zuvor zu kommen.

Unter den Schulmädchen hattte er immer einen Verein von solchen, die sich der Verehrung der seligsten Jungfrau und der Andacht zu ihr besonders widmeten. Er wählte am liebsten die Aermsten dazu aus und hielt namentlich an den Samstagen mit ihnen religiöse Versammlungen. Er gab ihnen die marianischen Tagzeiten in die Hand und veranstaltete auch für Diejenigen, die zum ersten Male communicirten, marianische Andachten. Die Feier der ersten heiligen Communion suchte er möglichst zu verherrlichen. Die Mädchen mußten weißgekleidet mit brennenden Kerzen erscheinen, die er den Armen unentgeltlich gab. Unmittelbar vor der heiligen Communion hielt er stets eine erbauende Anrede. Gab es öffentliche allgemeine Nöthen und Strafgerichte Gottes, so versammelte er seine Schuljugend und rief mit ihr zu Gott, und nicht selten schrieb die Stimme des Volkes die Abwendung der Geißel des Krieges oder ansteckender Krankheiten diesem Gebete zu.

Die unter der Schuljugend sich verbreitende große Gebetsliebe war der Welt ein Dorn im Auge, daher sie Alles aufbot, um der vermeintlichen Uebertreibung entgegenzuwirken. Am 21. Mai 1819 erschien ein Regierungsrescript, durch welches eine Untersuchung über religiöse Schwärmerei der Schulkinder in Stadtamhof eingeleitet und jede Versammlung

der Schulkinder außer der zum Gottesdienst und Schulunterricht bestimmten Zeit, besonders bei der Nacht, verboten wurde. Wittmann gab darüber eine wohl verständliche Erklärung ab. Er schrieb zurück: „In der Charwoche meldete ich in allen Schulkursen, daß die Kinder das Herumlaufen in den Kirchen ohne Begleitung der Eltern unterlassen sollten. Dabei sagte ich im dritten Mädchenkurse, daß die Anbetung Jesu im heiligen Grabe etwas Schönes sei und daß dieselbe ehemals in Klöstern die ganze Nacht hindurch fortgesetzt wurde. Am Charfreitag meldete mir die Lehrerin, daß sie in der kommenden Nacht die Anbetung halten würde, und daß auch etliche Mädchen mit ihr beten wollten. Bei der Duldung des weltkundigen Excesses hiesiger weiblicher Sittenlosigkeit glaubte ich, diesen kleinen Exceß weiblicher Frömmigkeit dulden zu sollen. Nach den Osterfeiertagen hörte ich, daß die Lehrerin mit einigen Mädchen in der Kirche das Abendgebet verrichte; ich wollte nicht entgegen sein. Als ich aber selbst zweimal dabei war und unanständigen Zusammenlauf bemerkte, erklärte ich, daß künftig dieses Gebet unterbleiben werde. Von nun an wurde es in der Schule gehalten. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es der Mühe werth sein sollte, wegen eines Abendgebets von acht Mädchen zu reden ...“

Wittmann ordnete jährlich wenigstens vier bis fünf allgemeine Beicht- und Communiontage der ganzen Schuljugend an, was in Anbetracht so vieler Kinder, die er unter sich hatte, eine ungeheuere Arbeit für ihn und seine nicht zahlreiche Pfarrgeistlichkeit war. Um zum Fleiße und zur Frömmigkeit praktisch anzuleiten und anzuspornen, hatte er einige Hunderte von Tugendübungen, Schußgebeten, Lebensregeln, Bußwerken, heiligen Vorsätzen u. dgl. auf kleine Zettel drucken lassen, welche er von Zeit zu Zeit unter die Schulkinder vertheilte, und womit er große Freude bereitete. Wie charakteristisch sie waren, mag aus der Anführung einiger weniger ersehen werden: „Gewöhne dich, im Gehen die Augen niederzuschlagen. — Sprich täglich dreimal: Gott sei nur mein Antheil, nicht die Welt, wenn man mich auch unter die Thoren zählt. — Flicke in dieser Woche zweimal etwas an deiner Kleidung. — Reinige zweimal in dieser Woche einen Theil der Wohnung vom Staube und Spinnengebe. — Bete täglich ein

Vaterunser, damit Gott deine Hoffart durch irgend eine Schmach demüthige. — Verehre täglich mit einem Vaterunser das in der Schule sitzende oder schlafengehende Jesukind. — Wenn du von deinen Geschwistern etwas verlangst, so thue es dreimal in der Woche mit Bitten. — Sieh nicht aus Neugierde zum Fenster hinaus! — Nimm beim Morgengebete einen rechten Abscheu gegen das Lügen in dein Herz! — Sieh' diese Woche in der heiligen Messe nicht rückwärts. — Verehre täglich mit einem Vaterunser die fünfzehnjährige Maria, wie sie vor frechen Reden eilig floh. — Im Essen verlange heute und morgen Nichts, sondern überlasse es dem Gutdünken deiner Eltern."

Für die Ministranten hatte er noch besondere derartige Zettel drucken lassen, worauf z. B. stand: „Diese Woche ministriren, ohne umzusehen u. s. w."

Die Vertheilung dieser Zettel geschah so: Im Nebenzimmer der Schule hatte er ein schönes Marienbild, vor dem er in der Regel alle Tage eine Viertelstunde lang betete, und in einer Schublade die Zettel aufbewahrt. Diejenigen Schulkinder nun, welche sich während der verflossenen Woche in der Kirche und Schule, zu Hause und auf der Gasse wohl verhalten hatten, durften am Samstag nach der Schule vor diesem Marienbilde ein kurzes Gebet verrichten, oder ein Marienlied singen und dann einen Zettel aus der Schublade ziehen.

Er schrieb auch eine kleine Abhandlung über die Tugenden eines Dienstmädchens, worin er von der Unschuld, Armuthsliebe, Reinlichkeit, Schweigsamkeit u. dgl. handelt, und hielt öfter eigene Erbauungsreden, welche sein Geschick, anziehend, praktisch, eindringlich und herzlich zu sein, in reichem Maße beurkundeten. Fast immer war der Gegenstand derselben das Gebet, das Messehören, die Sittsamkeit und das Lernen des Katechismus. Er wußte die Beispiele fast aller andächtigen und sittsamen Personen, welche in der heiligen Schrift erwähnt werden, und eine Menge Beispiele aus der christlichen Kirchengeschichte einzuflechten; denn er wollte vor Allem die Ueberzeugung in den Kindern begründen, daß mit dem Gebete Alles gewonnen sei. Welche sind die sittsamsten unter euch? — fragte er. Die Betenden. Welche sind die fleißigsten und werden von Jedermann geliebt? Die Betenden. Welche unter

den Schulkindern bleiben ehrbar? Die Betenden. Welche sind arbeitsam? Die Betenden. Die andächtigen Mädchen finden Dienste. Die Lehrjungen, die in der Frühe zur Kirche eilen, sind dem Meister am liebsten. Welche bleiben gesund? Die Betenden. Die nicht beten, gerathen in ein unordentliches Leben. Aber, sagt man, es gibt Eltern und andere Leute, die das Beten nicht haben mögen. Antwort: War allzeit so und wird so sein. Es gibt Leute, die Gott nicht haben mögen ꝛc.

Heute — sprach er einst — zwei Beispiele des Gebetes: Daniel und Magdalena. Daniel ein schöner Knabe. Gewöhnlich die Betenden und Gottesfürchtigen schön, die Gassenkinder wild, die Nichtbetenden zornmüthig, vornehme Nichtbetende stolz ꝛc.

Den Vortrag schloß er meist mit mehreren Vaterunsern für die Eltern, für die Stadt, für Verminderung schamloser Weibspersonen, für gute Erziehung der Kinder u. s. w.

Aber nicht blos Geistliches wendete er auf, um die Jugend für Zeit und Ewigkeit zu bilden, er scheute auch kein zeitliches Opfer zu diesem Zwecke. Seine Christenlehrgeschenke, die er vornehmlich unter die Erstcommunicanten vertheilte, und welche zum Theil in kostbaren Kruzifixen, Bildern, Rosenkränzen u. dgl. bestanden, beliefen sich in manchen Jahren auf zweihundert Gulden, wofür er nur geringe Beiträge aus öffentlichen Fonds zur Entschädigung erhielt. — Weil er die Kleidung der neueren Zeit für unsittlich, ärgerlich und sündhaft erklären zu müssen glaubte, so ließ er, um den Kindern einen bessern Geschmack beizubringen, aus alten Statuen, Gemälden und Beschreibungen die Kleidertrachten, namentlich der Kinder, auf eigene Kosten zeichnen und in Kupferstich abdrucken. — Es waren jährlich einige hundert Kinder, denen er Nahrung, Kleidung und Obdach verschaffte. Sein Nebenzimmer war eine Vorrathskammer von Kleidungsstücken für arme Kinder. Wenn er auf der Straße ging, hatte er immer kleine viereckige Zettel aus Pappendeckel bei sich, auf welche er die Namen der bittenden Kinder und die Gattung des benöthigten Kleidungsstückes schrieb. Kamen die Kinder flehend und schreiend herbei, so blickte er sie einzeln und behend an, und sagte dann entweder: „Du bekommst Nichts“ oder warf ein Zettelchen zu, womit das Kind zum Schneider lief und es vorzeigte. Die Schrift lautete allenfalls: „H. Spindl, diesem Joseph Rieger ein Paar Hand-

schuhe. 4. Januar 1833. Wittmann." — Der Konto des Schneidermeisters war ihm niemals zu groß, und die Ansätze des Macherlohnes nie zu hoch. Seine eigene Kleidung, besonders seine sogenannte Staats- oder Civilkleidung, ließ er für Kinder umarbeiten, und die alten Kirchenkleider dienten zu demselben Zwecke. Arme Knaben reiferen Alters brachte er bei christlichen Leuten in Dienst und Lehre, zahlte das Lehrgeld, und unterließ nicht, sich mündlich und schriftlich nach ihrem Betragen zu erkundigen. Besonders bedacht wurden die Ministranten, welche regelmäßig Schuhe, Stiefel, Röcke rc. erhielten.

Es war einst im Winter; draußen war's kalt und frostig; die Dezemberluft schnitt durch Mark und Bein. Da hielt der fromme P. Regens Wittmann, wie alle Tage, seine feurigen und begeisterten Vorträge im Seminar. Alles war Auge und Ohr, als er eben den Schrifttext erklärte: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater preisen, der im Himmel ist." — Plötzlich öffnet ein Knäblein, zitternd vor Frost, und kaum zur Hälfte in Lumpen gehüllt, die Thüre des Hörsaals (es war unvorsichtiger Weise die Pforte des Seminars offen geblieben), erhob seine von Kälte erstarrten Hände gegen den bekannten Vater aller Kinder und rief um Hilfe und Erbarmen. Der fromme Lehrer stutzte anfänglich und machte schon Miene, den ungeladenen Gast, der noch zur ungelegenen Stunde gekommen war, aus dem Hörsaale zu entfernen, als ihn auf einmal seine Liebe zur Jugend und zur Armuth umstimmte. Er stieg sachte vom Katheder herab, nahm den armen Knaben bei der Hand und führte ihn durch die Reihen der Alumnen in sein Zimmer. Diese harrten gespannt auf den Ausgang der Scene, als auf einmal der Knabe an der Hand des P. Regens zurückkehrte, reichlich ausgestattet mit Kleidungsstücken jeglicher Art. Freude lag auf des Knaben Angesicht, und Thränen des Dankes glänzten in seinen Augen. Die Alumnen sahen es, weinten und verstanden die Worte: „Lasset euer Licht leuchten!" Der Regens aber setzte seinen Vortrag ganz ruhig wieder fort.

Weil der Selige die Kinder in der Kirche gerne singen hörte, bezahlte und bestellte er einen eigenen Orgeltreter, an dem es mangelte. Zur Vollendung des schönen Schulhauses

zu Stadtamhof trug er mehrere hundert Gulden bei und bat, indem er selbst das Geld mit sich schleppte, man möge seine kleine Gabe wohlgefällig annehmen. Auf seine Kosten wurden nicht selten Oefen in die Schulzimmer gesetzt und die Heizung bestritten, Cruzifixe, Bilder, Bänke, Sesseln, Tafeln und andere Schulgegenstände und Hausgeräthe beigeschafft. Zur Bequemlichkeit der Kinder ließ er Wege pflastern. Wie oft besorgte er Katechismen, Evangelien, biblische Geschichten, Lieder, Gesänge u. dgl., was Alles die armen Kinder von ihm umsonst erhielten! Für die Schulprüfung ließ er den Kindern gewöhnlich anderthalb bis zwei Dutzend Beinkleider, Röcke und andere Kleider verfertigen. So viele deren am Jahresschlusse einen Preis davontrugen, die beschenkte er jedes mit einem Gulden.

Einmal bemerkte er in der Hand einer Feiertagsschülerin ein unsittliches Buch, das er sogleich wegnahm. Ein Soldat, der es dem Mädchen gegeben hatte, war frech genug, sein Eigenthum wieder zu fordern. Wittmann antwortete: „Hier haben Sie einen Bayerthaler, das Buch bekommen Sie nicht."

„Ich fing Anfangs November an — schrieb er am 17. Dezember 1810 in sein Tagebuch — drei arme Mädchen und einen blöden Knaben zu ernähren, indem ich ihnen Leinwand gab, um Faden zu ziehen. Sie arbeiteten mit frommen Frauen und beteten und lasen zugleich. Ich bezahlte das Doppelte des gewöhnlichen Arbeitslohnes." Auf blöde Kinder verwendete er besondere Sorgfalt, er nahm sie auf sein Zimmer, setzte sich zu ihnen auf ein ganz niederes Schemmelchen, und sagte ihnen mit unermüdlicher Geduld hundert- und tausendmal die nothwendigsten Begriffe der Religion und Tugendlehre vor.

Am meisten machte ihm das Hungerjahr 1816/17 zu schaffen, wo er ungeachtet seiner außerordentlichen Anstrengungen nicht alle seine Lieblinge von Krankheit und Tod retten konnte. Er versah in diesem Jahre nicht blos die meisten Kinder mit Schulbüchern und sonstigen Schulrequisiten, sondern durch Gottes Gnade — wie er im Dezember 1816 in seinem Tagebuche anmerkte — konnte er täglich vielen Schulkindern von Regensburg und Stadtamhof ein Mahl bereiten. Wir erzählen etwas weitläufiger, wie er dieses anging! Tief erschüttert von der immer steigenden Noth rief

er oft wehmüthig aus: „Woher werden wir Brod nehmen für so viele hungernde Arme?" Nachdem er lange deßhalb gebetet hatte, kam er endlich auf den Entschluß, eine Suppenanstalt wenigstens für einige arme Kinder zu errichten. Der Gedanke ward dem damaligen Erzbischof von Regensburg von Dalberg und dem Fürst-Abt Steiglehner mitgetheilt, von diesen wohlgefällig aufgenommen und mit bedeutenden Opfern unterstützt. Diese beiden Menschenfreunde ließen nämlich alsbald eine kostspielige und kunstvolle Maschine aus Stahl verfertigen, um damit Ochsenbeine auszupressen und so die Suppe kräftig zu machen. Da der Regens gegen die Kartoffeln eine besondere Abneigung hatte, so bestimmte er, daß die Suppe lediglich aus Reis gekocht werden sollte. Auch wollte er die Anstalt als eine rein geistliche angesehen wissen, daß sich weder an der Bereitung, noch an der Austheilung eine andere, als eine geistliche Hand betheiligen durfte; selbst das weltliche Dienstpersonal des Klerikalseminars war davon ausgeschlossen und nur die Alumnen, welche schon höhere Weihen erhalten hatten, durften sich der Sache annehmen und mußten sogar den Reis in Stadtamhof holen und in Säcken in's Seminar tragen. Die Bereitung der Suppe geschah dadurch, daß die sämmtlichen Beine, welche im Klerikal-Seminar abfielen, reinlich aufbewahrt, von den beauftragten Alumnen, welche nach Beendigung ihres Tisches sich gemeinschaftlich in die Küche begaben, unter die Presse gelegt, mit großer Anstrengung zermalmt und dann mit Reis vermischt gekocht wurden. Den Alumnen, und besonders Einem derselben, der als erster Koch aufgestellt war, bangte Anfangs sehr, da sie nicht hoffen konnten, auf solche Weise neun bis zehn Knaben — auf diese Anzahl hatte man ursprünglich gerechnet — hinreichend zu sättigen. Allein das Unternehmen gedieh unter Gottes Segen auf wunderbare Weise. Schon beim ersten Versuche ward die Suppe wider Erwarten schmackhaft befunden, worüber sich der Regens sehr freute und kindlich lächelte. Schnell brachte er aus der Schule zehn hungernde Knaben herbei, die vor Begierde die Vertheilung kaum erwarten konnten. Zuerst ward gemeinschaftlich ein Vaterunser gebetet, dann den Knaben die Suppe in kleinen Gefäßen gereicht und von denselben mit unglaublicher Schnelligkeit verschlungen. Bald wuchs die Theilnahme an dieser frommen Anstalt und

manche namhafte Geldgeschenke gingen ein. Ein wackerer Kaufmann in Stadtamhof (Dibell) ließ eine bedeutende Quantität Reis um einen sehr geringen Preis ab. Einige ansehnliche Männer und geistliche Räthe wünschten die Reissuppe zu prüfen und theilten, nachdem sie selbe mit Beifall verkostet hatten, weitere Geschenke mit, wodurch es möglich wurde, nach Verlauf weniger Wochen täglich fünfzehn Knaben zu sättigen. Als auch die Alumnen sich einigen Abbruch von ihren Fleischspeisen auferlegten und alle übrig gebliebenen Stücklein gesammelt wurden, um sie unter die Suppe zu vertheilen, konnte man alle Tage zwanzig Kinder speisen. Zuletzt brachte man es mittels fernerer Geldspenden so weit, daß der Reissuppe auch noch etwas Fleisch und Brod beigegeben werden konnte. Die Freude des P. Regens und sein Dank gegen Gott war groß und rührend. — Bei Vertheilung der Gaben fiel manche Scene vor, die das lieberfüllte Herz unseres Seligen treffend kennzeichnet. So z. B. erschien einmal mit den armen Knaben der katholischen Schule auch ein hungriger Knabe der protestantischen Schule. Als dieser sein Geschirr darreichte, schrieen die anderen Knaben mit lauter Stimme: „Dem gehört Nichts, der ist lutherisch." P. Regens, der eben der Vertheilung beiwohnte, betrübte sich darüber und wies die Schreier mit den Worten zurecht: „Schweiget, ihr garstigen Buben!" Dann nahte er sich dem weinenden Knaben, schloß ihn in seine Arme und sprach: „Komm' her, mein lieb's Buberl; sei ruhig, du bekommst schon eine Suppe." Wirklich bekam er eine größere Portion Suppe, als die Uebrigen und noch dazu ein gutes Stück Brod.

Auch noch später, z. B. 1822, 1824 u. s. w. lesen wir, daß der Selige für arme Schulkinder in Stadtamhof eine kleine Küche unterhielt, um ihnen Suppe und Brühe zu reichen. Als er die bischöfliche Würde erlangt hatte, faßte er bei seinen Exercitien einen eigenen Beschluß, auch fernerhin den vierten Theil seines Einkommens den Armen zuzuwenden, und namentlich dreißig Schulkindern beiderlei Geschlechts die Kleidung anzuschaffen. Einmal war gerade der ganze Vorrath der für die Kinder bestimmten Geschenke und Kleider vertheilt, und auch die Kasse stand ganz leer, da kam noch ein Knabe und bat weinend um Stiefel. Wittmann versicherte ihn seines Unvermögens, ihm sogleich zu helfen. Allein der Knabe

weinte desto mehr. Nun fing der alte Kinderfreund ebenfalls zu weinen an, umarmte den Knaben und versprach ihm, auf Borg Schuhe machen zu lassen. —

Die bisherige Auseinandersetzung der Thätigkeit Wittmanns für die Kinder und die Schule zeigt hinlänglich, daß er auch nach dieser Seite hin Außerordentliches geleistet hat. Und doch stößt man in seinen Privataufzeichnungen auf Nichts als auf Selbstanklagen und Vorwürfe über Versäumnisse und Mängel. Welcher Art indeß diese gewesen sein mögen, geht daraus hervor, daß darunter z. B. die zu geringe Beförderung der Verehrung Mariens begriffen war. Aber eben diese Demuth setzte seinem Wirken die Krone auf und gewann ihm nur um so mehr die Herzen der Jugend, was sich durch den allseitigen Schmerz kundgab, den seine Trennung von der Schule hervorbrachte, als er (1829) Weihbischof geworden war. Die Schuljugend war eingeübt worden, dabei Gedichte vorzutragen, Lieder zu singen und in anderer Weise den scheidenden Vater zu ehren. Als nun dieser eintrat, fingen alle Kinder und Anwesenden so bitter laut und heftig zu weinen an, daß an ein Deklamiren, Singen u. s. w. gar nicht gedacht werden konnte. Der Selige war über alle Massen betroffen, wußte sich aber wie gewöhnlich durch einen schicklichen Einfall zu helfen. Er kniete schnell nieder, fing ein Vaterunser zu beten an, die Uebrigen beteten nach, und als es geendigt war, öffnete der Bischof hastig die Thüre und eilte davon. Zu Hause erklärte er, er wäre bei seinem Alter nicht im Stande, noch einmal einen solchen Auftritt auszuhalten. —

Den Tag der Trennung aber von seinen Schulen überlebte Wittmann nur drei Jahre und etliche Monate. Es war am 8. März 1833, als er einging in die Freuden seines Herrn, um als treuer Diener Gottes die Krone des unvergänglichen Lebens zu empfangen und Jesum, den göttlichen Kinderfreund für ewig zu schauen, den er so aufrichtig, rein und innig in den Kindern geliebt hatte. —

XXI.
Ein Rezept wider die Hoffart.

Versuchen wir es, das Schicksal des menschlichen Leibes darzustellen, wenn die Seele aus demselben gewichen ist! — Der Leichnam zeigt in den ersten Stunden nach dem Tode nur den Mangel an Lebensäußerungen; er ist welk, schlaff, bleich und kalt. Aus einer geöffneten Ader fließt kein Blut, weil das Herz nicht mehr schlägt; ein vorgehaltener Spiegel läuft nicht an, eine Feder oder eine Lichtflamme vor den Mund gehalten, wird nicht bewegt, weil die Lunge nicht mehr athmet; ein Licht vor das Auge gebracht, verursacht keine Verengerung der erweiterten Pupille und scharfe Dünste in die Nase geführt oder starke Reize auf die Haut angewendet, bringen keine Muskelbewegungen hervor, weil die Reizbarkeit erloschen ist. Hierauf, etwa zwölf Stunden nach dem Tode tritt gemeiniglich die Todtenstarre ein, indem alle festen und flüssigen Theile mehr zusammengezogen und durch eine bleibende Verkürzung der Muskelfasern die Glieder steif und die Gelenke unbiegsam werden. Das Blut senkt sich nach den tiefer liegenden Stellen, und schimmert, wo es sich in den feinen Adern unter der Hautoberfläche angehäuft hat, in den bläulich-rothen Todtenflecken durch die Haut. Diese wird durch Verdunstung trocken und behält eine Zeit lang die Spuren eines äußeren Druckes. Nachdem sich der eigenthümliche Leichengeruch entwickelt hat, weicht die Todtenstarre der beginnenden Fäulniß, welche durch den Wassergehalt des Leichnams möglich, durch den Reichthum an Säften, mittlere Wärme und Zutritt der äußeren Luft begünstigt wird.

Jetzt ist es Zeit, die Leiche in den Sarg zu legen; dieser wird geschlossen, hinausgetragen, in das Grab gesenkt und mit Erde überschüttet.

Die Fäulniß aber nimmt ihren Fortgang; die wohlgefügte und ineinandergreifende Gliederung des Körpers wird zersetzt, Anfangs durch stürmische Erscheinungen, später durch einen unvermerkten Uebergang in eine ungeordnete Materie. Bevor dieses erfolgt, zehren noch mancherlei Insekten, Würmer und andere Weichthiere an dem Leichname. Bei der Fäulniß selbst aber entweichen Wasserdunst und verschiedene

Gasarten und es bleibt eine dunkelbraune, kohlige, Erde und Salze enthaltene Masse zurück, welche zuletzt zu Asche wird. — Sonderbar! — Der Mensch nimmt ein so grausiges und scheußliches Ende und doch steckt so viel Hoffart in den armen Adamskindern, als wenn es Wunder etwas mit ihnen wäre, und so viel eitler Sinn, den Anderen zu gefallen, deren endliches Loos dem ihrigen ganz gleich ist und die sie kaum mehr ansehen möchten, wenn sie einmal todt sind, geschweige, wenn sie einige Monate im Grabe liegen und dieß wieder geöffnet würde.

Der Gegenstand der Hoffart ist dabei gleichgiltig, ob er ein Kasten voll Geld ist oder ein hohes Amt; ein Adelsbrief oder ein Gespann Pferde, einige Dutzend Morgen Feld, oder etliche Joch Ochsen, ein seidener Mantel oder ein schönes Gesicht, ein witziger Verstand oder ein gutes Gedächtniß, ein schlanker Wuchs oder eine robuste Körperkraft, eine glänzende Gelehrsamkeit oder ein gut assortirtes Waarenlager, ein Marschallsstab oder ein Ordensstern u. s. w.

Die Hoffart und ihr Gefolge, genannt Stolz, Selbstgefälligkeit und Gefallsucht, Eitelkeit, Prahlerei, Ruhmredigkeit, Ehrgeiz, hat tausend Winkel und Höhlen, worin sie sich versteckt und tausend Orte, sich zu äußern, und eine Garderobe, angefüllt mit tausend Gewändern, und Masken aller Art zu allen möglichen Rollen.

Der Mensch will schlechterdings bekannt, genannt, berühmt und unsterblich sein; darum baut er babylonische Thürme und prunkende Paläste, Obelisken und Pyramiden, legt Gärten und Schlösser an; darum schreibt er seinen Namen in Fremdenbücher, in Stammbücher und vor gedruckte Bücher, in Bäume, auf Wände, auf Meilensteine und Wegweiser und wer weiß, wohin sonst noch. Ueberall bringt er seine Wappen an, über den Eingängen der Gebäude, an Brücken und Stadtmauern, an Kutschen, an Altären, an Kapellen und Kirchen, die angeblich zur Ehre Gottes gebaut sind, an Kelchen und Meßgewändern, welche er armen Kirchen schenkt, ja selbst an Leichensteinen und Grabmälern, die doch der entsetzlichste und beißendste Hohn auf die menschliche Eitelkeit sind.

Ach, ihr Thoren! Ihr seid doch nur Bettler, wenn nicht gar Diebe. Womit ihr euch brüstet, ist doch nur ge-

liehenes Gut, wenn es überhaupt ein Gut ist, oder es ist nur Flitter, Schimmer, Schaum, Schatten — Nichts. „Das sind die Worte des Predigers, des Sohnes Davids, des Königs zu Jerusalem. Eitelkeit der Eitelkeiten und Alles ist eitel. . . . Ich unternahm große Werke; ich baute mir Häuser und pflanzte Weinberge; legte Lust- und Baumgärten an, und pflanzte darin Bäume von allerlei Art; ich machte mir Wasserteiche, um den Wald der grünenden Bäume zu wässern; ich hatte Knechte und Mägde, und viele Hausgeborne, auch Rinder und große Schafheerden, mehr als Alle, die vor mir zu Jerusalem waren; ich sammelte mir Silber und Gold und die Schätze der Könige und Länder; ich schaffte mir Sänger und Sängerinnen an, und die Lust der Menschenkinder, Becher und Gefäße, die da dienen zum Weinschenken. Ich übertraf an Gütern Alle, die vor mir zu Jerusalem waren. . . . Wenn ich mich aber wandte zu allen Werken, die meine Hände gemacht hatten, und zu den Arbeiten, worin ich vergeblich mich bemüht, so sah ich in Allem Eitelkeit und daß Nichts von Dauer sei unter der Sonne." (Ekkle. 1. und 2. Kap.) „Es ist allein übrig das Grab." (Job 17, 1.)

Der Wahlspruch des Kaisers Maximilian I. war: „Halte Maß und denk' an's Ende." Fünf Jahre vor seinem Tode, als das Schloß zu Innsbruck gebaut ward, und die Werkmeister in Etwas einen Fehler gemacht hatten, sagte der Kaiser zu Mathias, seinem Kammerdiener: „Sie machen Nichts, das mir gefällt; ich will mir wohl ein besseres Haus bauen lassen." Noch an demselben Tage ließ er sich seinen Sarg machen, welchen er in den noch übrigen fünf Jahren seines Lebens allenthalben mit sich herumführte, damit er durch denselben stets an seine Sterblichkeit gemahnt würde.

Das will ich dir nun freilich nicht zumuthen, daß auch du in gesunden Tagen dir schon deinen Sarg machen lassest, obwohl ich gleichfalls einen Mann gekannt habe, der dieses so that, und einen andern, der wenigstens einstweilen das Kreuz sich anfertigen ließ, welches einst auf sein Grab gesteckt werden sollte und es täglich einige Zeit betrachtete — aber das wende doch als Mittel gegen alle Hoffart und Eitelkeit an, daß du die bekannten Worte eines hocherleuchteten Mannes, des seligen Thomas von Kempis, dir scharf

in die Seele schreibst und öfter darüber nachdenkst: „Eitelkeit der Eitelkeiten und Alles ist eitel, außer Gott lieben uud Ihm allein dienen."

XXII.
Die Sittenlosigkeit der Jugend.

Die Lust und Freude an der edlen Arbeit der Jugendbildung wird schon durch die allgemeine Verderbtheit des Menschen und dessen Geneigtheit zum Bösen, mehr aber noch durch die immer weiter um sich greifende Sittenlosigkeit der Jugend getrübt, gegen die ungleich mehr als bisher angekämpft werden muß, wenn nicht ein Wehe und Schrecken bringendes Geschlecht für die Zukunft erstehen soll. Der wachsame Erzieher wird mit Besorgniß gewahren, daß die Zahl der guten Kinder in der Gegenwart eher ab- als zunimmt, die Zahl der leichtsinnigen, ausgearteten und störrigen dagegen in stetem Wachsen begriffen ist. Woher dieses? —

Die häufigen Erscheinungen der Sittenlosigkeit der Jugend haben einen allgemeinen Grund in dem Geiste unserer Zeit. — Der Geist unserer Zeit ist kein Geist christlicher Demuth, sondern ein Geist schwindelnder Hoffart. Diesem Geiste entspringen die Anmaßungen der Vernunft in unseren Tagen, welche die ihr von Gott gesetzten Schranken überall durchbricht; ihm entspringt das Vertrauen auf die eigene Kraft, welches alle Mäßigung überschreitet; ihm entspringt die kleinliche Selbstsucht, die in Reden und Handlungen, in Ansichten und Unternehmungen sich kund gibt; ihm entspringt die Sucht, den kalten Verstand allein vorwalten zu lassen und das christliche Gemüthsleben immer mehr in den Hintergrund zu drängen; ihm entspringt die Abneigung, seine Gedanken auf Gott zu richten, zu Ihm zu beten, in Seinen Tempeln Ihn aufzusuchen, Ihm allein die Ehre zu geben! — Weil nun das Leben einen mächtigeren Einfluß übt als die Schule, weil Beispiele mehr wirken als Worte: daher der Vorwitz der Jugend; daher die

absprechenden Urtheile derselben; daher ihre Unehrerbietigkeit gegen das Alter; daher ihr wildes, ungezügeltes Treiben; daher ihr Auflehnen gegen göttliche und weltliche Ordnung, gegen ehrwürdige und geheiligte Verhältnisse; daher ihre Gleichgiltigkeit in den Uebungen der heiligen Religion.

Besondere Gründe der Sittenlosigkeit der Jugend sind:

1. Der Leichtsinn, die grenzenlose Gleichgiltigkeit der meisten Eltern gegen die Kindererziehung und die Unwissenheit hierin besonders von Seite der Frühverheiratheten. Es gibt Eltern, die sich um die Erziehung ihrer Kinder nicht im Mindesten kümmern, sondern dieselbe den Dienstboten, Fremden oder dem Schicksale überlassen. Es gibt andere Eltern, die sich damit begnügen, bei ihren Kindern auf äußere Haltung und moderne Dressur zu achten und alles Uebrige für unnütz und überflüssig, oder gar für schädlich halten. Sie sind glücklich, wenn ihre Kinder nur etwas französisch näseln, irgend ein Musikstück spielen, eine Arie singen, sticken und häckeln, vornehm sich aufstellen und zierliche „Knixs" machen können. Es gibt wieder andere Eltern, die nur die modischen Zuchtmittel der Neuzeit anwenden und anstatt der verdienten Strafe eine „kleine Mahnung mit Lächeln" ertheilen, oder auf die Zeit der reiferen Jahre hinweisen, wo das Kind „schon von selbst gescheidter" sein werde. Es gibt noch andere Eltern, die viel weiter gehen und aus lauter Humanität selbst größere Vergehungen den Kindern ohne Tadel und ungestraft hingehen lassen, ja den Zorn der Kinder fürchten. — Und wenn sie gar durch Rüge den Unmuth des schwachnervigen Töchterleins erregten, da scheuet eines von den Eltern das andere, oder den Hausarzt aus der Humanitätsschule.

Es gibt endlich viele Eltern, die ihre Kinder wissentlich zum Schlechten, zur Sünde erziehen! — Selbst von den um gute Erziehung besorgten Eltern sind nur wenige erst wahrhaft gute Erzieher. Unter diesen gibt es Viele, die sich vor ihren Kindern Alles erlauben, und sich dann hintennach noch wundern, daß ihre Mahnungen und Strafen so wenig fruchten; solche, die statt zu erziehen, nur hin- und herziehen und sich vor den Kindern ihre Erziehungsweise gegenseitig vorwerfen; solche, die das Bestehende

gerne tadeln und gegen Alles losziehen, was von Anderen herrührt. Daß gerade die Schule von derlei Eltern am wenigsten geschont wird, versteht sich von selbst. Da heißt es: „Der Lehrer versteht aber auch gar nicht, euch richtig zu behandeln," oder: „er kann sich nicht in gehörigen Respekt setzen!" Und siehe, der Knabe wird allen wohlmeinenden Bemühungen des Lehrers gegenüber nur noch kecker und trotziger. Oder es heißt: „Der Lehrer bürdet euch viel zu viel auf! Das ist viel zu schwer für euch! Das ist ja unnützes Zeug, was ihr da lernt u. s. w." Es mag sein, daß man in manchen Schulen mit dem Unterrichte zu hoch geht und Unnützes gelehrt wird, aber dann sollten die Eltern dieß den Kindern nicht vordeklamiren; damit wird die Sache nicht anders; die nothwendige Folge hievon aber ist, daß die Liebe der Schüler zu ihrem Lehrer geschwächt wird, daß sie ihre Arbeiten nur halb oder schlecht oder auch gar nicht machen, und in solchen Klagen über den Lehrer noch das erwünschte Privilegium finden für ihre Unaufmerksamkeit in der Schule.

Noch zahlreiche Fälle ließen sich anführen, in welchen die Einsicht der Eltern mit ihrer Liebe zu den Kindern nicht auf gleicher Stufe steht.

Was schon im Alterthume Diogenes von den Megaräern sagte, er wolle lieber ein Stier der Megaräer, als ein Kind derselben sein, weil die Viehzucht bei diesem Volke blühte, während die Kinderzucht vernachlässiget wurde — das gilt auch noch für unsere Zeit, besonders von den Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder die geringste Sorge ist. Wie sich die Extreme überall berühren, so ist auch hier die ärmste und reichste Menschenklasse am meisten vertreten; die Einen hindert die Noth an der Erziehung, die Anderen Reichthum und Genußsucht; bei jenen sinken die Kinder zu bloßen Erwerbsmaschinen herab, bei diesen zu Narren des Namens, des Reichthums und zu Erben des Gegentheils vom Edelsinn der alten Ahnen, die der Familie Ehre und guten Ruf mit Befolgung christlicher Grundsätze der Selbstzucht errungen haben.

2. Die Lockerung der Familienbande. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß sich in unseren Tagen das Familienleben zusehends auflöse, daß die gute

alte Sitte, die von den Berufsgeschäften übrig bleibende Zeit im häuslichen Kreise zuzubringen, immer seltener werde. Die christliche Einfachheit und Natürlichkeit sind aus vielen Familien verschwunden, weil das gesellige Leben in abwechselnder Menge solche Genüsse darbietet, daß man, nachdem man einmal mit ihnen vertraut geworden, kaum mehr noch denselben widerstehen kann. Der Vater geht seinen Vergnügungen nach, die Mutter, wo möglich, den ihrigen. „Mein Mann ist mein Kostgänger, — sagte einst treffend eine Beamtenfrau — des Tages ist er auf seinem Bureau, des Abends im Wirthshaus; ich sehe ihn mit meinen Kindern nur bei Tische.“ In der That ist das Laufen nach den Wirthshäusern, den tabakdurchräucherten Cultus-Stätten des modernen Weltgeistes, in denen das glaubensmatte, sittenwackelige, schwunglose Philisterthum so recht seine Heimat hat, und in deren vieleifrigem Besuch die „gebildeten Stände“ dem „gemeinen Manne“ mit dem besten Beispiele vorausgehen, einer der tiefeingreifendsten, verderbenbringendsten Krebsschäden unserer Zeit. Die lieben Kinder sind dann sich selbst überlassen und treiben daheim oder auf der Straße, was sie wollen, aber meist nichts Gutes — oder sie müssen auch schon bald dahin, bald dorthin mitgenommen werden, in Biergärten, auf Felsenkeller, in's Theater, in „Liebhabertheater“ (oft wahre Cloaken der Unsittlichkeit!), in Kaffee- und Theegesellschaften u. s. w. An solchen Vergnügungsorten werden häufig in Wort und Bild die schönsten Blüten christlicher Tugend als Gegenstand des Hohnes und Spottes, die Bescheidenheit als Gleißnerei, die Sanftmuth als Geistesschwäche, die Demuth als Thorheit, die Scham als leere Ziererei u. s. w. angesehen; die Kinder werden in kurzer Zeit gleichgültig gegen Religion und Tugend, gegen gute Sitten und Wohlanständigkeit; sie lernen Verstellung und Heuchelei, Verleumden und Ehrabschneiden; sie merken sich vor Allem die gemeinen Späße und Zoten; sie werden eitel und eigensinnig, frech und widerwärtig, grausam und rachsüchtig, hartherzig gegen Dienstboten, wie gegen Arme und Niedrigerstehende.

Wer einwenden wollte, daß diese Schilderung zu stark und grell sei, der möge in die nächste Vergangenheit derselben Eltern zurücksehen, deren Kinder jetzt ein Stein des Anstoßes

in Staat und Kirche sind. Wir haben da meist Kinder von Eltern, die früh mit der Welt vertraut geworden, vor der Ehe in sündhaftem Umgange gelebt und so die Achtung vor einander verloren haben oder sonst auf eine unheilige Weise in die Ehe gerathen sind, und nun den Spruch des Dichters bewahrheiten:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären!"

Ach, und wie wenig achten im Allgemeinen die Eltern auf ihre Gespräche und Unterhaltungen in Gegenwart der Kinder! Und dennoch sind derlei anscheinend unschuldige Unterhaltungen nur zu oft von dem übelsten Einflusse für dieselben, besonders solche Unterhaltungen, in denen die geheimen Gedanken und Richtungen des Herzens, die meist irdischen Wünsche und Hoffnungen der Eltern sich offenbaren. Wenn bei solchen Gesprächen die Kinder auch Anfangs zerstreut, unaufmerksam, in andere Dinge vertieft scheinen, so ist das nur Täuschung. Man kann in der Regel fest überzeugt sein, daß sie kein Wort verlieren von dem, was um sie herum gesprochen wird, und sich Alles tief in ihre Seele einprägen, aus der es unversehens in Thaten unter Gespielen hervorleuchtet.

Warum geschieht es so häufig, daß die wohlgemeintesten Belehrungen in Kirche und Schule nur mit halbem Ohre angehört und bald wieder vergessen werden, während manche zufällige Gespräche der Eltern in der Seele des Kindes sich um so tiefer einnisten, des jugendlichen Geistes sich ganz bemächtigen und seiner regen Phantasie noch in einsamen Stunden Nahrung geben? — Diese Wahrnehmung sollte von Eltern und Erziehern weit mehr, als gewöhnlich geschieht, beachtet und gewürdiget werden, weil sie eben den Beweis liefert, wie sehr Unterredungen solcher Art beitragen zur Charakterbildung der Kinder, wie wesentlich sie auf die ganze künftige Geistesrichtung derselben einwirken! — Wenn solcherlei Gespräche, wie das meistentheils der Fall ist, nur auf das gerichtet sind, was das Auge ergötzt, den Gaumen kitzelt, den Sinnen schmeichelt, die meiste Zerstreuung bietet, oder auf das, was die Nächstenliebe verbietet: darf man dann sich noch wundern, daß solches die Kinder leichter lernen, als das A B C, und daß sie es nach kurzer Zeit darin

den Eltern sogar zuvorthun? Oder sollen etwa Gefühle von christlicher Duldung und Verzeihung im Herzen aufkeimen können, welche stets nur das Gift der schärfsten Verurtheilung über die Schwächen und Fehler der Menschen einsaugen? Sollen da keusche Sitte und Zucht erblühen, wo man sich ungescheut über Dinge ausläßt, von denen die Kinder noch lange Nichts zu wissen haben, oder von denen sie gar niemals Kenntniß erhalten sollten? O, wie vielen Aergernissen würde vorgebeugt werden, wie viele gelockerte Familienbande würden sich wieder fester knüpfen, wie viel mehr Achtung würden Kinder vor ihren Eltern haben und wie viel mehr Liebe zu ihnen, wenn überall ein größeres Achthaben auf sich selbst und mehr Rücksicht auf die Anwesenheit der Kinder und die Warnung des Herrn beobachtet würde, der da sagt: „Wehe, der den Kleinen Aergerniß, d. i. Anstoß zu Unheiligem gibt!“

3. Der herrschende Kleiderluxus. Viele unverständige Eltern bringen über ihre Kinder, das Kostbarste, was sie auf Erden haben und haben sollen, ein unbeschreibliches Elend, indem sie denselben schon in dem zartesten Alter mit allem Fleiße die Kleidernarrheit einimpfen. Die selber eitel und kleidernärrisch gewordenen Mütter, namentlich in den sogenannten vornehmeren Ständen, treiben mit ihren Kindern meist die verkehrtesten Dinge. Sie wissen nicht, mit welch' bunten, verzickten und verzackten Kleidchen sie dieselben behängen und was sie denselben anziehen und aufsetzen sollen, um ihnen eine recht „nette“ und „reizende“ Figur zu geben. Manche derartige Mädchen mit ihren kurzen, bauschigen Röckchen sehen ja leibhaftig aus, als wenn sie Zöglinge irgend einer vagabundirenden Seiltänzertruppe wären. Gott hat die Seele des Kindes so eingerichtet, daß es Alles für wahr und gut und nachahmungswürdig hält, was es von der Mutter sieht und hört. Wenn es nun wahrnimmt, daß die Mutter so viel Fleiß auf ihre eigene, und des Kindes Kleidung verwendet, daß sie Tage und Wochen mit der Fertigung von Putz und eitlem Flitter vertändelt, wenn es merkt, daß es durch zierliches und puppiges Sichankleiden die Mutter leicht auf seine Seite bringen kann; muß da das Kind nicht auf den Gedanken verfallen, auf Kleider und affektirtes Wesen komme Alles an? Muß es

nicht anfangen, die Einfalt und Offenheit, die dem Kindesalter so natürlich sind, gering zu schätzen, dagegen die Ziererei und lügnerische Verstellung für recht und gut zu erachten? — Ach, und wie viele Mütter gibt es nicht, die durch eine leichtfertige, den Körper nicht hinreichend bedeckende, nur auf den Sinnenreiz berechnete Kleidung in ihren Kindern das Schamgefühl schwächen oder gar ertödten, ihnen, statt Liebe zur unsterblichen Seele, nur Liebe zu dem sterblichen, verweslichen Leibe einflößen? Wer zählt die Kinder, in die durch den herrschenden Kleiderluxus der Geist der Eitelkeit, der Hoffart und der Unlauterkeit, und zwar nicht selten durch die eigenen Mütter derselben, gekommen ist? Dabei werden diese unglücklichen Geschöpfe unzufrieden mit ihrem Stande, streben nach Stellungen im Leben, für die sie nicht geschaffen sind, ach, und wie oft ist es schon geschehen, daß derlei kleiderthörichte Mädchen aus dem Bauern- und Bürgerstand von sentimentalen Schreibern, süßplauderigen Kaufmannsdienern und ähnlichen windigen „Herren" sich beschwatzen ließen, von goldenen Bergen träumten, hinterher aber in der Schande sitzen blieben!

4. Die Zügellosigkeit der Lektüre. — Welche Flut seelenverbildender, oft frivoler und schmutziger Schriften: Romane, Novellen, Erzählungen ꝛc. hat sich über unsere Zeit ergossen, hat sich in die Lesewelt einzudrängen gewußt? Wie viele junge Leute würden ihre Unschuld bewahrt haben, wenn sie nicht Gelegenheit genug gehabt hätten, Schriften in die Hand zu bekommen, die ein offenbares Gift mit sich führen? Kömmt es doch vor, daß Eltern selber derlei Bücher ihren Kindern zu lesen geben! Fast in allen Romanen aber und sonstigen derartigen Schriften werden Grundsätze, die den Lehren des Christenthums geradezu entgegen sind, entweder offen vertheidigt, oder durch ein scheinbares Bekämpfen gutgeheißen oder es wird selbst dieses und jenes Laster in Beispielen empfohlen, oder als Kleinigkeit und eine sehr verzeihliche Verirrung entschuldigt. Auf solche Art wird bald der Untreue gegen die Ehegatten, bald der Widersetzlichkeit gegen die Eltern, bald dem Zweikampf, bald dem Raub, bald dem Selbstmord das Wort geredet. Die Sünden der Unzucht werden als etwas, was in der Natur des Menschen liege, oder als Folge zu heftiger Versuchung, der

Niemand widerstehen könne, entweder ganz oder doch beinahe von aller Schuld freigesprochen. Unter dem Scheine der Aufklärung und Duldsamkeit wird über die Wahrheiten des positiven Christenthums frei und keck räsonnirt, und der Stand der Diener und Prediger der Religion, die man am liebsten von einer schlechten und verächtlichen Seite darstellt, herabgewürdiget. — Wie ist es da anders möglich, als daß junge Leute, die sich mit dem Romanlesen abgeben, solche irrige Begriffe und verderbliche Grundsätze, die der Sinnlichkeit und den verkehrten Neigungen des Herzens schmeicheln, nur zu bald annehmen, und für die christliche Tugend, für die Selbstverleugnung, ohne die es keine Tugend gibt, gar keinen Sinn mehr haben?

5. Die vielfache Störung und Entheiligung des Sonntags. Wenn, wie es fast überall der Fall ist, der Tag des Herrn zu einem Tanz= Spiel= und Sinnengenuß=Tag herabgewürdiget wird, wenn öffentliche Verkäufe, häufige Uebungen der Landwehr, wenn eine große Zahl von Jahrmärkten, an denen die Jugend mitunter dem Schul= und Christenlehr=Unterrichte förmlich entzogen ist, die Feier des Sonntags stören dürfen 2c., so wird die Kirche in ihrer Einwirkung gehemmt, Zucht und Ordnung entweicht, wie aus dem kirchlichen, so aus dem bürgerlichen Leben, der Verführung der Jugend wird freier Spielraum gegeben und der Same zu vielen Sünden und Ausschweifungen wird an einem Tage ausgestreut, der für die ganze Woche die innersten Kräfte des Menschen stärken soll.

6. Mangel an strenger Einschreitung gegen außereheliche Ausschweifungen. Seit man in neuerer Zeit angefangen hat, in dieser Beziehung eine große Nachsicht und Gelindigkeit, und zwar ganz gegen das Urtheil des besseren Theiles des Volkes, das für strengere Maßregeln ist, eintreten zu lassen, seitdem junge Leute ungestört in offenkundig unsittlichen Verhältnissen mit einander verkehren dürfen und so für Andere ihres Gleichen die schlechtesten Beispiele geben, während dagegen von vielen Seiten für das Verständniß und die Werthschätzung des jungfräulichen Lebens wenig oder Nichts geschieht, ist der Verfall der Sitten unter der Jugend überall größer geworden.

7. Der alle Verhältnisse überstürzende Kampf

um das Mein und Dein. Ein Blick auf das geräuschvolle Leben draußen, auf die Hast, mit der man sich gegenseitig die Vortheile leichteren Erwerbes und Emporkommens streitig zu machen sucht, auf das Rennen und ungestüme Drängen überall, in Stadt und Dorf, auf Straßen und Plätzen, zwischen dumpfen vier Wänden und tief unter der Erde, gibt uns hinreichenden Aufschluß über den geringen Erfolg und die vielfache Vernachlässigung der Kindererziehung. Weil die meisten Alltagsmenschen nur für solches Wogen und Treiben Augen und Ohren offen haben, weil sie ihre ganze Lebensweise nur darnach einrichten und bestimmen, weil sie Alles, was zu ihrem Losungsworte „Geld verdienen und das Leben genießen“ in keiner Beziehung steht, für überflüssig und thöricht angesehen, so werden auch ihre Kinder ein getreues Abbild der Eltern werden. —

Daß unter solchen Verhältnissen von einer gemüthvollen, heiligen Einfalt der Kinder, von einer sinnigen Freude derselben an Gottes schöner Natur, von stillem, häuslichen Leben, von einer Kindererziehung im Sinne unserer heiligen Religion kaum die Rede sein kann; — eben so, daß Kirche, und Schule unter solchen Zuständen einen höchst schwierigen Stand haben, ist leicht einzusehen. — Soll eine wahre Heilung geschehen, so muß die Gesinnung umgewandelt werden. Diese Umwandlung ist freilich zunächst ein Werk des heiligen Geistes; Kirche und Schule können dazu viel beitragen, wenn sie mit Eifer, Kraft und Ausdauer ihre Aufgabe zu lösen suchen; die Hauptsache aber ist, daß, wenn ein besseres Geschlecht heranwachsen soll, wir bei uns selbst anfangen, selber ein christlicheres, gottwohlgefälligeres Leben führen, der Jugend ein erbaulicheres Beispiel geben müssen; denn es heißt mit Recht: „Worte bewegen, aber Beispiele ziehen an.“ Wie will Jemand einem Kinde Gottesfurcht beibringen, die der Anfang der Weisheit ist, wenn er selbst keine besitzt? Wie will ein Vater seine Kinder zum Beten vermögen, wenn sie ihn nie beten sehen, oder bemerken, daß er unter Umständen sich des Gebetes schämt? Wie sollen Kinder am Kirchenbesuche, an der Anhörung der Predigt Freude haben, oder öfter zum Empfange der heiligen Sakramente gehen, wenn der Vater nur selten sich in der Kirche sehen läßt, Jahre lang keine Predigt

anhört, (damit ja die leichte Seite seines Herzens nicht berührt, sein Gewissen nicht aus dem Schlummer aufgeweckt werde), und den Empfang der heiligen Sakramente als eine Last betrachtet? Wie sollen sich Kinder die Tugenden der Sparsamkeit, Friedfertigkeit, Verträglichkeit, Nüchternheit, Reinigkeit, Nachgiebigkeit, Duldsamkeit, Redlichkeit und Aufrichtigkeit angewöhnen, wenn sie in dem elterlichen Hause gerade das Gegentheil von den Allem sehen und hören? Müssen sie da nicht bei sich denken und sprechen: „Was Vater und Mutter thun, kann das sonderlich gefehlt sein?“ Eltern! auf solche Weise seid ihr selbst die Verführer eurer eigenen Kinder, ihr gebt Aergerniß, ihr verleitet eure Kinder zum Unrecht, zum Bösen, und von solchen sagt der Heiland: „Es wäre besser, es würde ihnen ein Mühlstein an den Hals gehängt, und man versenkte sie in die Tiefe des Meeres.“ Eltern! Eure Kinder sind nicht euer Eigenthum, so daß ihr mit denselben schalten und walten könnt, wie ihr wollet; sie gehören dem lieben Gott; Er hat sie euch gegeben, damit ihr sie an Seiner Statt für den Himmel erziehet. Aus euren Händen wird Er sie darum einst wieder zurückfordern, und wehe euch, ewiges Wehe, wenn ihr sie ihm nicht zurückgeben könnet, wenn ihr sie gegen die Gefahren ihres Heiles nicht nach Kräften geschützt, wenn ihr sie gar selbst in diese Gefahren gestürzt habt und sie durch eure Schuld verloren gegangen sind!

XXIII.

Bedeutung einer bischöflichen Visitationsreise.

Die kirchlichen Oberen haben sowohl das Recht als die Pflicht, über die Befolgung der kirchlichen Vorschriften zu wachen und in dem ihrer Amtsgewalt unterstellten Kreise das sittlich-religiöse Leben ihrer Untergebenen zu beaufsichtigen. Deßhalb ist es nothwendig, daß sie entweder persönlich an Ort und Stelle sich begeben, um von den inneren Zuständen der ihnen untergeordneten Gemeinden oder Corporationen (Genossenschaften) Einsicht zu nehmen, oder daß sie durch Bevollmächtigte sich darüber berichten lassen. Dieß thaten schon

die Apostel, indem sie von Zeit zu Zeit die von ihnen gegründeten Gemeinden visitirten oder über dieselben bei zuverlässigen Personen sich erkundigten. (Apostelg. 15, 36. 1. Cor. 1, 11. Col. 1, 4.) Das Gleiche geschah und geschieht noch heute von ihren Nachfolgern, den Bischöfen. „Die Bischöfe sollen nicht unterlassen — verordnet die allgemeine Kirchenversammlung zu Trient in der vierundzwanzigsten Sitzung — entweder durch sich selbst, oder falls sie rechtmäßiger Weise verhindert sind, durch ihren Generalvicar jedes Jahr einen größeren Theil ihrer Diözese zu visitiren."

In Bayern ist die Diözesanvisitation zugleich mit der Ertheilung des heiligen Sakramentes der Firmung verbunden und findet beides alle zwei Jahre in der ganzen Diöcese statt.

Wenn Kinder, denen es nur selten vergönnt ist, den Vater bei sich zu sehen, Alles aufbieten, um die Augenblicke seiner kurzen Gegenwart zu ehren und ihnen das von Niemanden verargt wird, so kann man es nicht anders als natürlich finden, daß der Nachfolger eines Apostels von denen, deren Vater er dem Geiste nach ist, mit all' den Zeichen jener Freude empfangen wird, die der Apostel ein „Sich freuen im Herrn" nennt. (Philipp. 4, 4.)

Der Geist unseres katholischen Volkes ist Gott sei Dank, noch immer ein so guter, daß die Ankunft des Bischofs in einer Gemeinde als ein Tag der Feier gilt, an dem es vor Allem Pflicht ist, seine Anhänglichkeit und Liebe zur Kirche, oder, was dasselbe ist, an den Bischof auch durch äußere festliche Kundgebungen zu zeigen.

Ein solcher Besuch des Bischofs dient aber auch den Gläubigen zum Segen — und gerade hierüber möchten wir hier einige Worte äußern — für unsere Leser vielleicht zur Erbauung, für alle Jene aber zur Antwort, die im Geiste und in der Gesinnung des unglückseligen Judas, ähnlich wie dieser, fragen: „Wozu diese Verschwendung?"

Der Bischof erklärt und deutet durch die Visitationsreise den Gläubigen seines Sprengels die Insignien der bischöflichen Würde. Das Kreuz auf der Brust des Bischofs kündet an, daß ihm seine Diözese ein mit Edelsteinen geschmücktes Kreuz sei, und daß er in jedem seiner Gläubigen einen durch das Kreuz Christi Erlösten sehe, für den er in treuer Nachfolge des obersten unsichtbaren Hirten keiner Mühe und Beschwerde

sich entziehe, kein Opfer scheue, auch das nicht, welches mit der Visitationsreise verbunden ist. Denn daß dieses Geschäft eines katholischen Bischofs nicht zu den körperlich angenehmsten gehört, versteht sich von selbst, und jeder nur halbwegs Verständige wird zugeben, daß es für den Körper noch ganz andere und nach Umständen ermüdendere körperliche Arbeiten gebe als die mit der Hake und dem Pfluge, und daß das Maß einer Anstrengung erst voll werde, wenn damit auch die Thätigkeit des Geistes gleichen Schritt hält. Den Beweis hiefür kann ohne Zweifel die Visitation einer Diözese liefern. Man denke sich eine Tagesordnung, bei der die frühe Morgenstunde bereits den Lauf der Geschäfte eröffnet, der dann — die Tischzeit ausgenommen — bis zum späten Abende nicht mehr unterbrochen wird; man denke sich, daß es durchgehends Beschäftigungen sind, die zugleich den Körper um so fühlbarer angreifen, je mehr der Bischof wegen deren Heiligkeit und der hohen Würde seines Berufes verpflichtet ist, sie mit möglichster Aufmerksamkeit zu vollziehen; man zähle die Tausende von Worten, welche von seinen Lippen an diesem Tage kommen, sei es nun von der Kanzel oder bei der Ausspendung des heiligen Sakramentes der Firmung, das in der Regel mehrere hundert Mal wiederholt wird, oder um Trost und Hilfe, Aufmunterung und Anleitung zu geben, man denke sich, daß dieß Alles, nemlich dieß Wachen nnd Beten, dieß Predigen uud Spenden der kirchlichen Gnadenmittel, dieß Unterrichten der Jugend und Untersuchen der Angelegenheiten jedes Einzelnen, dieß Denken und Sorgen in getreuer Aufeinanderfolge meist mehrere Wochen hintereinander ausfüllt, — und man wird so ziemlich die Summe aller Annehmlichkeiten vereint haben, wie sie den Bischof in diesem Zweige seines Hirtenamtes begleiten. — Aber gerade in dem Opfer einer nicht gewöhnlichen geistigen und körperlichen Anstrengung, das der Bischof dem obersten „Bischofe und Hirten" Jesu Christo (1. Pet. 2, 25.) um seiner Gläubigen willen bringt, liegt ein Segen, in dem dieses Opfer wie ein erquickender Thau aus der Hand Gottes wieder auf die Gläubigen zurück- und herabträufelt.

Die Füße des Bischofs sind gekleidet in die bischöflichen Schuhe, auf daß er selbst und die Priester in seinem Auftrage jene segensvolle Botschaft verkünden, um derentwillen

sich an ihnen das Wort der Schrift erfüllt: „Wie schön sind die Füße Derjenigen, welche das Evangelium verkünden!" (Röm. 10, 15.) Am Tage der Visitation tritt auch dieses Wort in seiner Erfüllung vor die Augen des gläubigen Volkes; der Bischof verkündet, wenn thunlich, in eigener Person, das Wort Gottes. — Daß er kein anderes Evangelium prediget, als es Gott in den beiden Testamenten niedergelegt hat, sagt uns die Doppelspitze der bischöflichen Hauptzierde, der Mitra oder Inful. — Die Hand des Bischofs trägt den Ring und reicht denselben zum Kusse dar. Wenn dieß jederzeit ein Sinnbild der Vereinigung und zwar der innigsten Vereinigung zwischen Hirt und Heerde ist, so gibt sich dieß insbesondere am Visitationstage kund. Hat ja der Bischof durch die Reise zu seinen Diözesanen nichts Anders im Sinne als sich ihnen darzustellen in dem Verhältnisse, für welches der Apostel kein schöneres und passenderes Bild fand, als das des Bräutigams zur Braut. So wenig der Bräutigam seine Braut vergißt, so wenig kann der Bischof seiner Diözese vergessen; daß er nicht aufhört, an sie zu denken, soll jede Gemeinde auf's Neue erfahren, so oft er in ihrer Mitte erscheint. Das Volk weiß es auch und küßt darum, wo es nicht aus Scheu und übergroßer Ehrfurcht sich zurückhält, so gerne diesen Ring, das Zeichen der bräutlichen Liebe zu seinem Bräutigam. — Außerdem hält der Bischof in der Hand den Stab. Es ist der Stab des guten Hirten, der die Schafe auf gesunde Weide leitet. Dafür spricht die Verkündigung des Wortes Gottes, die Spendung der heiligen Sakramente, die Unterweisung der Jugend, lauter Geschäfte, wie sie auf die Zeit einer Visitationsreise vertheilt sind. Zugleich ist es aber auch der Stab geistlicher Gewalt und Vaterschaft.

Und nicht genug. Die Visitation durch den ersten Träger des katholischen Geistes und Lebens in der Diözese — durch den Bischof beweist sich auch noch in anderer Weise segensreich. Mancher, dem sein Seelsorger gleichgültig geworden, und der, den Mantel nach dem Winde der Aufklärung drehend, geglaubt hat, die Religion sei im Grunde doch nur mehr eine Sache, die zunächst die Geistlichen angehe, ohne das Volk besonders zu berühren, sieht auf einmal einen Mann vor sich, dem ungeachtet seiner Anspruchslosigkeit allenthalben die entschiedensten Beweise tiefer Ehrfurcht und wahrer Liebe

gegeben werden, vor dem sich Alles auf die Kniee wirft und mit gebeugtem Haupte den Segen erfleht. Der Anblick überwältigt und man knieet auch nieder wie die Andern, wenn auch nicht mit der Andacht wie diese, doch voll der Scheu wie sie, und von dem Bewußtsein beschämt, man kniee dießmal vor einem Priester, vor einem Bischof, an dessen heiligstem Amte und apostolischer Sendung man schon oft gesündigt hat. Alle Träumereien von Licht und Fortschritt, Aufklärung und Bildung, und wie all' der Klingklang des modernen Revolutionsgeistes heißt, mit welchem dieser in das einfache Gemüth des katholischen Volkes seine Schlangeneier legen möchte, schwinden vor der Thatsache, die jeder öfter im Jahre mit eigenen Augen schauen kann, daß das Band zwischen Gläubigen und Bischof, zwischen Hirt und Heerde noch fest genug hält, um beide durch die Ströme entfesselter Leidenschaften sicher hindurch zu führen. — Wir haben die Sendlinge, welche die Revolution in den Jahren 1848 und 1849 auf's Land geschickt hat, gesehen und den Empfang, der ihnen bei den Reisen, welche sie im Interesse des Hochverraths unternahmen, zu Theil wurde. Es fällt uns nicht ein, hier einen Vergleich ziehen zu wollen, dazu ist uns die eine Sache zu heilig gegenüber der anderen unheiligen. Aber Eines fällt uns auf an diesen beiden Erscheinungen. Man hat damals hie und da gestaunt, sich gewundert, eine Zeit lang zugewartet und endlich verachtet; man fühlte das Nichtswürdige und Gottlose jenes unseligen Treibens zeitig genug heraus. Es mag vorkommen, daß man das Unbequeme, weil dem bösen Treiben so wenig Holde, der apostolischen Visitationsreisen auch da und dort fühlt, wo man auf das Verderben der Kirche sinnt; man staunt auch, aber man verachtet nicht, sondern fürchtet; und was denn? — das katholische Volk und seine Bischöfe — die obersten Träger der ewig unbesiegbaren, weil göttlichen Wahrheit.

Es liegt eine tiefe Bedeutung in den Feierlichkeiten des Empfangs, welchen die Gemeinde dem Bischofe bereitet. Das Edelste, was ihr die Gnade des Heilandes im Taufsakramente erworben und anvertraut zu treuer Hut — die Jungfrauen, sendet sie ihm zuerst entgegen. Die weißen Gewande sollen Zeugniß sein dafür, daß sie die Heerde Christi sind, die den Bräutigam empfangen darf mit der Lampe des Glaubens

und der angebornen keuschen Sitte. Die erste Freude, die man dem heranziehenden Seelenhirten bereiten will, soll die sein, daß man ihm die Last seiner Hirtensorge mindert durch die Versicherung, daß ein großer Theil der Heerde das Taufkleid noch rein und unbefleckt bewahrt hat. Möchte ihm dieser Trost jederzeit in Wahrheit bereitet werden, möchte er nie mit Paulus (Apostelg. 20, 29) fürchten müssen, daß reißende Wölfe verderbenbringend in diesen edelsten Theil der Heerde eindringen. Der Wunsch hat eine viel größere Tragweite, als man ihm vielleicht an dieser Stelle absieht. „Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft" — ist ein Wort der Revolutionspartei, vielleicht das einzige, an dem keine Lüge klebt; daher ihr planmäßiges Mühen und Arbeiten, daß Unterricht und Erziehung der Jugend nicht in fromme Hände komme. — Möchten aber auch diejenigen, die ihre Seele in der Sünde befleckt, sie aber im Thränenbade der Buße wieder rein gewaschen, diesen glücklichen Zustand bewahren bis zum Tage der Ernte, damit auch sie einst mit jenen und Alle geeint mit dem Hirten, der sie auf Erden geleitet — dem Bischofe, folgen können „dem Lamme, wohin es geht." (Offenb. 14, 4.)

XXIV.

Die letzten Tage des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg.

(Nach F. L. Stolberg: Ein Büchlein von der Liebe.)

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg war am 7. November 1750 zu Bramstedt in Holstein von protestantischen Eltern geboren. Aus einem altadeligen und wahrhaft edlen Geschlechte entsprossen, — sein Vater Christian Günther Graf zu Stolberg war der Erste, der den Bauern seines Gutes Freiheit und Eigenthum gab — von Gott mit den herrlichsten Gaben des Geistes und des Körpers ausgestattet und durch eine vortreffliche, von christlichen Grundsätzen geleitete Erziehung frühe für alles Erhabene, Gute und Schöne begeistert bezog er mit seinem etwas älteren und von Charakter

weicheren Bruder Christian, mit dem er, der feurigere und kräftigere, sein ganzes Leben hindurch in der innigsten Liebe verbunden war, im Jahre 1772, nach einem kurzen Aufenthalte in Dresden und Halle, die Universität Göttingen. Hier erblicken wir ihn, indem er juridische Collegien hörte, vorzugsweise jedoch humanistischen Studien sich widmete, als einen der edelsten und kräftigst aufstrebenden Geister in jenem Dichterbunde, dem Deutschlands neuere Literatur so viel zu danken hat. Voß wagte nur schüchtern, ihm zu nahen; Klopstock hatte sich ihm schon früher mit besonderer Liebe zugewandt. — Seine öffentliche Laufbahn begann Stolberg im Jahre 1777 als Gesandter des Herzogs von Oldenburg beim dänischen Hofe. Im Jahre 1782 vermählte er sich mit Agnes von Witzleben, mit der er in der glücklichsten Ehe lebte. Allein schon 1788 ward sie ihm durch den Tod entrissen. Im darauffolgenden Jahre wurde er dänischer Gesandter zu Berlin und verehelichte sich daselbst 1790 mit der Gräfin Sophia von Redern. 1791 vertauschte er diesen seinem Gemüthe wenig zusagenden Posten mit dem Amte eines Regierungs-, Konsistoriums- und Kammerpräsidenten zu Eutin. — Obwohl vielfach mit Poesie und mit der Uebersetzung griechischer Dichter beschäftigt, war er doch weit entfernt, dem unchristlichen Zuge seiner Zeit zu folgen. Vielmehr war es ihm bereits ernste Angelegenheit des Geistes und Herzens geworden, in der durch Christus geoffenbarten Religion seinen Leitstern zu suchen. Im Juli 1791 trat er mit seiner Gemahlin eine Reise nach Italien an. Namentlich sagte ihm hier der Aufenthalt in Rom zu, so daß er sich äußerte, er würde, wenn er sein Leben außerhalb seines Vaterlandes zubringen müßte und dabei verurtheilt sein sollte, in einer großen Stadt zu leben, keine Stadt Rom vorziehen. Nach einer anderthalbjährigen Abwesenheit kam er nach Deutschland zurück, um sein neues Amt anzutreten. Die Erlebnisse der Reise und die gewaltigen Ereignisse der Zeit hatten sein und seiner Gemahlin Gemüth ernst gestimmt und näher zu Gott hingeführt. Bereits durch eine Predigt Fenelons von der Nothwendigkeit einer von Gott gegründeten und geleiteten Kirche annähernd überzeugt, wurden sie durch einen Besuch der Fürstin von Gallitzin, welche sie bereits in Münster kennen gelernt hatten, erfreut. Der geist- und ge-

müthvolle Umgang dieser seltenen Frau und die ehrwürdige Erscheinung ihres priesterlichen Begleiters Overberg konnte nicht ohne anregenden Einfluß auf die für ein erbauliches und beschauliches Leben in hohem Grade empfänglichen Gemüther sein. So sah sich Stolberg mehr und mehr einer festeren Grundlage seines Glaubens entgegengedrängt, die er allmählig in der, Anfangs auch von ihm ihrem Wesen nach durchaus verkannten katholischen Kirche zu ahnen begann. Schon hatte er in vorurtheilsfreier, besonnener Forschung die volle Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche gewonnen, als die Gnade mit Macht sein Inneres ergriff; am Pfingstfeste des Jahres 1800 legte er nebst seiner Gemahlin zu Münster in der Hauskapelle der Fürstin von Gallitzin das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände Overbergs ab. Dem Beispiele der Eltern folgten mit Ausnahme der ältesten Tochter sämmtliche Kinder. Den 22. August desselben Jahres verzichtete Stolberg, seinen katholischen Glauben frei und offen bekennend, zu Eutin feierlich auf seine Aemter und siedelte mit den Seinigen, nach einer Uebereinstimmung der Umgebung sich sehnend, nach Münster über „der Hauptstadt der einzigen Provinz von Deutschland, in der die gebildeten Stände niemals dem Unglauben gehuldiget haben." — Dieser Schritt des edlen Grafen, der vermöge seiner Geburt, seines Rufes als Dichter und Gelehrter, seiner staatsmännischen Stellung einen sehr hohen Rang einnahm, konnte nicht verfehlen, allenthalben außerordentliches Aufsehen zu erregen, besonders, da derselbe nur mit großen persönlichen Opfern hatte geschehen können, und zu einer Zeit erfolgte, in welcher der Katholicismus von der öffentlichen Meinung gleichsam geächtet, und von den Gewalthabern verläugnet oder geknechtet war. Daß die leichtfertige, frivole Menge den Beweggrund von Stolberg's Conversion entstellen werde, war kaum anders zu erwarten. Tief aber mußte es ihn verwunden, daß selbst Solche, die durch alte Bande der Freundschaft mit ihm verbunden, die makellose Reinheit und den Adel seines Charakters kannten, in das Verdammungsurtheil über ihn einstimmten. Die Besseren derselben gewann er jedoch bald wieder durch seine sich immer gleich bleibende, ruhige, wahrhaft christliche Haltung; nur der herzlose Voß grollte ihm fortwährend, und vermochte es noch nach zwanzig Jahren, den späten Abend seines frühe-

ren Freundes durch eine verleumderische Schmähschrift zu verbittern. Was die Katholiken, namentlich Deutschlands betrifft, so begrüßten sie freudig die Rückkehr Stolbergs zu ihrer Kirche. Er war für die strebsameren unter ihnen ein Anhaltspunkt für kirchliches Leben und kirchliche Wissenschaft und half ihnen voran die Bahn zu einer freudigeren Zukunft brechen. In Münster bewegte er sich in einem Kreise edler, gleichgesinnter Seelen, welche in der Fürstin von Gallitzin ihren Mittelpunkt hatten. Später zog er sich nach Tatenhausen, dann nach Sondermühlen im Königreich Hannover zurück. —

Seiner Würden und Aemter entledigt und voll des Friedens, den er aus dem Glauben der Kirche schöpfte, trat Stolberg nun in einen neuen Abschnitt seiner Lebensentwicklung. Er brachte seine Zeit fortwährend in Einsamkeit mit dem Briefwechsel an seine zahlreichen Freunde, mit Studien, in denen er freilich oft durch den Besuch von Bekannten und Unbekannten unterbrochen wurde, mit der Erziehung seiner zahlreichen Kinder und schriftstellerischen Arbeiten zu. Vor allen war es sein großes kirchenhistorisches Werk: „Die Geschichte der Religion Christi“, zu welchem er durch den, später so mächtig in die Geschichte der Kirche eingreifenden Clemens August von Droste-Vischering den ersten Anlaß erhalten hatte, dem er seinen ganzen Fleiß zuwandte. Stolberg arbeitete daran fast bis zu seinem Lebensende und brachte es in fünfzehn Bänden bis zum Jahre 430 n. Chr. Außer diesem großen Werke schrieb er, ohne auch seiner sonstigen literarischen Thätigkeit zu entsagen, noch mehrere kleinere Bücher religiösen Inhaltes um diese Zeit; hieher gehören: Die Uebersetzung der Bücher des heiligen Augustinus von der wahren Religion und von den Sitten der katholischen Kirche; das Leben Alfred's, des Großen; das Leben des heiligen Vincentius, des Apostels der werkthätigen Liebe und hohen Vorbildes für den katholischen Clerus; „Betrachtungen und Beherzigungen über die heilige Schrift,“ welche er seinen Söhnen und Töchtern widmete. Er wollte, wie er sich in der Zuschrift ausdrückt, mit seinen herzgeliebten Kindern noch am tiefeingesunkenen Abende seines Lebens, ehe er, wie er durch die Erbarmungen Gottes und Jesu Christi hoffe, von Ihm geleitet, durch das dunkle Thal hinwalle, sich unterhalten von

diesen Erbarmungen, die Er durch seinen Sohn uns erwiesen und durch seinen heiligen Geist uns geoffenbaret hat. . . . Gleich jenem bejahrten Landmanne, der statt seiner großen Felder nun den Garten baue, beschränke er sich auf das Paradies der heiligen Schriften. Aus der Quelle göttlicher Kräfte schöpfend, welche diese darbieten, verjünge er sich in ihrem geweihten Schatten, labe sich an dem Dufte ihrer unverwelklichen Blumen und nähre seinen Geist mit den Früchten ihrer Lebensbäume. Nicht schöner aber hätte er seine literarische Laufbahn beschließen können, als durch die Herausgabe seines „Büchleins von der Liebe“, in welchem er die Fülle seiner Gedanken und Empfindungen über die göttliche Liebe, welche besonders in seinen letzten Lebensjahren seinem Innern entströmten, niederlegte, und welches mit Recht sein in heiliger Inbrunst und wahrhaft prophetischer Begeisterung gedichteter Schwanengesang genannt worden ist.

Stolberg starb im Jahre 1819. Die letzten Tage seines Lebens bieten so viel des Anregenden und Erbauenden, daß wir gerne länger bei denselben verweilen. —

Nicht nur seinen Angehörigen, auch Freunden, die ihn lange nicht gesehen, fiel es auf, wie wohl er in seinem hohen Alter noch aussah, wie heiter und rüstig er war. Er selbst sprach allerdings oft von seinen vorgerückten Jahren, von der Nähe des Todes, aber das hatte er früher auch schon gethan, und es schien auf keine besondere Ahnung zu deuten. Einst sagte er zu seiner Gemahlin bei einer Veranlaßung: „Krank werde ich wohl nicht werden. Du wirst mich wahrscheinlich einmal todt in meiner Stube finden, aber dann seid nicht unruhig um mich, denn ich denke täglich daran.“

Gott hatte es indeß anders mit ihm bestimmt. Wie er Vielen ein Vorbild im Leben war, so sollte er es auch im Leiden und im Tode sein. Am Sonntag den 28. November 1819 äußerte er gegen Xaver*) (Graf Schmising-Kerssenbrock), seinen Schwiegersohn, der zu Mittag nach Sondermühlen gekommen war, er leide sehr an Magenschmerzen, wolle es aber seine Gemahlin nicht wissen lassen, aus Besorgniß, sie zu ängstigen. Der Graf jedoch sagte es ihr und sie schrieb

---

*) Wo bei später genannten Vornamen Nichts weiter bemerkt ist, sind darunter Kinder Stolberg's zu verstehen.

sogleich nach dem Arzte Lapaix, der vier Stunden entfernt wohnte und bei allen bedeutenden Fällen mit großem Vertrauen von der Stolberg'schen Familie zu Rath gezogen wurde. Nach Tisch begleitete Stolberg seinen Schwiegersohn noch eine Strecke von 25—30 Minuten, und es wurde verabredet, daß der Graf am Dienstag, den 30. November, mit Julia, seiner Gemahlin und den Kindern auf einige Tage nach Sondermühlen kommen werde, was auch geschah.

Am Montag den 29. November sah Stolberg sehr übel aus, arbeitete indeß am Vormittag, wie gewöhnlich, ging um Mittag spazieren, las seiner Gemahlin das Letzte, was er geschrieben, vor, kam zu Tische, genoß aber nur wenig. Er war zu unwohl, um den Nachmittag, wie er sonst immer that, spaziren zu gehen, klagte über immer heftigeren Magenschmerz und ging zu Bette. Ein heftiges Erbrechen in Folge angewandter Medizin verschaffte ihm Erleichterung, aber das Erbrechen dauerte fort.

Gegen Abend kam, wie von Gott gesandt, der Dechant Kellermann von Münster. Stolberg empfing den geliebten Freund, der seit 16 Jahren wie ein Sohn in dem Stolberg'schen Hause gewesen, mit großer Freude und Herzlichkeit, und als er hörte, daß Kellermann am Sonnabend wieder abreisen wolle, sprach er scherzend: „Sie wollen Sonnabend wieder fort? Nun will ich recht krank werden, dann muß Kellermann doch bleiben."

Sein Zustand blieb ungefähr derselbe bis Mittwoch, den 1. Dezember Abend, doch mit einigen besseren Zwischenräumen. Da kam Lapaix an und ordinirte ihm ein Brechmittel. Donnerstag Vormittag war er viel wohler. Nach einigen Stunden fing indeß das Erbrechen wieder an. Lapaix schien bedenklicher zu werden. Die Nacht auf Freitag den 3. Dezember war sehr schlimm. Den Freitag Vormittag steigerte sich sein Uebelbefinden noch mehr. Doch die Abwesenheit von Kopfweh, die langen Zwischenräume zwischen dem Erbrechen, und manche andere Umstände ließen hoffen, daß der böse Hauptumstand, auf den Alles ankam, endlich den Mitteln des sorgsamen Arztes weichen werde.

Der Kranke ließ sich mehrere geistliche Lieder aus Klopstock vorlesen — verlangte ausdrücklich das 1. im 3. Buche:

Die tägliche Buße. Alle diese Lieder hörte er mit inniger Theilnahme an und sagte sie Wort für Wort mit.

Gegen Abend wurde Alles viel schlimmer. Das Erbrechen stellte sich wieder mit Heftigkeit ein. Stolberg sprach zu seiner Gemahlin: „Es ist kein Spaß mit mir, wir müssen uns au Alles gefaßt machen.“ Bald darauf äußerte er ihr: „Mir ist so bange.“ — „Wie kann Dir bange sein? Wovor?“ — „Ach, die Gerichte Gottes sind furchtbar.“ — „Wie können sie Dir furchtbar sein? Du hast Ihn ja immer von ganzem Herzen gesucht, und Dein ganzes Vertrauen auf Christi Verdienste gesetzt?“ — „Das wohl. Aber Gott hat mir so viele Gnade erzeigt, und ich bin so untreu gewesen. Du weißt nicht, welch’ ein großer Sünder ich bin.“ — Den Arzt fragte er: „Wird es das Miserere, was ich habe?“ Dieser wich aus. — Später bemerkte er dem Arzte: „Ich sterbe gewiß.“ Mehreren seiner Angehörigen sagte er: „Betet, Kinder, daß Gott mir das Leben verlängere, wenn es gut ist, und sonst, daß Er meiner Seele gnädig sei!“

Abends spät las Julia ihm den Anfang des 14. Kapit. Evang. Joh. vor. Er war so matt, daß sie beim Ende des 21. Verses stehen blieb, der also lautet: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist’s, der mich liebet. Wer aber mich liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden, und auch ich werde ihn lieben, und mich ihm offenbaren.“

Schon die vorige Nacht hatte seine Gemahlin nicht bei ihm sein können, weil sie sehr unwohl war. Nun mußte sie sich wieder legen. Julia und Bernhard, Xaver und Cajus übernahmen es, abwechselnd an dem Krankenlager des geliebten Vaters zu wachen. Die Unruhe ließ sie aber nicht zu Bette gehen, denn Lapaix ward sehr ernst, und äußerte gegen 12 Uhr den Wunsch, „daß der Kranke beichten möchte; sein Puls sei so krampfhaft, alle Zeichen so übel, daß er für Nichts stehen, und die Besinnung ihn bald verlassen könne.“ Kellermann ward gerufen, es dem Kranken zu sagen. Ohne die geringste Befremdung nahm er es auf. „Ja; sehr gerne; aber ich hab’ mich zur Beichte nicht vorbereitet.“ Kellermann beruhigte ihn damit, daß er erst vor Kurzem gebeichtet. Stolberg pflegte nemlich alle acht Tage die heiligen Sakramente zu empfangen. Er beichtete. Nach der Beicht sprach er noch eine Weile mit Kellermann, führte

manche Umstände an, die es ihm leichter machten, gerade jetzt aus der Welt zu scheiden, und fuhr dann fort: „Die liebste Arbeit, das Büchlein von der Liebe, ist vollendet. Ich habe es Ihnen gewidmet, lieber Kellermann! Hüffer (der Verleger) weiß es. . .“ Nun führte ihm Kellermann, um ihn zur heiligen Communion vorzubereiten, die Verheißung Christi an, Joh. 6.: „Wer mein Fleisch isset, und mein Blut trinket, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Denn mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleisch isset und mein Blut trinket, der bleibt in mir und ich in ihm ꝛc.“ Darauf las er die Einsetzung des heiligen Abendmahles. Mit lebendigem Glauben, innigster Andacht, kindlichster Demuth hörte Stolberg diese Stellen der heiligen Schrift an.

Jetzt mußte seine Gemahlin gerufen, es mußte ihr Alles gesagt werden. Ermattet von Sorge und Kopfweh schlief sie fest. Und nun, welches Erwachen! Von naher, dringender Gefahr hatte sie gar keinen Gedanken gehabt, da sah sie plötzlich den Abgrund ihres irdischen Glückes offen vor sich stehen. Doch faßte sie sich bald — sie konnte ja noch bei dem theuren Gatten sein. Sie stand auf; auch Maria und Therese, und gingen zu ihm.

Alle knieten um des Geliebten Bett. Eine ungemeine Ruhe und Freudigkeit war jetzt, nachdem er gebeichtet, in dem Blicke des Schwerkranken, war über sein ganzes Wesen ausgegossen. „Kinderchen! — sprach er — laßt es euch wohl sein, mir ist ganz wohl! Seht, Kinder! ich habe eine schöne Zeit gelebt: siebenzig Jahre, was wollt ihr mehr? Gott weiß, wie ich an der Mama und an Euch hange, aber doch gehe ich nun gerne. Gott hat Alles so freundlich gefügt. Kellermann ist hier, der wird mich hinüber beten. Mein Büchlein von der Liebe ist fertig, das habe ich noch recht mit Liebe geschrieben. Ich ginge jetzt gerne; aber freilich, wenn Gott mich noch hier lassen will, so ist es auch gut.“ Auf sein sehnliches Verlangen empfing er dann die heilige Wegzehrung. Seine Gemahlin und die meisten seiner Kinder waren zugegen. Bald nach der heiligen Communion betete Kellermann ihm das Gebet: Anima Christi (die Seele Christi heil'ge mich!) vor, für welches er eine

besondere Vorliebe hatte. Er betete jedes Wort mit tiefer Rührung nach. Den von Kellermann gesprochenen Christengruß erwiederte er mit bewegter Stimme, und gefalteten, erhobenen Händen: „In Ewigkeit, in Ewigkeit!“

Er fühlte sich jetzt etwas wohler; das Erbrechen hörte auf. Er sagte: „Vor großen Schmerzen fürchte ich mich; aber wenn Gott sie mir schickt, so ist es auch gut.“ Er war über allen Ausdruck heiter und liebevoll. Julia und Bernhard schickte er zu Bette. Julia kam nach einer halben Stunde wieder. „Liebes Kind! du hattest mir ja versprochen, dich zu legen, du mußt 6 oder 7 Stunden schlafen.“ Zwei waren immer bei ihm. Sonnabend, den 4. Dezember Morgens und Vormittag wurden alle Zeichen besser. Der Puls war matt, aber regelmäßig, das Auge hell. „Wie viel wohler und ruhiger ist mir nun zu Muth, als gestern Vormittag; damals glaubte ich es noch nicht so recht.“ Offenbar sprach er von seinem nahen Tode. Gegen 8 Uhr ließ er Kellermann rufen, dem er noch etwas Besonderes sagen wollte. Darauf sprach er unter Anderem: „Ach, das Fegefeuer, das Fegefeuer! — Ach, wer ist rein, wer ist rein vor Gott? — Meine selige Frau war eine so reine, unschuldige Seele; doch betete ich alle Tage, oft mehrmal im Tage für sie. Beten Sie auch für sie, lieber Kellermann, und für mich, so lange Sie leben.“ — Als er seiner Sünden erwähnte, erinnerte Kellermann: „Sie haben Gott geliebt.“ — „Ja; Gott hab' ich geliebt, Jesus Christus hab' ich geliebt. Ach, wie könnt' ich anders? Gott hat sich mir so freundlich im Angesichte Jesu Christi geoffenbart.“ — Nach einer Weile an Kellermann: „Ora pro nobis! (Bitt' für uns!) Aber Er bittet für uns; Er erbarmt sich unserer Schwachheit! Er erbarmt sich auch unserer Schlechtheit.“ Von seinen Sünden sprach er wohl im Gefühle der tiefsten Demuth, aber ohne Zagen und mit himmlischer, freudiger Zuversicht. „Nehm' ich's auch ernst genug?“ fragte er Kellermann, „ich soll bald vor dem Gerichte Gottes steh'n!“

Auf seinen dringenden Wunsch kam der Pfarrer von Melle, und ertheilte ihm die heilige Oelung. Alle seine Angehörigen waren zugegen, auch die Leute des Hauses. Der Pfarrer war ganz durchdrungen von seiner Andacht und völligen Hingebung.

Der Kranke war nun fast schmerzensfrei, schlief ruhig, und wenn er wachte, war er wie verklärt in Liebe zu Gott und den Menschen. Nur das Gefühl der Schwäche plagte ihn sehr, doch war eine unbegreifliche Freiheit und Lebenskraft in allen seinen Bewegungen. Die Hoffnung der Seinigen wuchs mit jeder Stunde; er selbst aber schien an keine Genesung zu glauben. Seine Gemahlin sagte ihm: „Wie glücklich sind wir, uns so zu lieben, daß auch der Tod uns nicht trennt.“ „Ja; so ist es; — entgegnete er — wenn man sich liebt in dem, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Dann kommen wir uns noch näher.“ Julia küßte ihm die Hand. „Wie glücklich sind wir doch, bei Dir zu sein.“ „Ja, mein Kindchen, laß uns Gott danken, und lobsingen und fröhlich sein.“

Graf Schmising von Tatenhausen kam her, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Kranke ließ ihn zu sich bitten, fragte mit herzlicher Theilnahme nach einem seiner Kinder, welches unwohl gewesen, empfahl sich seinem und seiner Frau Gebet und ließ diese freundlich grüßen. Mit sichtbarer Rührung drückte er ihm stark und fest die Hand, wie Jemand, der beim Antritte einer großen Reise Abschied nimmt. Es läßt sich nicht beschreiben, in welch' gehobener Stimmung der reine gottselige Geist Stolbergs seinem Heimgange entgegen sah. Es fiel dieß auch dem Arzte, es fiel Allen auf, als etwas ganz Wunderbares. Sein Leib war matt und leidend, aber sein ganzes Wesen unverändert. Er rüstete sich nicht; denn er hatte längst schon sich gerüstet; es war nichts Ueberraschendes für ihn in dem Gedanken an den nahen Tod, denn sein Wandel war schon lange im Himmel. Er nahm Theil an Allem, wie sonst, denn jede seiner Empfindungen bezog sich schon lange auf Gott, und war geheiliget durch heilige Liebe. Nur war jetzt seine Liebe noch erhöht, und eine überschwengliche Ruhe umschattete sein ganzes Wesen und theilte sich all' den Seinigen mit auf eine unbegreifliche Weise; und so war es bis zuletzt.

Erwachend sagte er lächelnd zu seiner Gemahlin: „Ich träumte eben vom Fegefeuer; es war ein großes Messer, auf dem ich lag; aber es war kurios, es schnitt mich nicht.“

Nun war er eine Weile mit seiner Gemahlin allein, sprach mit ihr von Dispositionen, die er schon lange ge-

macht, aber noch nicht aufgeschrieben hatte, bestimmte Andenken für seine Kinder, äußerte den Wunsch, daß auch seine Neffen und Nichten Andenken von ihm erhalten möchten, trug Grüße an mehrere Freunde auf. „Wenn ich die grüßen lasse — sagte er, nachdem er einige genannt hatte, die er sehr achtete — so ist das bloßer Eigennutz von mir, desto mehr beten sie für mich.“ Julia empfahl er besondere Grüße an eine Freundin, — „aber das sage ich ihr, beten muß sie für mich, so lange sie lebt.“

Paula kam zu ihm. „Ich habe Dich lieb, mein Päulchen! Du hast Deinen alten Papa auch lieb. Siehe, wie geschwind man stirbt. So ist man weg und wird nicht mehr gesehen. Man kann den Rückbleibenden keine Nachricht geben von dem, wie Einem ist; wir wissen aber doch, wohin wir kommen, denn der Heiland hat uns die Verheißung des Lebens gegeben. Gott wird Euch segnen, liebe Kinder!“

An Malchen sagte er: „Meine guten Kinderchen! Ihr könnt mir nun noch viel Liebes erweisen. Betet für mich. Betet ja für mich! Ich weiß es wohl, daß ihr es thut, ich weiß es gewiß. Thut es doch ja! Gott wird Euch segnen, meine lieben Kinderchen!“

Einmal erwachte er mit dem Spruche: „Christus ist uns von Gott geworden zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung.“ (1 Corinth. 1, 30.)

Seiner Gemahlin und Kellermann bemerkte er: „Meine Grabschrift soll sein: Hier liegt Friedrich Leopold ꝛc. — geboren den 7. November 1750, gestorben ꝛc. — Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“ (Ev. Joh. 3, 16.) Diese Grabschrift habe ich mir schon vor 30 Jahren gemacht. Hinzusetzen müßt ihr Nichts, denn, wenn von dem Ewigen die Rede ist, muß man von dem Zeitlichen schweigen.“ Noch kurz vor seinem Tode fragte er Kellermann, ob er auch seine Grabschrift noch wisse.

Zu seiner Gemahlin sprach er im Besonderen: „Lege den Kindern recht an's Herz: Demuth, Wachsamkeit und Gebet für sich, und dann vor Allem Treue in der Fürbitte für Andere. Wenn Gott mir großen Sünder, der ich bin,

Barmherzigkeit erzeigt, so ist es, glaube ich, weil ich — ich darf es sagen — treu diese Pflicht der Liebe erfüllt habe."

Nun war es Abend; das Erbrechen war seit halb drei Uhr Morgens nicht zurückgekehrt, und seine Angehörigen hofften das Beste; doch fing die Schwäche an, überhand zu nehmen.

Seine Dispositionen waren aufgesetzt, zwei Herren vom Gerichte aus Melle fanden sich ein, um ihnen die gerichtliche Förmlichkeit zu geben. Als das Geschäft vollendet, die Herren schon unter der Thüre waren, rief er sie mit lauter Stimme zurück, um eine Clausel hinzusetzen zu lassen, durch welche er Jemand, der seinem Herzen sehr nahe war, eine mögliche Verlegenheit ersparen wollte. Seiner Gemahlin äußerte er: „Bringe mir das griechische neue Testament; ich wollte dieß und den Homer Weihnachten Müller (dem Hauslehrer) geben; nun will ich es ihm aber gleich geben. Ich will ihm indeß noch etwas hineinschreiben; das kann ich nach dem wohl noch." Seine Gemahlin erbot sich, es gleich zu thun, wenn er es diktiren wolle. „Nein, das geht nicht; ich wollte auf Griechisch hineinschreiben: „„Herr, wohin sollen wir gehen, Du hast Worte des ewigen Lebens?"" (Joh. 6, 69.) und: „„Meinem lieben Müller."" Er konnte es nicht mehr.

Xaver und Joseph*) hatten den ersten, Cajus und Clemens den zweiten Theil der Nacht von Sonnabend auf den

---

*) Graf Joseph von Stolberg (geb. den 12. Aug. 1804, gest. den 5. April 1859) wurde der Gründer des nun so segensreich wirkenden Bonifazius-Vereins. Dieser Verein bezweckt, den in verschiedenen Gegenden Deutschlands unter den Protestanten zerstreuten Glaubensbrüdern hilfreiche Hand zu leisten, ihnen Gotteshäuser, Schulen, Missionsstellen oder auch ganz vollendete Pfarreien zu errichten, die Missionäre und Schullehrer zu besolden, und die zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes nöthigen Geräthschaften zu beschaffen. Jedes Mitglied des Vereins betet täglich Ein Vater unser und Ave Maria mit dem Zusatze: „Heiliger Bonifazius, bitte für uns!" und gibt monatlich ein, wenn auch noch so kleines Almosen. Der Verein hat sich unter den Schutz des Apostels Deutschlands, des heiligen Bonifazius gestellt, von dem er auch den Namen angenommen hat, und ist vom heiligen Vater Pius IX. mittels eines apostolischen Breves vom 21. April 1852 gutgeheißen, empfohlen und mit kirchlichen Gnadenschätzen ausgestattet worden.

Sonntag an des Kranken Bett durchwacht. Sie war sehr übel. Der Druck auf den Magen nahm zu; der Schmerz in der Herzgrube war zu Zeiten überaus heftig; er konnte nicht ruhig liegen. Mit größter Freundlichkeit dankte er für jede kleine Erleichterung, die man ihm zu verschaffen so glücklich sein konnte.

Um halb drei Uhr in der Nacht, gerade vierundzwanzig Stunden, nachdem es aufgehört, fing das Erbrechen wieder an; die Hoffnung der Seinigen war dahin. Um halb vier Uhr Morgens fand ihn Julia sehr abgenommen, die Hände kalt; er fing an zu röcheln und sagte: „Ich denke, Gott nimmt mich bald durch gänzliche Kraftlosigkeit zu sich. Ich weiß wohl, daß man eine große Schwäche aushalten kann, aber die meinige ist sehr groß." Etwas später: „Ich wünsche sehr, daß der Heiland mich heute zu sich nehme; aber — ich kann ja noch gehorsam sein. Gott beuge meinen störrischen, zum Leiden unwilligen Sinn!"

Auf seinen Wunsch ward Kellermann gerufen, ihm vorzubeten. Er verlangte die Sterbgebete, die er schon vorigen Tages zweimal verlangt hatte. Kellermann wählte andere, weil es für jene noch nicht Zeit schien. Er begann: Adjutorium nostrum in nomine Domini! (Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn!) — mit erloschener, aber fester Stimme antwortete Stolberg: Qui fecit coelum et terram (der Himmel und Erde gemacht hat); dann den fünfzigsten Psalm: Erbarme Dich meiner, o Gott &c., dann Anima Christi etc. — das Vater Unser und den englischen Gruß. Alles betete der Kranke deutlich und inbrünstig mit. Seine Gemahlin empfing er mit den Worten: „Ich bin dem Ziele viel näher gekommen," — und als sie ihm sagte: „Gott kann Dich uns doch noch lassen," entgegnete er: „Ach, dürfte ich sagen, wie jene fromme Seele:

Herr! mach' es, wie Du willst,
Doch sterben ist mir lieber,
Denn Sterben, das ist mir Gewinn;
Den meine Seele liebt,
O gehe nicht vorüber,
Nimm meine Seele zu Dir hin!"

Den letzten Vers sprach er mit aufgehobenen, gefalteten Händen, die Augen zum Himmel gerichtet, und sagte darauf, daß ein frommes Fräulein Bernstorf im Jahre 1769 diese

Verse in ihrer Krankheit gemacht, und bald darauf gestorben sei. Er klagte über heftigen Schmerz und Beängstigung und bemerkte: „Das ist die Agonie“ (der Todeskampf). Seine Gemahlin sagte ihm die Worte Christi: „Ich bin die Auferstehung und das Leben;“ „wer mir glaubt, stirbt nicht;“ fügte er hinzu. Und dann: „Gott hat mir seit einiger Zeit eine ganz besondere Ruhe gegeben, wie noch nie zuvor.“ Den Arzt empfing er mit den Worten: „Ich hoffe, heute kündigen Sie mir meine Freilassung an.“

Das Gefühl der Schwäche drückte ihn sehr nieder; er seufzte tief und blickte leidenvoll zum Himmel. Darauf schlug er leise, mit dem Ausdruck der Mißbilligung, strafend und doch freundlich, mit den Fingerspitzen seine Stirne. Julia wollte das nicht zugeben. „Ja, die Ungeduld ist sehr unrecht von mir!“ Julia knieete vor sein Bett, bat ihn um seinen Segen für alle nahen und entfernten Geschwister, und für seine Enkel. „Ja wohl! ich muß auch noch Alle um Verzeihung bitten; aber das will ich noch thun.“

Lapaix hatte wegen dringender Geschäfte weggewollt. Ein geschickter Arzt aus Osnabrück, Doktor Richard, war geholt worden, ihn zu ersetzen. Nun konnte aber Lapaix sich nicht entschließen, zu gehen und beide Aerzte beschlossen, noch ein Mittel zu versuchen. Stolberg fragte sie, ob sie noch etwas zu seiner Erleichterung thun könnten. Doktor Richard sagte ihm: „Wir haben noch gute Hoffnung.“ „Das ist mir aber gar nicht recht,“ erwiederte er freundlich.

Den Aerzten fiel es auf, wie in diesen Aeußerungen durchaus keine Ungeduld lag, sondern nur Verlangen nach Gott. Lapaix war ganz davon durchdrungen, so wie auch Doktor Richard später an Xaver äußerte: „Ich kann mir doch nicht denken, daß es einen Bösewicht geben könne, der bei dem Anblick sich nicht bekehrte!“

Mit größter Innigkeit wiederholte er mehrmals die Worte: „Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ Gegen ein Uhr Mittags verlangte er alle die Seinen. Er drängte und eilte, und da sie um sein Bett knieeten, sprach er mit matter, aber feierlicher, bewegter Stimme:

„Ich bin hier im Angesichte des allgegenwärtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und flehe zu diesen drei Personen der heiligen Dreifaltigkeit, die ich

immer angebetet habe, Sie mögen uns Alle, mich, meine selige und meine jetzt noch lebende Frau, meine todten und noch lebenden Geschwister, meine todten und noch lebenden Kinder, Eidame und Schnüre, meine Neffen und Nichten, Enkel und Enkelinen und uns Alle in Ein Band der Liebe durch Glaube, Hoffnung und Liebe umschlingen, daß von diesem Häuflein keines fehle, und wir Alle einst vereint werden an dem Throne Gottes; denn, ein so elender Sünder ich auch bin, gehe ich doch im Vertrauen auf Christus freudig hinüber. Ich muß mich kurz fassen.

Alle meine Kinder und Hausgenossen, meinen herzlieben Kellermann, Herrn Müller . . . . . bitte ich um Verzeihung wegen meiner häufigen Lieblosigkeiten und des Aergernisses, das ich ihnen gegeben habe, und bitte, Gott möge den Schaden von ihren Seelen wegnehmen, und die Folgen auf mich legen; nicht auf sie, sondern nur auf mich. Ich bitte alle meine Kinder und Alle, die ich eben genannt habe, so lange sie leben, für mich, für meine selige Frau, für meine Geschwister und uns Alle zu beten. Der Geist Gottes möge mich, und uns Alle mit seiner Liebe erfüllen, daß wir Alle Eins seien, wie der Vater in dem Sohne, daß auch wir Eins seien. Sollte eines meiner lieben Kinder oder meiner lieben Verwandten etwa glauben, daß irgend Jemand sich an mir versündigt, oder mich beleidigt haben möchte, so beschwöre ich ihn, es nicht zu rügen, sondern nur angelegentlich für den zu beten, von dem er dieß glauben möchte.

Nun, meine herzlieben Kinder, wollte ich Euch noch Eines an das Herz legen. Wir Alle sind Menschen, wir Alle sündigen; aber haltet nur immer dem Heiland euer Herz offen, werdet nie scheu vor Ihm! Denn, wenn wir Ihn scheueten, wen sollten wir dann nicht scheuen, und wenn wir Ihm nicht trauen, wem könnten wir dann trauen?"

Jetzt trug er seiner Gemahlin noch auf, seine Freunde zu grüßen. Er nannte Overberg und mehrere Andere.

Die Aerzte traten heran. Er glaubte wohl, sie seien zugegen gewesen, und sagte ihnen: „Sie sind Mitgenossen meines Gebetes." Doktor Richard äußerte: wenn er sich etwas erholt hätte, wollten sie noch ein Mittel anwenden. „Ich erhole mich nicht mehr." — Die Kraftlosigkeit, das Röcheln nahm zu, die Hände waren seit der Nacht nicht

wieder warm geworden, der Schmerz in der Herzgrube war sehr heftig. — „Ich darf wohl Gott nicht bitten, daß Er es abkürze?“ Kellermann antwortete: „Der Heiland betete, daß der Kelch vorüber gehen möchte.“ Dieß schien ihm wohl zu thun.

Sehr aufmerksam hörte er die Stelle 2. Corinth. 4, 17, 18: „Unsere gegenwärtige Trübsal, die augenblicklich und leicht ist, schaffet uns eine überschwengliche, ewige, Alles überwiegende Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; denn, was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“ Kellermann war nun fast beständig bei ihm, und sagte ihm von Zeit zu Zeit Sprüche aus der heiligen Schrift vor. Entfernte er sich etwas, so verlangte Stolberg nach ihm. Bei den ersten Worten, die Kellermann aus der heiligen Schrift anstimmte, sagte Stolberg die Folge, z. B.: „Meine Kraft ist mächtig“ „in den Schwachen“ (diesen Spruch wiederholte er auf Griechisch); „die Leiden dieser Zeit sind nicht werth“ „der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden.“ „Es ist nichts Verdammliches an Denen, die in Christo Jesu sind;“ „die nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste“ (Röm. 8, 1.) fuhr er fort. Kellermann sagte ihm den Spruch: „Ich erstatte an meinem Fleische, was an den Leiden Christi für seinen Leib mangelt.“ (Col. 1, 24.) — „Das ist eine schwere Stelle.“ — „Ja; aber es ist tröstlich zu denken, daß wir mit Christus und für Christus leiden.“ — Ja, für Christus!“ sagte er mit Inbrunst. — Einmal: „Ich leide unbeschreibliche Schmerzen.“ Kellermann erinnerte ihn: „Wen ladet der Heiland zu sich ein?“ „Die mühselig und beladen sind. Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid; Ich will euch erquicken; nehmet auf euch Mein Joch, und lernet von Mir; denn Ich bin sanftmüthig, und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen; denn Mein Joch ist sanft und Meine Bürde ist leicht.“

Cajus war unabläßig bei ihm. „Der arme Cajus hat einen schweren Stand,“ hatte er schon früher gesagt; — „er ist Zeuge meines ganzen Jammers.“ — Lapaix's Wunsch und die Besorgniß, seine Beklemmungen zu vermehren, vermochten seine Gemahlin und die Anderen der Seinigen, sich zu entfernen und nur mehr ab und zu einzeln zu ihm zu treten.

Kellermann sagte ihm vor: „Komm, Herr Jesu!" (Offenb. Joh. 22, 20.) Dann fügte Kellermann hinzu: „Es ist sehr schön, daß die heilige Schrift, die uns ein so reichhaltiges Gemälde von unseren Sünden und Gottes Erbarmungen aufstellt, damit schließt: Ja, ich komme bald. Amen. Komm, Herr Jesu!" Er: „Ja, so groß und herrlich. Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde." Und: „Ich komme bald! Komm, Herr Jesu! Amen." „Christus ist uns von Gott geworden zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung," diese Stelle mußte ihm wohl viel Trost geben; er ließ sie sich von Zeit zu Zeit wiederholen, oder sagte sie selbst. Kellermann sprach zu ihm: „Der Herr ist nahe bei Denen, die bedrängten Herzens sind." (Ps. 33, 19.) — Er: „Ja, Er ist nahe!" — Kellermann sagte ihm vor den ersten Vers: „Der am Kreuz ist meine Liebe." — Er sagte die ganze Strophe:

„Der am Kreuz ist meine Liebe,
Meine Lieb' ist Jesus Christ,
Weich' von mir, des Eitlen Liebe,
Alles, was nicht ewig ist;
Was du gibst, ist nicht von Gott,
Und womit du lohnst, ist Tod u. s. w."

Nun verlangte er die Sterbgebete, führte daraus an: „Wenn nun meine Hände und Füße erkalten &c." — Kellermann hatte sie nicht. Julia knieete vor sein Bett und betete die Verse:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt Du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
Reiß' Du mich aus den Aengsten,
Kraft Deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde
In meiner letzten Noth,
Und laß mich seh'n Dein Bilde,
Und zwar Dein Bild im Tod.
Da laß mich zu Dir blicken,
Da laß mich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken;
Wer so stirbt, der stirbt wohl!"

Er betete jedes Wort mit. Wo Julia die Stimme versagte, half er allein aus, und sagte die vier oder fünf letzten Verse ganz allein. — Darauf sprach er mit inniger, weicher Stimme: „Da Er für uns in den Tod ging, verließen Ihn die Seinigen, und um mich sammelt Gott Frau, Kinder, Freunde, lauter Engel, die mir hinüber helfen."

„Die Beklemmungen sind so entsetzlich — sagte er zu seiner Gemahlin — sie hemmen mir die Gedanken, ich kann nicht sagen, was ich wollte. — Ich will Gott um Erleichterung bitten, auch die Mutter Gottes, daß sie für mich bitte."

Seine Gemahlin äußerte ihm, es sei ein Brief von Leopold in Heidelberg gekommen. — „Was schreibt er denn?" — „Er schreibt, sein Tag sei gut besetzt, so daß ihm keine Zeit zu müßigem Umgang bliebe; auch schreibt er, der Gedanke an uns Eltern mache ihm Alles leicht." — „Nun, das ist gut, das freut mich, grüße ihn von mir." — Joseph war kurz vorher nicht wohl gewesen. Stolberg sah ihn, — „wie geht es Dir, lieber Joseph? Nimm Dich doch ja recht in Acht! Erkälte Dich nicht wieder!" — Nun wurden ihm noch seine kleinen Enkel gebracht. Mit seiner holden Freundlichkeit streichelte, küßte er jedes, fragte nach ihren älteren Geschwistern, die etwas weiter vom Bette standen, küßte und segnete sie, und die jüngeren Schwestern jedes besonders.

Kellermann erinnerte ihn an das Wort Christi: „Wenn Ich erhöhet sein werde, werde Ich Alles zu mir ziehen;" und fuhr fort: „Sie lassen sich ziehen, Sie folgen." „Ja, ich lasse mich ziehen; ich folge." Ferner an die Stelle: „Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi, Trübsal oder Angst oder Verfolgung ꝛc." (Röm. 8.) Er fiel ein und schloß selbst mit den Worten: „Nichts vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu unserm Herrn." Auf den Spruch: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen," bemerkte er: „Ist es zu viel gesagt: Auch die Sünden dienen zum Besten?" Kellermann: „Wer seine Sünden fühlt, kann am besten Gottes Erbarmungen an sich erfahren, und Gott um so mehr verherrlichen." „Ja, es ist ihr viel vergeben worden, weil sie viel geliebt hat." (Luk. 7, 47.)

Kellermann: „Der Herr ist nahe!" — „Gottlob! — heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt

und in der Stunde unseres Todes!" — Dann betete er das Vater Unser und Gegrüßet seist Du Maria mit Kellermann ganz aus. — Nach einer Weile: „Dein Weg ist unser Weg und durch die heilige Geduld wandeln wir zu Dir." (Thom. v. Kemp. 3, 18.)

Auf einmal verlangte er Xaver zu sprechen. „Lieber Xaver! ich habe mir von Deinem Herrn Vater und von Deinem Herrn Bruder, die Du herzlich von mir grüßen wollest, die Erlaubniß zu erbitten, daß ich in Stockkämpen begraben werde. . ." Xaver sagte ihm: „Du hast meine Kinder gesegnet, mich doch auch mit ihnen?" „Du geliebter Xaver!" sagte er, und drückte ihm mit Innigkeit die Hand.

Alle, selbst die Aerzte glaubten, es könne noch bis zur Nacht dauern, denn seit Mittag hatte er nicht sehr abgenommen. Julia ging wieder zu dem geliebten Kranken, da sagte er Denen, die bei ihm waren: „Gelobt sei Jesus Christus!" Die Umstehenden antworteten, und Julia sprach: „Jesu, Du Sohn David's, erbarme Dich meiner!" Er: „Jesu, Du Sohn David's, erbarme Dich meiner!" und dann mit unbeschreiblich freudiger Inbrunst: „Ja, Er hat sich meiner schon erbarmt."

Nun überfiel ihn ein Frost; er zitterte. Auf die Bemerkung des Arztes, daß dieß mit seinem Zustande zusammenhänge, entgegnete er: „Sagen Sie mir, wird's wohl Morgen oder Uebermorgen mit mir enden?" Der Arzt: „Bei Ihrem lebendigen Glauben und inbrünstigen Verlangen nach Gott darf ich es Ihnen sagen, es wird wohl nicht Mitternacht für Sie." — „Gott Lob!" Dann faßte er beide Hände des Arztes, drückte sie mit Kraft: „Danke, danke! Recht herzlich dank' ich Ihnen! Gelobt sei Jesus Christus!" Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite und nach einigen leisen Athemzügen war er hinübergegangen zu seinem Vater und zu unserm Vater, zu seinem Gott und zu unserm Gott.

So starb Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, einer der edelsten und verdienstvollsten Männer der deutschen Nation. Er hatte in der katholischen Kirche, die da ist die „Säule und Grundveste der Wahrheit", den Frieden gesucht und gefunden, den die Welt nicht geben kann. In diesem Frieden ist er als „guter und getreuer Knecht eingegangen in die Freuden seines Herrn". — Seine hervorragende Stellung

in der deutschen Literaturgeschichte zu besprechen, kann nicht in dem Zwecke dieser Blätter liegen; höher aber noch stellt ihn das freimüthige Zeugniß für Christus zu einer Zeit, in der die Lehre vom Kreuze den Meisten als Thorheit oder Aergerniß galt, und seine opferwillige Begeisterung für die Kirche, wodurch er die Liebe zu derselben in Tausenden von Herzen wieder erweckt und ihnen ein Leitstern zum Besseren geworden ist.

XXV.

Das Fest des heiligen Aloisius in Rom.

Bekanntlich trat der heilige Aloisius, der älteste Sohn Ferdinand's von Gonzaga, Fürsten des römischen Reichs und Markgrafen von Castiglione, noch ganz jung in die Gesellschaft Jesu ein, machte in Rom sein Noviziat und starb daselbst als Opfer der Nächstenliebe am 21. Juni 1591, im vierundzwanzigsten Jahre seines Alters. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich dergestalt, daß Papst Gregor XV. ihn 1621 für selig, Benedikt XIII. 1726 für heilig erklärte, und den „Engel im Fleische“ besonders als Vorbild und Beschützer der studirenden Jugend aufstellte. Seitdem ist der Name Aloisius weltkundig geworden und Gott allein weiß es, wie Vielen er ein mächtiger Fürsprecher auf dem Wege christlicher Vollkommenheit und jungfräulicher Keuschheit gewesen ist.

Nirgends aber blieb sein Andenken gesegneter, als in Rom, wo sein heiliger Leib in der Kirche des römischen Collegiums ruht. Es wurde nemlich der Leichnam des heiligen Jünglings nach dessen Heiligsprechung aus dem hölzernen Sarge herausgenommen und in die genannte Kirche übertragen, die dem Stifter des Jesuiten-Ordens, dem heiligen Ignatius Loyola, geweiht ist. Er ist seit dieser Zeit im rechten Arme des Querschiffes unter der Altarplatte beigesetzt, in einem prachtvollen Sarge von malachitähnlichem Steine, der aus dem fernen China stammt. Hunderte von Kerzen auf Lüstern und Wandleuchtern erhellen am Gedächtnißtage des Heiligen nach Oben und Unten die Kapelle. Am Sarge selbst sitzt zur Rechten und Linken je ein Engel aus weißem cara-

rischem Marmor; der Eine hält in der Hand einen silbernen Lilienzweig und das Cilicium, während zu seinen Füßen ein Diadem liegt; der Andere trägt einen Kranz von goldenen Rosen, und zu seinen Füßen ruht die Weltkugel. Das hohe Altarbild ist ein aus Stein herausgearbeitetes Bild des Heiligen, welchen Engel auf einer Wolke gegen den Himmel tragen.

Natürlich wird in der Kirche des römischen Collegs, weil dort die irdischen Ueberreste des heiligen Jünglings ruhen, auch dessen Fest alljährlich am feierlichsten begangen. Es wird durch ein Te Deum und eine musikalische Vesper eingeleitet. Der Altar des Heiligen strahlt da in einem Lichtmeere und die Altarstufen sind mit duftenden Blumensträußen geschmückt. Militärische Ehrenwachen bilden Spalier und das Volk strömt ab und zu, um am Grabe des Heiligen zu beten. — „Als ich — erzählt ein Berichterstatter vom Jahre 1860 — am Feste des heiligen Aloisius Morgens acht Uhr mich zur Kirche des römischen Collegiums begab, zogen eben die Studirenden dieses Collegs paarweise dahin, angefangen von den Kleinen der niederen Schulen bis hinauf zu den Studirenden der Theologie, die noch nicht Priester sind. Da sah man junge Leute aus allen Welttheilen und von allen Nationen. Die Amerikaner mit ihren violetten Talars und die Germaniker in ihrer rothen Soutane, die Engländer und Franzosen, die Zöglinge der Propaganda und der verschiedensten Collegien waren hier vertreten. Es mochten anderthalbtausend gewesen sein. Angeführt von ihren Professoren, nahmen sie reihenweise die angewiesenen Plätze in dem Riesenschiffe der Kirche ein, so zwar, daß dieses vom Presbyterium angefangen bis zur Hauptfront zurück angefüllt war. Die heilige Messe, von einem Cardinal gelesen, begann. Die Orgel präludirte, und begleitete vom Offertorium an einen mehrstimmigen Gesang, der von den Studirenden trefflich ausgeführt wurde. Nach der Communion des Priesters folgte die Communion der Studirenden, welche so erbauend war, daß mir fast die Thränen in die Augen traten. Man denke sich die nicht enden wollende Zahl der Knaben und Zöglinge, der Laien und Cleriker, die sich in wahrhaft bewundernswerther Ordnung von beiden Seiten dem Altare näherten, um das Brod des Lebens in ihre reinen Herzen aufzunehmen. Auf jedem Gesichte lagerte

die innere Sammlung und die Glut des Glaubens. Und so andächtig sie sich dem Altare näherten, eben so andächtig kehrten sie von demselben auf die früher eingenommenen Plätze zurück, wo ihre Kappen und Hüte indeß liegen geblieben. Auf den Knieen ihre Danksagung verrichtend, blieben sie in dieser Stellung, bis das Glück der heiligen Communion Allen zu Theil geworden war, während auf dem Sängerchor das „Anima Christi sanctifica me“ („die Seele Christi heilige mich“) in erhebender Weise ausgeführt wurde. Ein Jeder brachte vom Altare ein Bild des heiligen Aloisius mit dem Facsimile seiner Unterschrift als Andenken zurück. — Nun ist die Messe vorüber. Beiläufig zwölf der Studirenden, von dem kleinsten bis zum größten, nähern sich paarweise dem Altare des heiligen Aloisius. Sie tragen auf großen Platten reich gebundene oder gestickte Büchlein, in welchen die guten Vorsätze und edlen Entschlüsse verzeichnet sind, welche sie dem erhabenen Vorbilde der studirenden Jugend im Namen der übrigen als Opfer darbringen. Einige aus ihnen halten große Blumensträuße empor, das Sinnbild der christlichen Tugenden, und legen sie gleichfalls dem heiligen Aloisius zu Füßen.

Jungfrauen bringen gestickte Bilder und die kostbarsten Bursen und verehren sie in Andacht dem Heiligen. So mancher Brief und andere Geschenke von auswärtigen Jünglingen werden während der Oktave des Festes noch hingelegt zum Grabe. Die Briefe werden am Schlusse im Hofe verbrannt, die Bursen und gestickten Bilder aber den Missionären in andere Welttheile mitgegeben, und als Geschenke unter die neubekehrten Christen vertheilt.

„Bevor die Communion der Studirenden am Hochaltare stattfand, — schreibt unser Berichterstatter weiter — während und nach derselben war der Altar des heiligen Aloisius stets von Andächtigen jeden Standes, Alters und Geschlechtes umringt, welche an demselben die heilige Communion zu empfangen sich sehnten. Von vier Uhr Morgens an folgte Messe auf Messe, darunter Cardinäle, Bischöfe, Prälaten; während jeder heiligen Messe wurde das Himmelbrod gespendet! Ein mit den kirchlichen Verhältnissen Roms vertrauter Geistlicher sagte mir, daß an diesem Morgen wenigstens viertausend Laien die heilige Communion empfangen. Welche Summe von Gebeten steigt da zum Throne des Allerhöchsten empor, wie viele

Entschlüsse, von denen die Welt Nichts weiß und Nichts versteht, mögen da reifen, wie viele Opfer dem Himmel dargebracht werden!"

Das Aloisiusfest in Rom hätte man jedoch nur halb gefeiert, wenn man nicht auch die einstige Wohnung des Heiligen, die sich im obersten Stockwerke des Collegiums befindet, besucht hätte. Auf buxusbestreuten Wegen steigt man (nur Männern ist an diesem Tage der Zutritt gestattet) die Treppen empor, wandert durch die ernsten Klosterhallen und betritt endlich einen weiten, gewölbten Saal, dessen Eingang und Wände zum Theil mit rothen, goldumsäumten Tapeten behangen sind. Erbauliche Gemälde geben in diesem Saale das tugendreiche Leben und Wirken des heiligen Jünglings wieder, wie er z. B. neunjährig das Gelübde der Keuschheit ablegt; wie er vom heiligen Karl Borromäus die erste heilige Communion empfängt; wie er einen Greis zur Rede stellt, der vor Jünglingen unlautere Reden führt; wie er von P. Claudius Aquaviva in die Gesellschaft Jesu aufgenommen wird; wie er einen angesteckten Kranken in das Spital trägt; wie er auf dem Sterbebette seinen Todestag voraussagt; wie er von Benedikt XIII. heilig gesprochen wird; wie ihn die heilige Magdalena von Pazzis von himmlischer Glorie umstrahlt sieht ꝛc. An diesen Saal stoßen, ein paar Stufen höher gelegen, zwei Kapellen. Die eine davon ist das einstige Wohnzimmer des Heiligen. Noch steht die alte Thüre, die Zimmerdecke, der Sarg, in welchem der heilige Jüngling Anfangs gelegen; man sieht noch das Kreuzbild, vor dem er so oft und lange gebetet; zwei seiner Briefe, die er an den Bruder und den Lehrer geschrieben; manches Andere birgt außerdem der verschlossene Wandschrank und die Reliquarien auf den Altären. Die andere Kapelle ist der Ort, wo der Heilige seine Ordensgelübde abgelegt hat; sie ist erst im Jahre 1860 wahrhaft glänzend hergestellt worden, nachdem sie während der Revolution im Jahre 1849 fast gänzlich verbrannt und zerstört worden war.

Noch ist zu erwähnen, daß das Aloisiusfest auch in vielen anderen Kirchen Roms mit mehr oder weniger Feierlichkeit begangen wird, vorzüglich in der Kirche St. Apollinare, wo das römische Seminar für große und kleine Candidaten der Theologie und das Collegium Pium, d. i. die höhere

Bildungsschule für talentvolle Priester aus dem ganzen Kirchenstaate sich befinden. Die sechs Aloisiussonntage sind ohnedies von jeher in Rom beliebt gewesen.*)

XXVI.
Die Bestimmung der Klöster.

(Nach dem „Salzburger Kirchenblatt.")

Die Kinder dieser Welt, die nicht fassen, was des Geistes ist (I. Corinth. 2, 14.), haben oft völlig irrige, manchmal sogar sehr unwürdige Vorstellungen von der Bestimmung der Klöster. Und dennoch erweisen sich diese, wenn sie anders das sind, was sie sein sollen, als sehr heilsame Anstalten der Kirche. Die Klöster haben den hohen Beruf:

---

*) Um die Gläubigen, besonders die Jugend, immer mehr zur Andacht zu dem englischen Jüngling, dem heiligen Aloisius Gonzaga, anzueifern, verlieh Papst Clemens XII. mittelst zweier Dekrete der heiligen Congregation der Ablässe vom 11. Dezember 1739, und vom 7. Januar 1740 einen vollkommenen Ablaß an jedem der sechs Sonntage, welche zu Ehren dieses Heiligen entweder unmittelbar vor seinem Feste, am 21. Juni, gefeiert oder auch zu einer anderen Zeit im Jahre gehalten werden. Um diese Ablässe zu gewinnen, wird erfordert, daß diese Sonntage auf einander folgen und nicht unterbrochen werden, und daß die Gläubigen an jedem derselben nach reumüthig abgelegter Beichte und empfangener Communion fromme Betrachtungen oder mündliche Gebete oder andere Werke christlicher Frömmigkeit zu Ehren des Heiligen verrichten, und in dieser Beziehung gibt es sehr viele Andachtsbücher, welche eine Anleitung geben, wie diese Andacht der sechs Sonntage gehalten werden kann.

Auch an dem Feste dieses heiligen Jünglings ist allen Gläubigen ein vollkommener Ablaß verliehen, wenn sie nach verrichteter Beicht und Communion an diesem Tage den Heiligen besuchen und für die heilige Kirche 2c. beten, das Fest mag, jedoch mit Erlaubniß des Diözesanbischofes, an was immer für einem Tage des Jahres, an was immer für einem Orte und an was immer für einem Altare gefeiert werden, wie aus den Breven Papst Benedikt's XIII. vom 22. November 1729, Papst Clemens' XII. vom 21. November 1737 und Papst Benedikt's XIV. vom 22. April 1742 zu entnehmen ist. (S. Haringer, „Sammlung von Gebeten und frommen Werken, für welche die Päpste heilige Ablässe verliehen haben 2c." S. 452.)

1. Stätten des Gebetes zu sein.

Obgleich die Kirche von Christus, dem Sohne Gottes gestiftet worden ist und von dem heiligen Geiste regiert wird, so ist sie dennoch als eine Erscheinung in der irdischen, sündigen Welt Bedrängnissen der verschiedensten Art ausgesetzt. Fortwährend wird sie von Außen angefeindet und verfolgt, fortwährend in ihrem Innern durch Wölfe in Schafspelzen geängstigt, der Glaube und die Unschuld vieler ihrer Kinder durch diese bedroht. Zur Abwendung all' dieser Gefahren und zur siegreichen Bewältigung derselben bedarf sie des göttlichen Beistandes. Diesen aber theilt Gott vornemlich dann mit, wenn er darum gebeten wird. „Bittet, so werdet ihr empfangen," sagt die Schrift; „und darum erhaltet ihr nichts, weil ihr nicht bittet." — In diesem Sinne haben deßhalb bereits die Apostel gehandelt, indem sie die Kirche dem Gebete der Gläubigen häufig und dringend empfahlen, z. B. Ephes. 6, 18; Kol. 4, 3.

Die Pflicht, für die Kirche zu beten, ist demzufolge zwar eine allgemeine und geht alle Gläubigen an; allein jedes große Bedürfniß — und ein solches ist gewiß die Erhöhung der Kirche in lebendigem, werkthätigem Glauben und die Ausbreitung derselben auf Erden — fordert auch große und ungewöhnliche Mittel zu seiner Befriedigung. Es ist darum dem Geiste der Kirche und dem Bewußtsein der religiösen Gemeinschaft in ihr entsprechend, daß sie das erhabene Werk des Gebetes nicht blos den einzelnen Gläubigen überläßt, sondern es ihren geistlichen Körperschaften, d. h. den religiösen Orden, vorzugsweise überträgt.

Als Mittler fürbittet Christus beim Vater im Himmel; aber auch auf Erden soll ohne Unterlaß gebetet werden. Um jedoch erhört zu werden, — betheuert der heilige Hilarius — bedarf es vorher der inneren Reinigung und Heiligung. „Auf das Gebet des Gerechten sind die Ohren des Herrn gerichtet." Gerade aber als Stätten der Heiligung durch den Geist der Selbstverleugnung und der Abtödtung, der in den Klöstern herrscht, sind diese ihrer Bestimmung nach vorzüglich auch Stätten des Gebetes. In diesen gottgeweihten Häusern vereinigt sich Alles, was dem Gebete Kraft verleiht. Das Gebet erlangt nemlich um so eher Erhörung bei Gott, je mehr es im Geiste der Demuth und mit Ausdauer verrichtet wird,

und wenn dieß noch in frommer Gemeinschaft und im Namen Jesu geschieht. Dieß findet aber vor Allem in den Klöstern Statt. Jene, die hier beten, üben sich ohne Unterlaß in der Demuth. Weil sie nicht Ruhm und Ehre in der Welt suchten, haben sie sich ja in die Einsamkeit des klösterlichen Lebens zurückgezogen. Ohne Unterbrechung, beharrlichen Sinnes liegen sie Tag und Nacht dem Gebete ob. In heiliger Gemeinschaft sammeln sie sich betend im Chore und um den Altar. Und wie Alles im Kloster, so geschieht vornemlich das Gebet im Namen Jesu — auf Geheiß Jesu, zur Ehre Jesu und nach dem Beispiele Jesu.

Diese Berufspflicht des Gebetes ist deßhalb auch von jeher in allen Ordenssatzungen besonders hervorgehoben worden. Jene heiligen Einsiedler, die noch keine bestimmten Regeln hatten, brachten ihr Leben fast ausschließlich im Gebete zu. Als man sich später in Genossenschaften vereinigte, ward das unabläßige Gebet Ordensvorschrift; und wenn in der Folgezeit auch Handarbeit und Studium vorgeschrieben wurden, so geschah dieß nur, damit der Geist sich hiedurch stärke zum neuen Aufschwunge zu Gott. Das Gebet galt so sehr als Hauptbeschäftigung, daß vom Anfange des fünften Jahrhunderts an Klöster entstanden, die sich im vollsten Sinne des Wortes ununterbrochenes Gebet zur Aufgabe machten. In den Frauenklöstern der Anbetung des allerheiligsten Sakramentes geschieht dieß noch heute. So beten z. B. auch die Servitinen im Herzogspitale zu München Eine mit der Anderen abwechselnd Tag und Nacht ununterbrochen vor dem hochwürdigsten Gute.

Die Gebetsübung der Ordensleute fand in der Kirche stets Anerkennung und galt für eine reiche Quelle der Gnade für dieselbe und für die Menschheit überhaupt. Wir dürfen ohne Bedenken annehmen, daß manche Ordensperson, die in der Verborgenheit des Klosters ihr Leben verbracht hat und deren Name längst vergessen ist, dennoch durch ihr demüthiges Gebet der Welt mehr genützt hat, als Dutzende sogenannter großer Männer, deren Namen in der Geschichte glänzen. Mancher, dem Gott die Erkenntniß des wahren Glaubens oder die Gnade der Bekehrung aus einem sündenvollen Leben verliehen, verdankt es dem Gebete eines von der Welt verachteten Klosterbruders oder einer armen Klosterfrau. Manche, die im Kampfe gegen die Feinde ihres Glaubens und ihrer

Tugend aufrecht gestanden, die mit Besiegung von tausenderlei Hindernissen die großartigsten Werke der Nächstenliebe geschaffen und kaum glaublichen Mühen und Arbeiten im Dienste der Kirche und der Menschheit sich unterzogen haben, erhielten die Kraft von Gott dazu auf das Gebet eines unscheinbaren Mönches oder einer schwachen Nonne. Darum haben auch die tüchtigsten Männer der Kirche in aller Zeit, die zum Wirken nach Außen hin berufen waren, sich stets an die großen Gebetsanstalten der Klöster und religiöser Orden angelehnt.

Das apostolische Wort: „Bet' und arbeit'" drückt das richtige Verhältniß zwischen der Wirksamkeit Gottes und der Thätigkeit des Menschen aus. Alles ist bedingt durch die Gnade Gottes. Daher muß der Mensch um dieselbe, eben weil sie Gnade ist, bitten. Aber Gott will nicht allein wirken. Es ist der Wille Gottes, daß der Mensch mitwirke, damit das Gute zu Stande komme. Auch darum muß gebeten werden. An dieses Zusammenwirken der Gnade und der freien Mitwirkung ist alle Thätigkeit der Kirche geknüpft, und Gebet und Arbeit sind beide nothwendig für sie, obwohl bei ihr die Sache sich oft so vertheilt, daß die Einen — mehr das Gebet, Andere mehr die äußere Thätigkeit zu besorgen haben.

Der heilige Basilius der Große († 379) lebte früher als Mönch in stiller Zurückgezogenheit. Später riß ihn der Kampf der Kirche gegen den Kaiser Valens, den „wüthenden Arianer", mit in den Sturm der bewegten Welt; dabei blieb er aber mit seinen Mönchen stets in Verkehr und empfahl sein Wirken ihrer Andacht. Der heilige Augustinus greift in alle wichtigen Ereignisse der Kirche seiner Zeit ein, aber er bleibt im Bunde mit den Klöstern. Der heilige Gregor der Große († 604), selbst Benediktiner, arbeitet als Papst für die gesammte Kirche; indeß aus dem andächtigen Gebete der Ordensgenossen schöpfte er Trost und Kraft.

Die ausgesprochene Ueberzeugung von den Klöstern als Stätten des Gebetes theilte besonders der heilige Bonifazius, der Apostel der Deutschen. Darum trat er in Rom dem dortigen Gebetsverein bei und empfahl sein Missionswerk den Brüdern in England, welche seiner beim Gebete und im Opfer der heiligen Messe gedachten.

So ist die Kirche in Deutschland nicht blos durch die Glaubensprediger, sondern eben so sehr durch jene frommen Seelen im Wachsthume gefördert worden, welche in weiter Ferne mittels eifrigen Gebetes an deren Begründung theilnahmen; und indem zur ersten Sorge einer Klosterperson: „sich selbst zu heiligen“ die andere sich gesellte: „das Heil der Gläubigen mittelst des Gebetes zu fördern“, sah man die sogenannten beschaulichen Orden keineswegs für einen Nachtheil der Kirche, sondern vielmehr als eine wesentliche Wohlthat derselben an. Papst Innozenz III. gesteht offen in einem Briefe an die Söhne des heiligen Bernhard, daß er bei dem Gebete der letzteren das Schiff Petri durch die Fluten glücklich zu lenken vermöge.

Bei sämmtlichen Ordensstiftungen vor dem dreizehnten Jahrhundert war es zunächst nicht auf ein äußeres Wirken abgesehen. Man wollte Gott und seiner heiligen Kirche dienen durch Enthaltsamkeit, Abtödtung und Frömmigkeit. Die Klöster sollten die Opferaltäre sein, von denen fortwährend der Weihrauch des Gebetes zum Himmel emporsteige. Darum baute man die Klöster in stille Thäler oder auf Berge, fern vom Geräusche der Welt, oder gar wie die heiligen Romuald und Bruno (Stifter des Carthäuserordens) in Wildnisse, die geeignet waren, den Besuch der Menschen abzuhalten.

In späterer Zeit hat man an die Seite der beschaulichen Orden auch solche gesetzt, welche in ihre Regel zugleich äußere Berufsthätigkeit mit aufnahmen, als: Seelsorge, Unterricht, Krankenpflege. Allein immer war und blieb es die Bestimmung der Klöster, Stätten des Gebetes zu sein, wofür sie die Kirche allzeit betrachtet hat. Allerdings ist das Beten mehr die Aufgabe der sogenannten beschaulichen, das äußere Wirken mehr die der übrigen Orden. Aber ein Orden, der nicht beten, nicht viel für die Kirche beten würde, wäre ohne Leben, ohne Heil, ohne Bedeutung. Denn da ohne Gottes Gnade nichts wahrhaft Gutes geschehen kann, wie der Glaube lehrt, und die Gnade erfleht werden muß, wer sollte das für die Kirche zuvörderst thun, als die Vereine ganz gottgeweihter Seelen, die geistigen Körperschaften? Der ächte Klostergeist ist ja ein Geist des Gebetes, und das wahre Klosterleben ist ein Leben in inniger Verbindung mit dem

Herrn durch das Gebet. Wäre ein Ordenshaus noch so tüchtig in äußerer Thätigkeit; ohne den Geist des Gebetes käme es dem Verfalle bald nahe und sein Wirken ermangelte des Werthes und Verdienstes vor Gott. Will aber der Herr seiner Kirche gnädig sein, so erweckt er in den Gläubigen und ganz besonders in den Klöstern — den Gebetseifer.

Und wenn die Wissenschaft eine Milbe, einen Schmetterlingsflügel, ein Moos oder ein Sandkorn untersucht, wenn Männer ihre ganze lange Lebenszeit mit der Erforschung solcher Schöpfungstheilchen ausfüllen und ihre Namen mit Schrift und Mund in aller Welt gepriesen werden, so verdient es sicherlich noch mehr Lob, wenn Männer und Jungfrauen einen weiteren Schritt wagen, höher, ja bis zum Höchsten, zum Schöpfer aller Wesen hinaufsteigen und ihre Lebensaufgabe darin finden, nur und nur in Ihm zu forschen und in heiliger Andacht mit Ihm trauten Umgang zu pflegen.

2. Eine andere Bestimmung der Klöster ist in den Worten des Herrn ausgesprochen: „Lasset euer Licht vor den Menschen leuchten." Die religiösen Orden sollen der Menschheit zu einem Sittenspiegel dienen.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er nach zeitlichem Besitze, nach Ehre vor der Welt, nach irdischen Freuden und Genüssen strebt. Das Christenthum verbietet auch dieses Streben im Allgemeinen nicht, sondern es mäßigt und ordnet dasselbe nur, damit es dem göttlichen Gesetze nicht widerspreche, sondern die Uebung desselben vielmehr fördere. Der Christ darf Besitzthum haben und zu erwerben trachten, er soll dabei nur die göttlichen Vorschriften der Gerechtigkeit und Liebe nicht außer Acht lassen und sein Herz nicht daran hängen. Er darf auf Bewahrung seiner Ehre und Sicherung seines guten Namens sehen, nur Eitelkeit und selbstsüchtiges Erheben, wodurch er seine Ehre der Ehre Gottes vorzieht, ist ihm verboten. Er darf auch die Freuden des Lebens genießen, doch soll er darin mäßig sein, die irdischen Freuden nicht durch Sünde erkaufen und darüber seines höheren Lebenszweckes nicht vergessen.

Allein ein flüchtiger Blick in die Welt zeigt, daß dieß von Vielen wenig eingehalten, vielmehr auf eine sehr nachtheilige Weise und zwar häufig überschritten wird. Im Streben

nach Besitz verfällt man in die Habsucht, vermöge welcher man das Geld zum Götzen seines Herzens macht. Indem man sich vor der Welt einen guten Ruf zu gründen sucht, geräth man in den schändlichsten Ehrgeiz, von dem geblendet man mit stolzer Verachtung auf seine Brüder herabsieht, die Ehre bei den Menschen der Ehre und dem Wohlgefallen vor Gott vorzieht, also Ehre in der Schande sucht. Und während man sein Dasein mit mancherlei Genüssen der Erde zu verschönern trachtet, versenkt man sich dergestalt in die sinnlichen Freuden (Genußsucht), daß jedes Gefühl für das Edlere, Himmlische im Herzen völlig erstickt wird, und sogenannte Naturmenschen entstehen, die, vom irdischen Sinne ganz besessen, gar nicht fassen, was des Geistes Gottes ist, sondern dieß als Unverstand und Thorheit ansehen.

Um nun diesen dreifachen Götzendienst Derer, welche die Welt lieben (1. Joh. 2, 16.), zu zerstören, den genannten Uebeln in der Welt heilend zu begegnen, die Menschheit bei ihrem Streben nach Erlaubtem von verderblicher und sündhafter Ausartung zu bewahren, sollen die Klöster den Spiegel christlicher Vollkommenheit Denen, die in der Welt leben, vor Augen halten. Diese Vollkommenheit liegt darin, daß der Mensch aus Liebe zu Christus und im Verlangen, ihm ähnlich zu werden, freiwillig Verzicht leistet auf das, was er besitzen und genießen könnte; wenn er Nichts besitzen will, sondern vollkommene Armuth gelobt; wenn er nicht Ruhm und Ehre vor den Menschen sucht, sondern sich zu demüthigem, vollkommenem Gehorsam aus Liebe zu Gott versteht; wenn er den Weltfreuden entsagt, und die vollendete Entsagung im Gelübde der Jungfräulichkeit zu seinem Antheil nimmt.

Diese Vollkommenheit ist kein eigentliches Gebot, sondern ein Rath, und die Befolgung desselben bleibt der freien Entschließung der Einzelnen überlassen. Dessenungeachtet darf dieselbe in der Kirche nie fehlen, und zwar aus dem Grunde, damit durch dieselbe, als das weit Schwerere — die Menschheit zur Befolgung der göttlichen Gebote, als dem Leichteren, angespornt werde und jede Ausflucht verliere, als seien die sittlichen Vorschriften des Christenthums für die menschliche Schwäche eine nicht erträgliche Bürde.

Die Befolgung der evangelischen Räthe hat in der That auch stets in der Kirche stattgefunden und jederzeit den heil-

samsten Einfluß auf das christlich-sittliche Leben der Menschen geübt. Nach dem Beispiele Jesu strebten schon die Apostel und Viele der ersten Christen diese Vollkommenheit an. Als die Kirche sich mehr ausbreitete, waren es namentlich die Einsiedler in den Wüsten von Palästina und Aegypten und später die Klöster, die eine möglichst hohe Stufe der Sittlichkeit zu ersteigen suchten. Vor dem Einsturze des römischen Reiches im Abendlande hat der heilige Benedikt seine Ordensregel verfaßt und die Bekehrung der heidnischen Deutschen geschah größtentheils durch diese Mönche. Jenen Barbaren trat die Kirche in diesen Männern der Entsagung entgegen und das Beispiel dieser Männer bestimmte Jene, die christliche Religion gläubig anzunehmen und in den Schooß der katholischen Kirche einzutreten.

Die Entwicklung des wahrhaft christlichen Lebens und die der Klöster hängt so innig zusammen, daß jedesmal ein Aufschwung in der Kirche begleitet ist mit einer Erneuerung des Klostergeistes, und daß eine fruchtbare innere Neugestaltung der Kirche sich in der Reform religiöser Orden kund gibt. Diese erhabene Bedeutung der Klöster: „der Welt ein leuchtender Sittenspiegel zu sein“ hat der heilige Kirchenrath von Trient mit klaren Worten ausgesprochen, indem er in seiner fünfundzwanzigsten Sitzung erklärt, daß fromm eingerichtete und recht geleitete Klöster der Kirche Gottes zu großem Glanze gereichen, und knüpft eben deßhalb an diese Erklärung sehr ernste und wichtige Ermahnungen. Der Verfall der Klöster hatte den Verfall des gläubigen Sinnes und der guten Sitten in der Kirche zu allen Zeiten wesentlich mitverschuldet, und dem um sich greifenden Verderben ward auch nicht früher Einhalt gethan, als bis die Kirche neue Schaaren von Streitern in den Kampf senden konnte, welche gottbegeistert zur großartigen Erfüllung der evangelischen Räthe sich verstanden.

Immer bringt eine gleiche Ursache eine gleiche Wirkung hervor. Dem natürlichen, seinem eigenen Herzen folgenden Menschen wird es stets eigen bleiben, nach Genuß, Ehre und Besitzthum zu streben. Aber dieß sein Streben zu mäßigen und zu regeln, muß er mächtig angeregt werden, wenn er einen Mitmenschen sieht, welcher diese dreifache Begierde gerne und standhaft zu überwinden sucht und durch Gottes Gnade auch wirklich mit Erfolg bewältigt. Und wenn diese that-

kräftige Ueberwindung nicht blos von Einzelnen, sondern von ganzen Genossenschaften geübt wird, wie es wirklich in recht geleiteten Orden geschieht, dann muß wohl das alte Sprichwort: „Worte bewegen, Beispiele aber ziehen nach" sich doppelt bewahrheiten.

Aus diesem Grunde sind gerade in unserer Zeit wohlgeordnete Klöster für die Kirche von so großer Wichtigkeit. Denn unser Geschlecht ist, wie männiglich bekannt, einer maßlosen Selbstsucht verfallen, die Alles beherrscht, sämmtliche Stände durchdringt und die Masse des Unheils erzeugt, das wir beseufzen. Das Christenthum verbietet und verdammt solch' herzlose Selbstsucht (Egoismus), und göttlich, wie es ist, sucht es an deren Stelle in das gläubige Herz die übernatürliche Tugend der Liebe, Opferwilligkeit und Gerechtigkeit zu pflanzen. Allein das, was der Einzelne in seinem Berufe und in seinen Verhältnissen thut, so edel und verdienstlich immer es sein mag, stellt sich doch nicht so offenbar, augenfällig, so zur Nachahmung spornend heraus, als bei den Ordens-Gesellschaften. Unserem sinnlich gewordenen Geschlechte, welches auf die Mahnungen der Kirche und auf Verkündigung der göttlichen auf den Glauben gestützten Sittenlehre nicht oder nur mit halbem Ohre hört, muß die Kirche mit großartigen Anstalten entgegentreten, um es ihm so zu sagen handgreiflich zu machen, daß es dem Menschen bei gutem Willen durch die göttliche Gnade möglich sei, die Vorschriften des Christenthums, auf deren Befolgung das wahre Wohl der Menschheit für Zeit und Ewigkeit ruht, genau und treu zu erfüllen.

3. Die Klöster haben endlich die Bestimmung, Sühnopferaltäre für die Welt zu sein.

Das ganze Leben Christi war ein fortwährendes Opfer zur Tilgung der Sündenschuld der Menschen. Indem Er Mensch wurde und Knechtsgestalt annahm, vielfach angefeindet und geschmäht über die Erde ging, opferte Er seine ewige Glorie, und that dieses, um für den Hochmuth des Menschen genugzuthun. Indem Er, schon arm geboren, die Armuth zum bleibenden Antheil seines Erdenlebens machte, opferte Er, der Herr der Welt, alles irdische Besitzthum und wollte nicht einmal so viel haben, wo er sein Haupt hinlegen könnte. Durch dieses Opfer sühnte er die Habsucht unseres Geschlechtes.

Indem er dreißig Jahre seiner Mutter Maria und seinem Nährvater Joseph unterthan war, opferte er seinen Willen und dieses Opfer war ein Bußwerk für die Sünde des Ungehorsams, dessen die Adamskinder sich ununterbrochen schuldig machen. Indem er sich vom heiligen Geiste in die Wüste führen ließ, daselbst vierzig Tage und vierzig Nächte fastete, opferte er den natürlichen Nahrungsgenuß, und durch dieses Opfer büßte er für das sträfliche Gaumengelüste, dem die Weltkinder, deren Gott der Bauch ist (Phil. 3, 19), so vielfach fröhnen. Indem er sein Leben ganz dem Dienste der Menschheit, zum Heile derselben weihte, Tag und Nacht an dem großen Werke arbeitete, welches ihm der Vater zu vollbringen übertragen hatte, opferte er als Mensch alle Kräfte des Leibes und der Seele und durch dieses Opfer heilte er die tiefe Wunde, welche die Trägheit, Bequemlichkeit und Pflichtversäumniß der Menschen dem Vaterherzen Gottes schlägt. Indem er endlich sich noch an das Marterholz des Kreuzes festheften ließ, opferte er sich selbst ohne den geringsten Vorbehalt und durch dieses Opfer entrichtete er das Lösegeld für die grenzenlose, höchst sträfliche Eigenliebe, ja für die ganze Sündenschuld der Menschheit. So war das Leben Jesu auf Erden ein fortwährendes Opfer für die Sünden der Welt.

Die aber, welche Christo angehören, haben ihr Fleisch gekreuziget sammt dessen Gelüsten und sprechen mit dem Apostel: „Es sei ferne von mir, mich zu rühmen, außer in dem Kreuze Christi, durch welchen mir die Welt gekreuziget ist und ich der Welt;“ sie tragen, wie der heilige Apostel und alle wahrhaft erleuchteten Seelen, große Trauer und beständigen Schmerz im Herzen wegen der vielen Sünden, durch welche die unendliche Güte Gottes beleidigt, seine Barmherzigkeit mißbraucht, seine Langmuth verhöhnt, seine Gerechtigkeit gleichsam herausgefordert wird. Sie brennen darum vor Verlangen, mit ihrem Herrn und Meister zu büßen, zu leiden, sich für ihre verblendeten Brüder zu opfern. So sind Liebe zur Abtödtung, demüthiger Bußeifer, Durst nach Leiden und Opferfreudigkeit — Grundzüge im Leben der Heiligen, und die Kirche hat von jeher gelehrt, daß die Königin unter den Tugenden die Unschuld mit dem Kranze der Buße ist. Das sind Früchte der wahren Liebe und Nachfolge Christi in den Auserwählten; das ist Christus in seinen Heiligen.

Der Ordensmann aber hat vor Gott und seiner heiligen Kirche versprochen, in dieser Weise ganz und ungetheilt seinem Heilande zu leben, auf dem Kreuz- und Bußwege Ihm nachzufolgen, sich mit Ihm zu opfern. Ja, der Ordensmann soll ein Büßer sein, dessen Buße der Welt zu gut kommt, damit sie durch heilsame Erkenntniß und Reue über ihre Sünden zurückkehre zu Gott und der Verdienste Christi theilhaftig werde. Die Klöster sind darum ihrer eigentlichen Natur nach als Sühnopferaltäre im Herrn für die sündige Menschheit anzusehen. Wenn z. B. der Ordensmann sich in ernste Bußgewande hüllt und diese nach Vorschrift seiner beschwornen Regel und der Gesetze der heiligen Kirche nie mit anderen vertauscht, trauert er da nicht für die Welt, welche sich oft ganz in eitle Putzsucht und Kleiderpracht verliert? Wenn der Klostermann sich zu strengem Stillschweigen verpflichtet und seinen Mund nur öffnet, wenn die Pflicht es verlangt, büßt er da nicht für die Sünden, welche die Menschen so oft durch den Mißbrauch ihrer Zunge begehen? Wenn der fromme Zellenbewohner den größten Theil des Tages im heiligen Gebete verbringt, und seinen Geist fast immer in himmlische Gedanken und Betrachtungen versenkt, sollte das kein entsprechendes Bußwerk im Gegensatze zu der Gottvergessenheit sein, in welcher der Sinnenmensch nur zu oft dahinlebt? Wenn das Ordensglied in reiner Absicht strengen Fasten sich unterzieht, und auf die Genüsse der Erde völlig verzichtet, sollte das nicht die Sündenschuld bei Gott verringern, welche die Menschen in der Welt durch ihre Völlerei, durch ihr ungezügeltes Haschen nach Lustbarkeiten und Vergnügungen begehen? Wenn die Ordensperson ihres Willens sich vollkommen und für die Dauer des ganzen Lebens entäußert, wenn sie aus Liebe zu Christus unter den strengsten Gehorsam sich stellt, sollte das nicht eine Genugthuung sein, welche sie zum Frommen der Weltmenschen leistet, die durch Uebermuth und Trotz gegen heilige Gesetze sich so schwer gegen Gott versündigen? Oder möchte Jemand eine Thätigkeit, die sich aus Liebe zu dem Nächsten kreuziget, als Unthätigkeit verrufen? Dann stellt man auch das Opfer Jesu in Frage, der nicht für sich, sondern für die Sünder, für uns Alle sich dargegeben hat. Gewiß, die Klöster sind ihrer Natur und Bestimmung nach vorzügliche Opferaltäre im Herrn für die sündige Welt! Und

diese segensreiche Bestimmung hatten auch, wie die Geschichte lehrt, alle jene gottesfürchtigen Seelen ganz besonders im Auge, denen wir die Stiftung von Klöstern verdanken. Um an den Verdiensten und Gebeten der Ordensleute für sich und ihre Nachkommen Theil zu nehmen, errichteten sie diese Denkmäler ihrer Liebe zu Gott und opferten ihnen ihr Geld und Gut.

Die Hauptbestimmung der Klöster ist demnach zu sein: Stätten des Gebetes, welches für die Kirche und ihre Kinder, für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden verrichtet wird; Spiegel der Sitten, welche der Menschheit vor's Auge gehalten werden; Sühnopferaltäre für die sündige Welt. — Im Anfange unseres Jahrhunderts war diese Bestimmung der Klöster nicht gekannt oder doch nicht beachtet; man ließ die Klöster höchstens noch gelten, wenn sie mit Unterricht, Krankenpflege u. s. w. sich befaßten, obgleich dieß, wenn auch an sich eine sehr edle, den Klöstern wohlanstehende, doch nur eine untergeordnete Aufgabe derselben sein kann. In der neueren Zeit ist es — Gott sei Dank — anders geworden, indem auch die sogenannten beschaulichen Orden wieder zu Ehren kommen und damit die Grundaufgabe der Klöster wieder mehr anerkannt wird. Unter den vielen traurigen Zeichen der Zeit gewiß auch ein erfreuliches!

XXVII.

Nur keine Todsünde!

(Nach E. Ringseis.)

Auf dem Chiemsee glitt ein Einbaum vom Ufer ab; ein Mädchen stand drinnen und lenkte ihn. Rechts die Gebirgsreihe, links die Ebene, dunkelblau so Himmel als See, der Mond und matte Sternchen droben, der funkelnde Widerschein drunten, das gab zusammen ein stilles, friedliches Bild; aber das Mädchen achtete dessen nicht sonderlich. Sie hatte Jemand über den See gesetzt und wollte nun heimkehren in der ersten, hellen Hälfte der Nacht. Ihre Gedanken aber weilten bei einem traurigen Bilde; denn an dem Orte, den sie eben ver-

ließ, war ihr erzählt worden: endlich habe man gestern ein seit Kurzem vermißtes Mädchen gefunden im eignen Einbaum ertrunken. Wahrscheinlich hatte dasselbe sein Ruder verloren und darnach haschend den Einbaum, dessen Eigenthümlichkeit ihm nicht gestattet, unterzugehen, so sehr aus dem Gleichgewichte gebracht, daß er sich mit Wasser füllte; nun mochte es, im Wasser stehend, ohne Ruder, also unfähig, dem Lande zu nahen, sich so lange aufrecht erhalten haben, bis, von Erstarrung oder Ermattung überwältigt, es im Kahn zusammensinkend, darin ertrank. Dieß traurige Ereigniß ging der jetzt Ueberfahrenden nicht aus dem Sinn.

Sie blickte nachdenklich auf die dämmerige Wasserfläche, die schweigend bedeckte, was sie seit Menschengedenken verschlungen, und immer unheimlicher ward ihr zu Muth, immer banger um's Herz. Vor Augen schwebte ihr der schwankende Einbaum in gleicher Linie mit dem Wasserspiegel, drinnen des Mädchens Leiche, das ausgerungen nach langer Todesangst. Wenn ihr's nun ebenso erginge! Unwillkürlich schloß sie die Hand fester um's Ruder, und versuchte doch, über sich selbst zu lachen. Wie unwahrscheinlich! Sollte das nemliche Unglück gleich wieder geschehen? Aber schon ließ sie der Gedanke nicht mehr, wie eine Ahnung über ihr Herz sich legend, bis, von Grauen übermannt, sie nicht wagte, weiter zu fahren. Langsam mit festem Griff zog sie das Ruder, es auf den Boden zu legen, herein. Doch, indem sie es durch die Wiede schob, achtsam, daß es der Hand nicht entgleite, that ihr Fuß einen Fehltritt; schnell mußte sie sich auf die Wand des Nachens stützen, er erlitt einen heftigen Stoß und drohte wirklich umzuschlagen. Alles Blut drang ihr nach Kopf und Herzen. Wenn sie nun wäre hinabgestürzt zu all' den andern Leichen! Und ihre Seele? — Die Kniee wankten ihr. Mit eingehaltenem Athem kauerte sie nieder und starrte hinaus, ohne zu sehen auf die dunkle Wasserfläche, während durch ihren Geist in banger Hast Gedanken und Bilder jagten, alle sich drehend um das Eine, was aus ihr geworden, hätte Gott sie nun plötzlich vor sich gerufen; was würde, geschähe es noch, im nächsten Augenblicke . . . .? Mit nie zuvor gekannter Klarheit zogen blitzesschnell die Bilder ihres Inneren vorüber, so viel Eitelkeit, so viel Leichtsinn, so viel Neid und Bitterkeit um Geld und Gut, um der Schönheit willen, um des Lebens

Bequemlichkeiten; so viel Selbstsucht, so viel Rücksichtslosigkeit, so viel Hartherzigkeit gegen den Nächsten! Und dann ihr Verhältniß mit einem Burschen, dem sie kaum mit recht inniger Liebe war zugethan, mehr um der Leute, der eitlen Ehre willen; und vielleicht lebte sie dadurch in immerwährendem Ungehorsam; denn ohne bestimmtes Verbot murrte und grollte doch ihre Mutter beständig darüber, es könne zu nichts Gutem führen. Stellen aus dem Katechismus, aus stumpf angehörten oder längst vergessenen Predigten fuhren ihr durch den Sinn. „Du sollst Gott über Alles lieben!“ Wie hatte sie dieß Gebot befolgt? O sie hatte ihn weniger geliebt als Lust der Augen und Hoffart des Lebens, weniger als zeitliche Ehre und zeitlich Glück, ja weniger oft als Speis und Trank, als Geschwätz und Lachen.

Mit bebenden Händen tastete sie im Schiffchen umher, ob nirgends ein Astloch sei, das Wasser einließe.

Der Mond zog quer über den See eine schmale silberne Fährte und in diesem Schimmer glaubte sie die Wellen sich kräuseln zu sehen, wie bei herannahendem Sturm. Wenn er sich erhöbe und sie wirklich zu Grunde ginge! Wenn sie erscheinen müßte vor Gottes Angesicht, und hätte Nichts, Nichts zu bringen! Fiel denn kein gutes Werk ihr ein, das sie gethan, das sie könnte zur Sühnung bieten? — In quälender Angst fand sie nicht eines, nein, keins, das Stand gehalten vor der Frage: „Hast du's gethan um Meinetwillen?“ Und es wäre nun zu spät, zu spät für das allerkleinste Werk! Auf die Stirne trat ihr der Angstschweiß.

Sie versuchte, alle Kraft des Herzens zu einem Akt der Reue zusammenzufassen! — Vergebens! Nur Furcht fand sie in ihrem Herzen, Furcht vor dem Tode, Furcht vor dem Jenseits.

Nur jetzt nicht sterben! So nicht sterben!

Schwer seufzend blickte sie scheu umher, sie wußte kaum, klopfte ihr Herz oder stand es still. So ruhig war sie von Haus weggefahren; auch jetzt noch war die Mondnacht so schön; kein Wind, keine Wolke, nirgends ein Anlaß zur Besorgniß, kein Schein von Gefahr. Und doch fühlte sie sich so elend, so schaudernd, so verlassen, einzig, weil einmal der Gedanke an Gottes Gericht lebhaft über sie gekommen.

Endlich empfand sie die bittere Kälte der nächtlichen

Seeluft, und daß sie bald davon erstarrt war. Der Mond war dem Untergange nahe. Wollte sie die ganze Nacht, auch wenn er die Erde der Dunkelheit anheimgegeben, auf dem See verbleiben in schaukelnd sich selbst überlassenem Kahn? Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Schon vermochte, der Kälte nun sich bewußt, die Aufgeregte nicht mehr dem rieselnden, schüttelnden Frost in allen Gliedern zu widerstehen. Bedächtig, vorsichtig hob sie das Ruder vom Boden, schob es in die Wiede, und mit langsamen Schlägen theilte sie die Fluth. Als nun der regelmäßige Schall empordrang aus der Stille, darin bis jetzt kaum das Plätschern der Wellen war hörbar gewesen, als in gleichem Takte die Arme sich kräftig auf- und niederbewegten, da löste sich allmälig die Beklemmung in Thränen, die schneller stets und gewaltiger ihr entstürzten, bis endlich ihr lautes Schluchzen hinausscholl in die Nacht.

Nach kurzem Rudern machte der Kahn eine Wendung und ein einsames Licht schimmerte ihr entgegen von der nahen Fraueninsel, wohl aus der Zelle des Klosters. Darauf steuerte das Mädchen los, und bald fuhr der Nachen knarrend auf den Sand. Sie sprang heraus, band ihn fest, und die Arme emporwerfend, blickte sie durch die noch immer reichlich fließenden Thränen wie verändert zum dunklen Himmel empor, mit süßem Trost unter ihren Füßen die Erde fühlend. . . .

Haben wir in der Schilderung dieser Seefahrt nicht ein Bild des menschlichen Lebens? Wir steuern in unsicherem Fahrzeuge dahin, bis wir unerwartet in dem Strom der Zeit sterbend versinken, um im Jenseits wieder zu erwachen. Mancher, der am Beginne des verflossenen Jahres, ja des gestrigen Tages es nicht ahnte, ist seitdem von den Wogen der Zeit verschlungen worden, um nicht wiederzukehren. Werden wir, die wir jetzt noch hier wandeln, den heutigen Tag ganz durchleben und auch den morgigen noch erreichen? Wir wissen es nicht. „Der Mensch weiß sein Ende nicht — sagt die Schrift; sondern gleichwie der Fisch gefangen wird mit dem Hamen und die Vögel mit dem Stricke, also werden die Menschen gefangen in der bösen Zeit.“ Wie aber, wenn wir heute schon sterben und vor Gott erscheinen müßten? Sind wir dazu bereit? Das ist die Frage, die wir an jedem Tage unseres Lebens an uns richten müssen. Hast du nicht

Ursache, den gerechten Gott zu fürchten, wenn Er dich jetzt vor sein Gericht rufen würde? Ist dein Herz frei von Stolz und Neid, von Haß und unlauterem Wesen, von Zorn und Geiz, von Rache und Bosheit, von Weltsinn und Sinnenlust? Trachtest du in Allem blos Gott zu gefallen; suchest du nicht überall nur deine Ehre und vergänglicher Menschen Beifall? Wie — wenn du im Zustande der Todsünde sterben würdest? — Du schweigst? Sieh' wohl zu! Du stirbst zu einer ungewissen Zeit; du stirbst nur einmal, und in dem nemlichen Augenblicke, in welchem du stirbst, handelt es sich um Gott, entweder ewig Ihn zu besitzen, oder ewig Ihn zu verlieren; es handelt sich um die Seele, die entweder ewig selig oder ewig verdammt wird; es handelt sich um die ganze Ewigkeit, die du entweder bei den Auserwählten im Himmel, oder bei den Verworfenen in der Hölle zubringen wirst. Das Alles weißt du und du bereitest dich nicht zum Sterben, und lebst, als hättest du vom Tode Nichts zu fürchten! O Mensch mit dem sterblichen Leibe und unsterblicher Seele, lerne sterben, da du noch lebst, um einst gut zu sterben und ewig zu leben! Nütze dein Leben — es ist ja kurz, wie ein Traum! Wirke dein Heil, so lange es noch Tag ist; es kömmt die Nacht, in der Niemand mehr wirken kann. Suche den Herrn deinen Gott und Nichts außer ihm. Alles — nur keine Todsünde! Du wärest für ewig verloren, wenn du mit ihr befleckt aus der Welt gingest. Sieh dich vor auf den Tod — er kömmt im Augenblick! Sorge ernstlich für die Ewigkeit — sie ist ja ohne Aufhören und ohne Ende!

Inhalt